



BANZIANA

Hinter den Kulissen von Hypezig

Leben ist mehr als Überleben

Fachtagungen:
Südafrika, Südtirol ...

POL&IS: Das Wetter wird gewürfelt

Koks im Eimer

2013

Informations- und Servicedienst für Stipendiaten
und Altstipendiaten der Hanns-Seidel-Stiftung

BANZIANA 2013 – Inhalt

BANZIANA 2013 voraus

- 3 Vorwort
- 3 Impressum
- 76 Förderpreis der Hanns-Seidel-Stiftung für junge Liedermacher 2014 („Songs an einem Sommerabend“)
- 79 Termine JFS-Seminare und Fachforen 2014

Seminare, Tagungen und Akademien

- 7 4474 Tage Perversität und Größenwahn – „Nationalsozialismus in Deutschland 1933-1945“
- 17 Die Strategie eines Siegertyps – Jahrestagung der Auslandsstipendiaten: Die USA nach der Wahl 2012
- 21 Bayerns einziger Leuchtturm – Der Bodensee im Blickfeld regionaler Verbundenheit und globaler Akteure
- 24 Der Unterschied zwischen Plattenbau und platt machen – Kooperationsseminar zur Europäischen Sicherheitspolitik in Wien
- 30 Von Auerbachs Keller zum Detroit Mitteldeutschlands – Eine Visite in der Heldenstadt Leipzig
- 36 Das Wetter wird gewürfelt – POL&IS Simulations-Spiel in Kloster Banz
- 37 Koks im Eimer – Seminar über alltägliche und exotische Suchtprobleme
- 38 Die Macht der Bilder – Mythos oder Wirklichkeit? Grundakademie über Bilder für machtpolitische Zwecke
- 47 Aufbauakademie Gentechnologie – Zwischen Gut und Böse
- 48 Seminar zur „Gemeinsamen Europäischen Agrarpolitik“: Der Dialog ist entscheidend
- 49 Aufbauakademie „Mensch-Maschine-Komplex“: Wenn der Mensch tickt und die Atombombe denkt
- 52 Promotionsfachtagung III/2012 „Ideengeschichte: Mensch und Umwelt“
- 54 Europa erleben mit EuroNet (I): Simulationsspiel zur Funktionsweise Europas
- 56 Wie funktioniert Europa wirklich? – EuroNet (II)
- 57 München, Budapest, Bratislava, Wien, München – Aufbauakademie „Krisenprävention und Friedenssicherung“ 2013
- 60 Auf den Spuren des Wandels – Kooperationsseminar „Sicherheit und Freiheit“ in Dresden und Leipzig
- 77 „Europa tut weh!“ – Kooperationsseminar zur europäischen Sicherheitspolitik in Brüssel

Aus der Stipendiatenarbeit

- 15 Stipendiatengruppen Potsdam und Berlin: Botschafter a.D. Klaus Scharioth über Beginn und Stand Obamas Präsidentschaft
- 26 Praktikum bei der UNO: Stipendiat der Auslandsförderung der Hanns-Seidel-Stiftung am Puls der Weltpolitik
- 62 Die Sonne als Vorbild – Münchner Stipendiaten besuchen Kernfusions-Forschung in Garching
- 63 Stipendiatengruppe München VIII: Flieg, Vogel, flieg! – Besuch in der Flugwerft Schleißheim
- 63 Stipendiatengruppen München: Auf dem Weg ins All – Besuch im Kontrollzentrum der DLR in Oberpfaffenhofen
- 64 Schmid will auf den QB-Sessel – Stipendiatengruppe VII besucht CSU-Fraktionschef im Münchner Rathaus
- 65 Stipendiatengruppe Regensburg besichtigt Flughafen München
- 67 Sieg im Spiel gegen die „Große Koalition auf dem Fußballplatz“ – Achtungserfolg beim „Stipendiatischen Fußballturnier 2013“
- 68 Am Puls der Zeit: Drohnen mit dem 4D-Effekt – Besichtigung bei Cassidian in Manching
- 68 Bodyguard mit Worten – Die Hochschulgruppe Esslingen im Ministerium für Wirtschaft und Finanzen von BW
- 69 Nach der Wahl ist vor der Wahl – Leipziger Stipendiaten im Gespräch mit Bobachtern der US-Wahlen
- 70 „Wisse, vor wem du stehst!“ – Besuch der Stipendiatengruppe München VIII bei der Ohel-Jakob-Synagoge
- 71 Hochschulgruppe München/Augsburg in Stockholm: Die Zaubерflöte auf schwedisch
- 72 Stipendiatengruppe München I: Diskussion im Landtag mit Staatsminister a.D. Erwin Huber und Markus Blume
- 72 Stipendiatengruppe Bamberg: Exkursion in die Machtzentralen der Landeshauptstadt
- 78 Stipendiatengruppen München I und XIII zu Besuch im Schloss Nymphenburg: Imposante Baukunst im 17. Jahrhundert
- 79 Stipendiatengruppe Augsburg: Trauer um Professor Franz Knöpfle
- 79 Frauen und das Militär

Fachforen / Journalismus und Medien

- 39 Ein gutes Bild muss eine Geschichte erzählen – Projektseminar Bildjournalismus in Wildbad Kreuth
- 40 Neue Wege zur Öffentlichkeit – Seminar „Online-Journalismus“ für Stipendiaten
- 42 Sprechtraining: "Yes, you can!"
- 44 Fachforum Medien: Lobbyarbeit unter der Lupe
- 45 Fachforum Medizin: Wenn die Zeit davonläuft – Rettungsmedizin
- 46 Fachforum Medizin II: Medizin im 21. Jahrhundert – Aussichten für Ärzte und Patienten

Club der Altstipendiaten (CdAS)

- 4 Leben ist mehr als Überleben – Charlotte Knobloch beim Gemeinsamen Treffen von CdAS mit Stipendiaten
- 6 Wir hatten die Wahl – Analyse der bayerischen Landtags- und der Bundestagswahl 2013
- 9 Fachtagung Jura 2013: Biographien und Karrieren in der Rechtswissenschaft
- 10 Mehr als Big Five – Südafrika 20 Jahre nach der Apartheid auf der Suche nach seinem Platz in der Welt
- 13 Impressionen der Fachtagung in Südafrika
- 14 „Hustet Europa, bekommt Russland eine Lungenentzündung“ – Dr. Markus Ehm gewährt Einblicke in Putins Reich
- 19 Ötzi, Tjepolo, Messner – Altstipendiaten auf Südtiroler Spuren: CdAS-Fachtagung integriert die bekanntesten Südtiroler
- 23 Auf eine Kuhhaut – Architektur, Kultur und Handel in Soest, Westfalens heimlicher Hauptstadt
- 28 „Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt“ – Wie Mecklenburg-Vorpommern trotz aller Widerstände seine Chancen nutzt
- 32 „Bayern und Pfalz, Gott erhalt's!“ – CdAS-Fachtagung sucht an Rhein und Neckar nach bayerischen Spuren
- 34 Bildung 2.0: Bildungspolitik unter der Lupe – Frühjahrsakademie des CdAS untersucht das deutsche Bildungswesen
- 51 Fachtagung Ingenieurwissenschaften: Elektromobilität zwischen Hype und Realität
- 58 CdAS-Herbstakademie nimmt sich das Spannungsfeld Politik und Familie vor: Unbekannter Organismus Familie
- 59 CdAS Berlin-Brandenburg: Im Gespräch mit Regierungssprecher Steffen Seibert
- 65 CdAS Schwaben besucht das Priesterseminar St. Hieronymus der Diözese Augsburg
- 66 Nordschwaben auf Höhenflug – „Schwabenrunde“ in Donauwörth
- 69 CdAS München: Auf den Spuren der „Bewegung“
- 73 CdAS Baden-Württemberg: Stabwechsel / Weinseminar in Meersburg
- 74 CdAS Schwaben auf Klufitis Spuren: Mechler, Vereinödung und Power-Grip im Allgäu

Das Wichtigste zum Schluss

- 80 Kulissengeflüster: Namen und Neuigkeiten
- 81 Namensverzeichnis

Vorwort

Die politische Arbeit der Hanns-Seidel-Stiftung baut auf einem Menschenbild auf, zu dem die freie Entfaltung der Persönlichkeit und ihre Eigenverantwortung ebenso gehören wie die soziale Verantwortung und die Solidarität. Dieser Auftrag ist gerade in unserer Zeit aktueller denn je. Verstärken doch der rasche gesellschaftliche Wandel und der wachsende Innovationsdruck auf Staat und Gesellschaft, Wissenschaft, Wirtschaft und Technik den Bedarf an Wertorientierungen, an Verwurzelung in verlässlichen Strukturen und überschaubaren Ordnungsräumen.

Zum achten Mal sind die Bürgerinnen und Bürger der Europäischen Union im Mai 2014 aufgerufen, direkt ein neues Europäisches Parlament zu wählen. Gerade in einem Jahr, in dem wir an den Beginn des Ersten Weltkrieges vor 100 Jahren erinnern, wird deutlich, welch großes Friedens- und Freiheitsprojekt die Europäische Union ist. Trotz der gewaltigen Herausforderungen, vor denen die Europäische Union derzeit steht, zeigt die Geschichte Europas seit Ende des Zweiten Weltkrieges, dass alle Schritte zu einem geeinten Europa für alle Mitgliedsstaaten – und insbesondere für Deutschland – von Vorteil gewesen sind. Dies gilt vor allem auch im Hinblick eines immer stärker werdenden globalen Wettbewerbs, dem sich die einzelnen Staaten ausgesetzt sehen. Nur gemeinsam kann



Prof. Dr. h.c. mult. Hans Zehetmair
Vorsitzender der
Hanns-Seidel-Stiftung



Dr. Peter Witterauf
Hauptgeschäftsführer der
Hanns-Seidel-Stiftung



Prof. Hans-Peter Niedermeier
Leiter des Instituts für
Begabtenförderung

Europa seinen führenden Platz gegenüber den anderen großen Wirtschaftsregionen der Welt behaupten und insbesondere Frieden, Freiheit und Wohlstand erhalten und sichern. Für uns ist die Europäische Union mehr als der Euro: Die EU ist die größte Friedensgemeinschaft der Erde.

Im Jahr 2014 finden auch Kommunalwahlen in Bayern statt. Wir hoffen, dass möglichst viele unserer Altstipendiaten und Stipendiaten sich als Kandidaten für diese Kommunalwahlen aufstellen lassen. Die Kommunalwahlen sind für eine funktionierende Demokratie Basis und Anker, zumal in einer föderalen Gemeinschaft. In den Gemeinden, Städten und Landkreisen werden Politik und

Demokratie unmittelbar gelebt und erlebt. Nicht umsonst wird die Kommunalpolitik auch als Herzstück politischer Tätigkeit bezeichnet.

Abschließend möchten wir uns bei allen Vertrauensdozenten, Stipendiatensprechern, Fachforumssprechern, CdAS-Vorstandsmitgliedern und Regionalgruppenverantwortlichen herzlich für deren tatkräftige Mitarbeit bedanken. Auch im Jahr 2014 bitten wir wieder um die Einsatzbereitschaft möglichst vieler Stipendiaten und Altstipendiaten für unsere Arbeit im Dienste von Demokratie, Frieden und Entwicklung.

Mit freundlichen Grüßen

Prof. Dr. h.c. mult. Hans Zehetmair
Vorsitzender der Hanns-Seidel-Stiftung

Dr. Peter Witterauf
Hauptgeschäftsführer
der Hanns-Seidel-Stiftung

Prof. Hans-Peter Niedermeier
Leiter des Instituts für Begabtenförderung

Impressum

BANZIANA – Informations- und Servicedienst für Stipendiaten und Altstipendiaten der Hanns-Seidel-Stiftung

Herausgeber: Hanns-Seidel-Stiftung e. V.

Redaktion: Dr. Volker Göbner (banziana@goebner.com), Prof. Hans-Peter Niedermeier (verantwortlich)

Redaktionsmitarbeit: Roswitha Weiß (weiss-r@hss.de)

Redaktionsanschrift: Lazarettstraße 33, 80636 München

Postanschrift: Postfach 19 08 46, 80608 München

Internet: www.hss.de

Auflage: 3.000

Herstellung: Hanns-Seidel-Stiftung e. V., 80636 München

Titelfoto: Heiko Richter

Autoren/Fotografen in dieser Ausgabe: siehe Seite 81

Mit Namen des Verfassers gekennzeichnete Artikel geben nicht unbedingt die Meinung von Redaktion und Herausgeber wieder.

Leben ist mehr als Überleben

Charlotte Knobloch beim Fünften Gemeinsamen Treffen des CdAS mit Stipendiaten

Von Dr. Volker Göbner

58 Jahre dauerte es, bis nach dem Ende des Holocausts der Nazis der jüdische Glauben wieder in Deutschland „eine Heimat gefunden“ hatte: 2003 wurde der Grundstein für die neue Münchner Hauptsynagoge am Jakobsplatz gelegt. „Da habe ich meinen Koffer ausgepackt“, so Dr. h.c. Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde in München und Oberbayern, beim Fünften Gemeinsamen Treffen des CdAS mit Stipendiaten.

HSS-Vorsitzender Prof. Dr. h.c. mult. Hans Zehetmair begrüßte fast 200 Stipendiaten und Ehemalige der Hanns-Seidel-Stiftung, die am Nikolaustag 2013 ins Konferenzzentrum München gekommen waren. „Wir freuen uns über das Aufblühen einer neuen Generation jüdischen Lebens in Deutschland und auch in Bayern“, sagte Zehetmair. „Wir verurteilen als Hanns-Seidel-Stiftung jegliche Art von Rassismus und setzen uns im Zuge unserer politischen Bildungsarbeit für Offenheit und Toleranz ein“, betonte der Stiftungsvorsitzende.

Der Club der Altstipendiaten (CdAS) und die HSS setzten mit diesem Treffen eine schon zur Tradition gewordene Reihe von Veranstaltungen fort, in deren Rahmen Rainer Kunze, Theo Waigel, Bundespräsident a.D. Roman Herzog und Reinhard Kardinal Marx gesprochen hatten. „Nur wer seine Vergangenheit kennt, kann die Gegenwart begreifen und die Zukunft meistern“, plädierte Dr. Andreas Burtscheidt, der Vorstandsvorsitzende des CdAS, für einen höheren Stel-



Dr. h.c. Charlotte Knobloch, Präsidentin der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern.

lenwert des Schulfachs Geschichte. Charlotte Knobloch habe auch mit ihren Memoiren „In Deutschland angekommen“ einen wichtigen Beitrag wider das Vergessen geleistet. Der CdAS werde im Jahr 2014 einen Schwerpunkt auf das jüdische Leben in Deutschland und den Staat Israel legen (siehe Kasten).

Jahrzehnte auf gepacktem Koffer

Drei Monate vor Hitlers Machtergreifung wurde Charlotte Knobloch geboren – als „Münchner Kindl“. Die Familie kam aus Bayreuth und war in bayerischen Traditionen verwurzelt und mit dem Land verbunden, wie viele andere auch. „Erst die nationalsozialistische Zeit machte uns zu Fremden im eigenen Land“, so Knobloch über die 1930er

Jahre. Den ausufernden Antisemitismus der Nazis wollten viele Juden damals gar nicht wahrnehmen. „Es trifft ja nicht mich“, hätten viele geglaubt. Als ihre Großmutter den Deportationsbefehl bekam, wurde sie als kleines Kind auf einem fränkischen Bauernhof untergebracht – getarnt als uneheliches Kind. Es sei eine fromme Familie gewesen, die sich des Risikos der Entdeckung bewusst gewesen sei. Aber im Glauben, dass Gott dafür die im Feld stehenden Söhne schützen würde, nahmen sie das Kind auf. „Sie kamen zurück, ohne Verletzungen“, schilderte eine ergreifend vortragende „Zeitzeugin“.

Sie und ihr Vater überlebten den Krieg und die Judenverfolgung. 1945 glaubte kein Mensch, dass jemals wieder Juden in Deutsch-

Das Podium beim Gemeinsamen Treffen: von links Gabriele Schreyer-Brummer, Prof. Hans-Peter Niedermeier, Dr. Andreas Burtscheidt, Dr. Charlotte Knobloch, Prof. Dr. Hans Zehetmair und Heiko Richter.



Das Erinnern an jene Zeit ist kein Ausdruck von Stillstand, sondern bezeugt die Absicht, auch aus der Vergangenheit selbst zu lernen.

Dr. h.c. Charlotte Knobloch

Knobloch in sozialen und politischen Bereichen. Sie adaptierte die Zuversicht ihres Vaters. Gerade weil sie jener Katastrophe durch die Hilfe guter Menschen entkommen konnte, weiß sie: „Leben ist mehr als Überleben, viel mehr!“

„Ein großartiges Land“

Das Jüdische Zentrum am Münchner St. Jakobsplatz ist für Knobloch das Symbol für die Heimkehr jüdischen Lebens in Deutschland – eines selbstbewussten, anerkannten Lebens. „Das Deutschland von heute ist für uns Juden wieder eine Heimat“, stellte Charlotte Knobloch fest. Die Bundesrepublik Deutschland sei „ein großartiges Land“, so Knobloch, „aber diese unsere Heimat trifft auch eine ewige Verantwortung zum Schutz und der Bewahrung von Frieden, Freiheit und einem Respekt vor dem Miteinander.“

land leben würden. Alle wollten so schnell wie möglich weg. „Wir hatten unsere Heimat verloren, faktisch zumindest – jedoch nicht in den Köpfen“, schilderte sie den Zwiespalt der Gefühle. Ihr Vater war es zunächst, der den Gedanken, man dürfe Hitler keinen nachträglichen Triumph gönnen, nie verblassen ließ. Er war es, der „auf den Trümmern der Zivilisation eine Burg des Vertrauens“ aufbaute. Das Land sollte eine zweite Chance erhalten – letztlich ein Signal für die Welt, dem neuen Deutschland Vertrauen zu schenken.

Dennoch hatte Charlotte Knobloch ihren Koffer gepackt. Aber sie lernte ihren Mann kennen. „Kinder kamen und wir blieben – mit gepacktem Koffer“, blickte sie zurück. Als die Kinder erwachsen waren, engagierte sich

„Da packte ich meinen Koffer aus!“

20 Jahre hatte sie für den Wiederaufbau (bzw. Neubau) der 1938 zerstörten Synagoge gekämpft. Nach langen Diskussionen sollte schließlich in München gebaut werden – und am 9. November 2003 wurde der Grundstein für die Hauptsynagoge gelegt (siehe Beitrag auf Seite 70). „Es war richtig, zu bleiben. Es war richtig, diesem Land zu vertrauen, seiner Politik und seinen Menschen. Am Abend dieses Tages packte ich meinen Koffer aus!“ Drei Jahre später war die Einweihung des Jüdischen Zentrums. Schnell wurde es zum Vorbild, zur Initialzündung für viele andere Städte. Heute sei das Kulturzentrum nicht mehr wegzudenken – „das hätte sich vor 65 Jahren niemand vorstellen können!“

Die Top-Termine des CdAS 2014

Die wichtigsten Termine des Clubs der Altstipendiaten e. V. (CdAS) der Hanns-Seidel-Stiftung für 2014:

Die **Frühjahrsakademie 2014** (Thema „Macht der Medien“) findet vom 21. bis 23. März 2014 in Kloster Banz statt.

Die **Reise durch die deutschen Länder** führt vom 15. bis 19. Juni 2014 ins Saarland (mit Lothringen und Luxemburg)

Die **Jahreshauptversammlung** des CdAS findet am 19. Juli 2014 in Kloster Banz statt.

Vor 100 Jahren begann der Erste Weltkrieg – Grund genug, sich in einer Demokratie an die Ursachen zu erinnern. Der CdAS wird dies im September in Wien (vsl. 4. bis 7.9.2014) tun.

Die **Herbstakademie** vom 19. bis 21. September 2014 in Kloster Banz wird sich mit Israel beschäftigen – dem Ziel der **Studienfahrt** Anfang November 2014 (Tel Aviv und Jerusalem).

Das sechste **Gemeinsame Treffen mit den Stipendiaten** wird am Samstag, 13. Dezember 2014, im Konferenzzentrum München der Hanns-Seidel-Stiftung stattfinden.

Fachtagungen

Fachtagung Physik/Ingenieure: 9. bis 11. Mai 2014 zum Thema „Robotik“ in Kloster Banz

Fachtagung Medizin ebenso wie Fachtagung Jura: 26. Juni 2014 im Konferenzzentrum München

Fachtagung ABC: 14. bis 16. November 2014 in Kloster Banz.

Die Fachtagungen „Geisteswissenschaften“ und „Medien“ finden vom 3. bis 5. Oktober 2014 in Kloster Banz zum Thema „Wahrheit und Lüge“ statt.



Auf Zusammenarbeit mit dem jüdischen Begabtenförderungswerk ELES setzt HSS-Vorsitzender Prof. Dr. h.c. mult. Hans Zehetmair.

Kardinal Marx: „Die Seele Europas ist wichtiger“

„Wirtschaft ist nicht alles, die Seele Europas ist wichtiger“, sagte Kardinal Reinhard Marx beim Vierten Gemeinsamen Treffen des CdAS mit HSS-Stipendiaten Anfang Dezember 2012. Aber wo das Materielle fehle, gebe es auch keinen Frieden. Die Währungsunion sei nicht verkehrt gewesen, aber in ihren Folgen unterschätzt worden, meinte der Erzbischof von München und Freising. Als Präsident der Kommission der Bischofskonferenzen der europäischen Gemeinschaft



Kardinal Marx

hatte er sich auf „weltliche“ Themen konzentriert. Europa sei nicht nur zum Geld verdienen da – nicht nur Politiker, auch die Menschen müssten erkennen, dass Europa ins Freie führe. Sechs Jahrzehnte Frieden im europäischen Haus seien gewichtiger als aktuelle Finanzprobleme.

Ausführlicher Bericht unter www.cdass.org.

Wir hatten die Wahl

Analyse der bayerischen Landtags- und der Bundestagswahl 2013

Von Heiko Richter

„Eine Wahlanalyse ist immer wichtig“, so Dr. Gerhard Hirscher, Leiter des Referats „Grundsatzfragen der Politik, Parteien- und Wahlforschung“ der Akademie für Politik und Zeitgeschehen der HSS. Er blickte bei einem Gesprächskreis des Instituts für Begabtenförderung und der CdAS-Regionalgruppe München/Oberbayern auf die bayerischen Landtagswahlen, begleitet von Dr. Viola Neu (Konrad-Adenauer-Stiftung), die ihren Schwerpunkt auf die Bundestagswahl gelegt hatte.

Statt eine schonungslose Analyse betreiben zu müssen, konnten die beiden Experten auf hervorragende Wahlergebnisse für die Union blicken: Die CSU gewann bei beiden Wahlen 2013 deutlich Stimmen hinzu, steht in Bayern wieder mit absoluter Mehrheit da. Alles gut also? Hirscher zeigte auf: Rund fünf Prozent der nicht berücksichtigten Stimmen kleinerer Parteien, die nicht in den bayerischen Landtag einziehen konnten, seien dem bürgerlichen Lager zuzurechnen – verschenktes Potential. Die Volatilität der Wähler bleibe hoch, die Volksparteien müssten

sich verstärkt mit Zersplitterungstendenzen (AfD, Piraten) auseinandersetzen. Erfreulich aus CSU-Sicht dagegen die Altersstruktur der Wähler: Nach den relativ schlechten Ergebnissen 2008 konnten bei allen Altersgruppen 2013 wieder mehr Wähler mobilisiert werden, unter anderem habe die CSU rund 40 Prozent der Erstwähler erreicht und sei damit auch hier die mit Abstand wichtigste Partei.

Nur noch fünf Prozent Stammwähler

Viola Neu, die bei der Konrad-Adenauer-Stiftung das Team „Empirische Sozialforschung“ leitet, bestätigte die Trends aus Bayern. „Der Wähler ist ein flüchtiges Wesen“, so Neu. Ein Drittel der Wähler entscheide sich erst im Umfeld der Wahl – ein Phänomen, das erst seit 1998 in dieser Stärke sichtbar sei. Sowohl CDU/CSU als auch SPD könnten sich heute auf nur mehr fünf Prozent Stammwähler verlassen, der Rest müsse bei jeder Wahl neu für

sich gewonnen werden. Parteien würden für Fehler gezielt abgestraft, wie man an den aktuellen

FDP-Ergebnissen sehe. Neu: „Rund ein Drittel der Wähler kann innerhalb eines halben Jahres verlorengehen.“

Interessant der Vergleich der Beliebtheitskurven der Spitzenkandidaten während den Wahlkämpfen 2009 und 2013: Die Kurven ähneln sich stark. „Angela Merkel ist die beliebteste Kanzlerin, die wir je hatten“, so Neu mit Blick auf die kontinuierlich hohen Beliebtheitswerte der Regierungschefin.



Fotos: H. Richter

Dr. Gerhard Hirscher, Leiter des Referats „Grundsatzfragen der Politik, Parteien- und Wahlforschung“ der Akademie für Politik und Zeitgeschehen der HSS, hatte die Landtagswahl analysiert. Rund fünf Prozent der Stimmen habe die CSU an konservative Splitterparteien „verschenkt“.

Beide Referenten warnten vor zu viel Interpretationen der Prognosen und Meinungsumfragen: Nicht selten sei der Datensatz sehr dünn. Oft unterschieden sich die Diskussio-

Der Wähler ist ein flüchtiges Wesen.

Dr. Viola Neu



Union wie SPD könnten sich nur noch auf rund fünf Prozent Stammwähler verlassen. Der „Rest“ müsse inzwischen bei jeder Wahl neu überzeugt werden, erklärte Dr. Viola Neu.

nen der Partei-Eliten in den Medien vom eigentlichen Bürgerwillen – jüngstes Beispiel: Die große Koalition ist beim Wahlvolk beliebt, während die Parteien vor der Wahl kaum davon Notiz nehmen wollten. Ein weiteres Problem: Es gebe kaum noch langfristige Leitthemen, stattdessen ließen sich die Wähler durch Stimmungen prägen: Betroffenheit statt klarer Botschaften. Die Wahl- und Parteienforscher führten diesen Trend auf das zunehmende Problem der Parteien zurück, ihre Politik in die Bevölkerung zu tragen. Vernachlässigt werden dürften die klassischen Politikfelder jedoch nicht, so Neu: „Die Parteien müssen in ihren Kernfeldern die Hausaufgaben gemacht haben, sonst wird es problematisch!“

4474 Tage Perversität und Größenwahn – Hitlers 1000-jähriges Reich Stipendiatentagung über „Nationalsozialismus in Deutschland 1933-1945“

Von Maximilian Th. L. Rückert

„Wer die Geschichte nicht kennt, ist verdammt, sie zu wiederholen.“ Ausdrücklich mahnend setzte Horst Pfadenhauer diese Worte des Philosophen George Santayana (1863-1952) an den Anfang der ersten Stipendiatentagung im Jahr 2013, zum Thema „Nationalsozialismus in Deutschland 1933-1945“. So unterrichtete der Gymnasiallehrer Pfadenhauer die 21 anwesenden Stipendiaten aus den unterschiedlichsten Studienrichtungen in den Tagungsräumen von Kloster Banz wie in einem Geschichtsgrundkurs kurz vor entscheidenden Prüfungen über das sogenannte Dritte Reich – mit unzähligen Arbeits- und Quellenblättern, Folien, Tafelanschriften, History-Dokus und einer Exkursion nach Weimar.

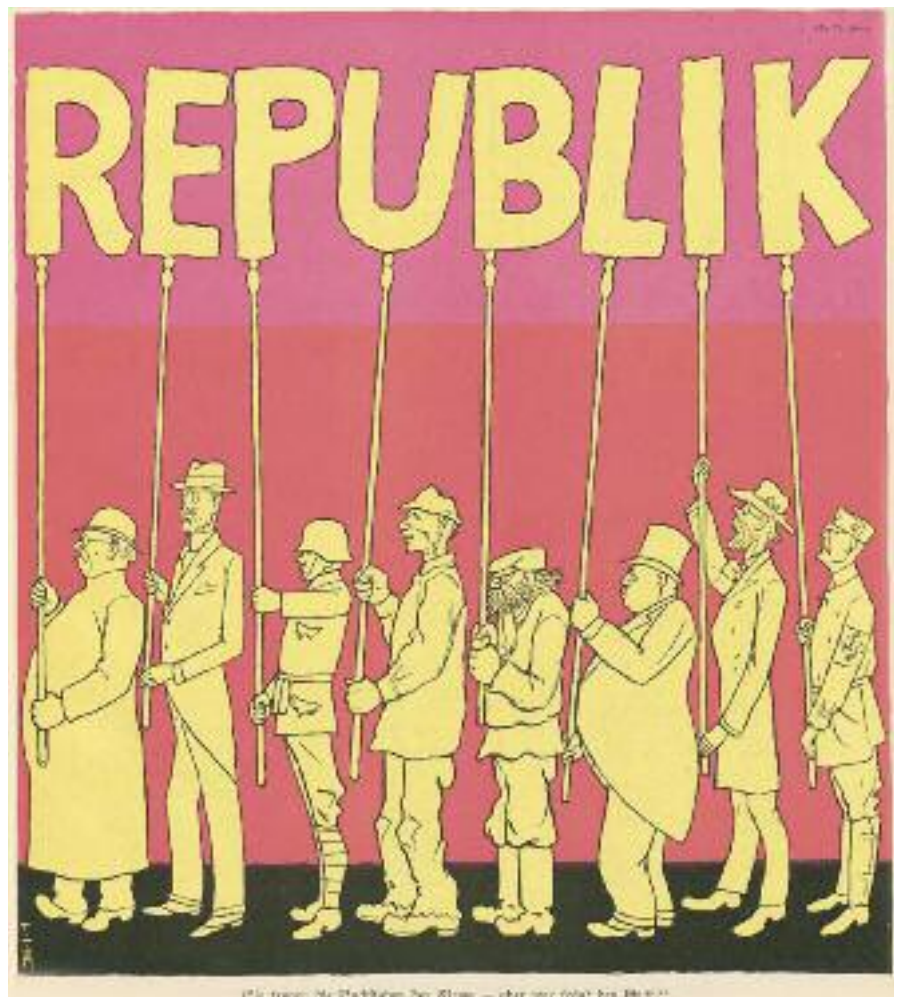
Eine Prüfung am Ende gab es nicht – dafür betroffen machende, beklemmende und besorgende Einsichten in eine so überraschend kurze Zeit deutscher Geschichte, die, verglichen mit anderen Epochen, dennoch bis heute die größten Auswirkungen hat. Schuld, Abscheu und Staunen über das „Warum“ – das waren die Effekte, die Pfadenhauer absichtsvoll bei den Stipendiaten generierte, eben nicht abprüfbares Faktenwissen.

In Legalität zur Normalität des Unmenschlichen

Schuld war nicht Adolf Hitler, dass die erste Demokratie auf deutschem Boden, die Weimarer Republik, so schnell und so total versagte. Er war nur zur richtigen Zeit am richtigen Ort. Die Kontinuität antidemokratischer, antisozialer, antisemitischer und vieler anderer diffuser Anti-Strömungen war in der Gesellschaft der 1920er Jahre tief verwurzelt. Es gab eben keine Bewegung und keine echte Revolution, wie Hitler es später jedem Glauben machen wollte. Vielmehr gab es eine Demokratie ohne Demokraten, eine Gesellschaft ohne Humanität. Die Sehnsucht einer breiten Masse nach einem starken Mann verhalf dem gescheiterten Kunstmaler aus Braunau, der es verstand, für diese die richtigen Worte zu plärren, zu seiner ungeheuerlichen Machtstellung. Doch Geschichte funktioniert nicht zwangsläufig, nie alterna-

tivlos. Das Volk, die Deutschen, hatten die Wahl nicht nur einmal 1933, sondern sie „verwählten“ sich seit 1924, indem sie allmählich die Weltanschauungspartei NSDAP den alten Interessenparteien vorzogen. Die Fragen nach dem „Warum“ und vor allem nach dem beschuldigenden „Wer Hitler wählte“, beschäftigte die Stipendiaten in Banz nachhaltig, sei es beim Abendessen oder in der Sauna. Lehrer, Studenten, Akademiker – solche wie wir – fielen schon in den 1920er Jahren wegen weitverbreitetem Antisemitismus auf. Pfadenhauer brachte als Antwort nüchterne Prozentzahlen (26% Selbstständige, 26% Arbeiter, 22% Angestellte etc.) – er hätte auch sagen können „fast jeder“ oder „zu viele“. Pfadenhauer wies aber mit Recht auch auf die immens wichtige Rolle des fälschlich als senil und alt entschuldigten Haudegens von Tannenberg, Paul von

Hindenburg, hin, der als gefeierter Generalfeldmarschall dem „Böhmischen Gefreiten“ den für die obrigkeitshörige Gesellschaft so bedeutenden Segen der alten Eliten spendete. Auch er half bei der „Beseitigung des Krebschadens der Demokratie“ (Hitler am 3. Februar 1933) mit – wäre er nicht gewesen, so auch die neuesten historischen Forschungen, wäre die Unheils-Partei innerlich durch Flügelkämpfe (Strasser-Krise etc.) implodiert. Die Volksmehrheit, ein ungeübtes, uneiniges, daher unfähiges Parlament und die unseligen Präsidialverordnungen („Brandverordnungen“) Hindenburgs ließen die „Machtergreifung“ Hitlers zur legalen und wenig revolutionären Machtübernahme werden. Doch auch das Ausland ließ den Demagogen gewähren. Hätten sie nur Winston Churchill erhört, der vor der Politik des Beschwichtigens nicht nur erst während der Münchner Konfe-



Die Weimarer Republik – eine Demokratie ohne Demokraten. Karikatur von Th. Heine mit der Unterschrift: „Sie tragen die Buchstaben der Firma – aber wer trägt den Geist?“ Titelbild des Simplissimus 1927, Jg. 31, Heft 51.



Foto: Cornelia Guju

Referent Horst Pfadenhauer. Im Hintergrund ein Wahlplakat der NSDAP zur Reichstagswahl im März 1933: „Der Marschall und der Gefreite kämpfen mit und für Frieden und Gleichberechtigung“.

renz (1938) warnte: „An Appeaser is one who feeds a crocodile hoping it will eat him last“. Sie ließen sich blenden von der gelogenen völkerverständigenden Atmosphäre der Olympischen Spiele 1936 und hofften auf ein Sattheitsgefühl eines nimmersatten Hitler. Man konnte diesen Mann, der binnen kürzester Zeit „mit voller Wucht und voller Gewalt“ (so Pfadenhauer) alle staatlichen und privaten Belange Deutschlands gleichschaltete, eben nicht „in eine Ecke [drücken], bis er quietscht!“ (Franz von Papen). Auch diese Gleichschaltungsphänomene traten nicht plötzlich ein, sie wurden als normale Stationen eines seit der Kaiserzeit laufenden Zentralisierungsprozesses von der Bevölkerung aufgenommen, ganz legal wurde peu à peu nach dem Führerprinzip alles, selbst der kleinste Kleingartenverein, hierarchisiert.

Das Nebeneinander von Normalität und Perversität

Begeistert standen die Deutschen stramm, wie auf vielen Bildquellen veranschaulicht, mit unnatürlich gestrecktem Arm und freuten sich frenetisch über den messianischen Heilsbringer, der augenscheinlich mit einem Schlag die Arbeitslosigkeit beendete, die Wirtschaftskrise überwand, gigantomanische Bauvorhaben plante und (teilweise) verwirklichte und zudem noch Gebiete „heim ins Reich“ holte, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. Aber nur scheinbar – denn mit größter „Unverfrorenheit

und Kaltblütigkeit“ (Pfadenhauer) brach Hitler Staatsverträge und belog schlicht die hörige Bevölkerung und sorgte mit seiner Autarkiepolitik (Doku: „Der Führer trank keinen Muckefuck“) für einen Scheinüberfluss, bei dem die Margarine aus Kohle bestand. Und mit größtmöglicher Barbarei brachte er mit seinen Schergen bis heute andauerndes Leid in noch nie dagewesenem Ausmaß über Juden, Polen, Russen, Franzosen, Engländer... etc.etc.

Den Stipendiaten verdeutlichte sich dieses Nebeneinander von Normalität und Perversität in der Eintagesexkursion nach Weimar, wo die Nazis nicht nur ein althergebrachtes

Stadtbild durch Fritz Sauckels Gauforum (Foto unten), sondern auch die von den Klassikern geforderte Humanität im Gestapofolterkeller, oder im benachbarten KZ Buchenwald „mit Stumpf und Stiel ausrotteten“ (Josef Goebbels). Das Perfide dabei war, den Folterkeller hinter der eindrucksvollen Fassade des Marstalls zu verbergen, das KZ auf Goethes „und des Herzogs Lieblingsjagdrevier auf dem Ettersberg“ im Wald zu verstecken. Wer nichts davon wissen wollte, konnte es zumindest danach behaupten. Normaler Genuss von Schiller im Theater war möglich, während acht Kilometer weiter Ilse Koch, die Frau des KZ-Kommandanten Tattoos von toten Lagerhäftlingen wie Briefmarken sammelte. Dass die Bundesregierung unserer Demokratie heute noch in arisierten, von Juden widerrechtlich „frech“ enteigneten Häusern und Büroräumen sitzt, darauf machte Prof. Dr. Reinhard Heydenreuther aufmerksam, der zum Ende der Tagung einen beeindruckenden Vortrag über die Genese antisemitischen Denkens seit dem Mittelalter bis zur Endlösung hielt. Beeindruckend deswegen, weil er es verstand, zu verdeutlichen, dass Geschichte immer allein auf den Menschen zurückgeht – Menschen, die gierig sind, die neidisch unaufgeklärt nach Schuldigen suchen. Solange aber am Gauforum in Weimar ein türkischer Mitbürger Gemüse verkauft, gleich gegenüber eines Cafés für Homosexuelle und in der ehemaligen Halle des Volkes heute eine Shoppingmall ist, und es gottseidank keinen wundert, ist es (noch!) nicht soweit, dass Geschichte sich wiederholt.



Die kalte Ästhetik der NS-Architektur – ein Arkadengang des Gauforums in Weimar.



Foto: Cornelia Guju

Erstmal um die ganze Welt

Fachtagung Jura 2013: Biographien und Karrieren in der Rechtswissenschaft

Von Christopher Reichelt

Juristen, insbesondere die Studenten dieses Faches, sehen sich oft der berechtigten Frage ihres familiären und freundschaftlichen Umfeldes ausgesetzt, was man eigentlich genau mit diesem Studium „später einmal“ machen möchte. Die Auswahl möglicher Berufe erscheint unbegrenzt, die Anzahl der Absolventen dieses Studiums fast ebenso. Umso wichtiger ist es, sich früh umfassend zu informieren und aus erster Hand zu erfahren, wie erfolgreiche Juristen es in ihre unterschiedlichen Berufe geschafft haben. Diese Chance boten die CdAS Fachgruppensprecher Jura, Alina und Lennart Hügel, unterstützt von Gabriele Schreyer-Brunner vom Altstipendiatenreferat, in einer Fachtagung der CdAS-Fachgruppe Jura im Konferenzzentrum in München.

Um ein möglichst umfassendes Bild infrage kommender Berufsperspektiven abzudecken, waren Persönlichkeiten aus Justiz, Wirtschaft und Wissenschaft eingeladen. Außergewöhnlich wurde diese Veranstaltung auch dadurch, dass nicht „klassisch“ für einen bestimmten Beruf geworben oder dieser auf unzähligen Präsentationsfolien dargestellt wurde, sondern die Vortragenden vielmehr ihre ganz eigenen und besonderen Lebenserfahrungen und -wendungen bis zum heutigen Tage nachzeichneten.

Nach einem Eröffnungswort von Prof. Hans-Peter Niedermeier und den Fachgruppensprechern stellte Dr. Judith Ledermann, Richterin am OLG München, ihren Weg im Referat „Karriere in der Justiz“ vor. Nach einem

Studium in Passau, währenddessen sie auch vertieft Chinesisch lernte und sogar einen längeren Auslandsaufenthalt in China absolvierte, stellte sich auch ihr die Frage der Berufswahl. Bei einem Unternehmen und einer Kanzlei hatte sie Vorstellungsgespräche, aber sie entschied sich schließlich für die Justiz. Die Vereinbarkeit von Familie und Beruf ist für sie bei der Justiz hervorragend verwirklicht, auch wenn natürlich die Flexibilität in Hinsicht auf Aufstiegsmöglichkeiten und die finanziellen Rahmenbedingungen eingeschränkter wirken als in der freien Wirtschaft.

Arbeits- und Medienrecht

Dr. Yvonne Hamm-Düppe brachte den Hörern die Karriere in der Wirtschaft näher. Schon während ihres Studiums nutzte sie die Möglichkeit, auch in Frankreich die Universität zu besuchen und arbeitete daraufhin zunächst in einer Kanzlei. Als sich ihr die Chance eröffnete, zu Siemens zu wechseln, zögerte sie nicht lange und begann in der Rechtsabteilung im Bereich Arbeitsrecht zu arbeiten. Dort beteiligte sie sich an vielen Großprojekten wie beispielweise Fusionen von Tochterunternehmen oder dem Aufbau einer Compliance-Abteilung.

Dr. Martin Diesbach, Partner bei Noerr LLP in München, hat seine Leidenschaft für Medien nach dem Studium der Rechtswissenschaft, einem längeren Auslandsaufenthalt und nach einer Arbeitstätigkeit in einer öffentlichen Medienanstalt bei der Großkanzlei zum Beruf machen können. Maßgeblich hat er sich in diesem Bereich spezialisiert und so auch der Mediensparte der Kanzlei ein hervorragendes Renommee bereiten können.

Gestärkt durch das Mittagessen widmeten sich die Teilnehmer gespannt dem Vortrag von Klaus Rotter, Dipl.-Betriebswirt und Jurist, mit dem Titel „Mein Weg: Gründung und Karriere in einer Anwaltsboutique“. Rotter machte nachträglich das Abitur und studierte dann vorerst Betriebswirtschaft. Das elterliche Geschäft wollte er nicht fortführen, jedoch noch ein Jura-Studium absolvieren, was ihm auch in rekordverdächtigen sechs Semestern gelang. Er arbeitete zuerst auch bei einer Großkanzlei,

beschloss dann aber eine spezialisierte, eigene Kanzlei zu eröffnen, die inzwischen auch Prozesse bis zum Bundesgerichtshof (BGH) sowie zum Europäischen Gerichtshof (EuGH) führt.

Abschließend gab Prof. Dr. Hans Christoph Grigoleit, LL.M. (Miami) Einblick in seine Karriere in der Wissenschaft. Dabei erfuhr das Plenum, dass für ihn eigentlich nicht die Wissenschaft vorrangiges berufliches Ziel während seines Studiums war, sondern durchaus auch eine kritisch-differenzierende Sicht-



Dr. Yvonne Hamm-Düppe referierte über ihren Weg in die Rechtsabteilung eines Weltkonzerns. Links vorne auf der Referentenbank Richterin Dr. Judith Ledermann.

weise auf die Professoren dieses Faches bestand. Ferner beleuchtete er den Werdegang vom Student über Promotion, Habilitation und der Zeit als Privatdozent zum Professor mit Lehrstuhl an der Ludwig-Maximilians-Universität in München.

Die vielen Möglichkeiten, mit dem Studium der Jurisprudenz seinen Lebensunterhalt und/oder -traum zu bestreiten, haben mit dieser Veranstaltung neue Gesichter, aber auch neue Erfahrungen und eine neue Tiefe bekommen. Diese Fachtagung hat sehr gut verdeutlicht, dass nicht der „perfekte“ Lebenslauf erstrebenswert sein muss, sondern man vielmehr die Chancen nutzen sollte, die auch in unerwarteten und ungewöhnlichen Lebenswendungen verborgen sind. Vielleicht ist das die Chance, eine Zeit lang im Ausland zu studieren, eine Doktorarbeit zu verfassen oder einfach einmal um die Welt zu reisen – auf jeden Fall hat diese Veranstaltung Mut gemacht, im vielfältigen Studium auch über den Tellerrand zu schauen und sich somit auch ein Stück weit vom „Mainstream“-Juristen abzugrenzen.



Gut besucht war die wiederbelebte Fachtagung Jura in München.

Mehr als Big Five

Südafrika 20 Jahre nach der Apartheid auf der Suche nach seinem Platz in der Welt

Von Heiko Richter

„Südafrika ist eine spannende, reiche und faszinierende Regenbogennation. Aber es gibt viele Südafrikas ...“ Dr. Horst Freitag, Botschafter der Bundesrepublik in Südafrika, bringt es beim Hintergrundgespräch mit dem CdAS in der Deutschen Botschaft in Pretoria auf den Punkt. Das Land, das drei Mal so groß wie Deutschland ist und die Südspitze des afrikanischen Kontinents markiert, lässt sich nur differenziert betrachten. Und so machten sich Stipendiaten und Altstipendiaten bei einer einwöchigen Fachtagung auf, um hinter die Kulissen Pretorias und Johannesburgs zu blicken.

Das Land

Elf Amtssprachen gibt es offiziell, neben Englisch und Afrikaans zählt das Land neun weitere offizielle Sprachen. Die Volksgruppen spielen nach wie vor eine wichtige Rolle für die Identität, zusammengehalten in einer sehr jungen Republik, so wie sie die Welt heute sieht: Erst seit 20 Jahren entwickelt das Land Normalität, nachdem es ein halbes Jahrhundert Apartheid hinter sich gelassen hat. Nelson Mandela ist bereits zu Lebzeiten zum Nationalheiligen geworden, sein Name und sein Konterfei sind allgegenwärtig.

Warum das so ist, erzählt sehr plastisch das Apartheid-Museum in Johannesburg. Selbstverständlich findet sich hier, inmitten des ambitionierten, 2001 eröffneten Sichtbetonbaus, eine Sonderausstellung zum Leben des charismatischen Vorkämpfers für ein Miteinander der Völker. Zunächst muss der Besucher durch eines von zwei Toren: eines nur für Weiße, eines nur für Schwarze. Was hier zur musealen Inszenierung gehört, war für die 50 Millionen Einwohner nach dem Zweiten Weltkrieg bittere Wirklichkeit: Rassen-trennung als Leitmotiv, Unterdrückung und Diskriminierung von 80 Prozent der Bevölkerung.

Die Auswirkungen sind bis heute sichtbar: Es gibt kaum Viertel, in denen die Ethnien Tür an Tür wohnen, man bleibt unter sich. So ist der Blick in eines der Townships am Rande von Pretoria oder Johannesburg nach wie vor eine Zeitreise: Soweto, eigentlich mehrere unter dem Namen „South Western Town-



Fotos: Heiko Richter

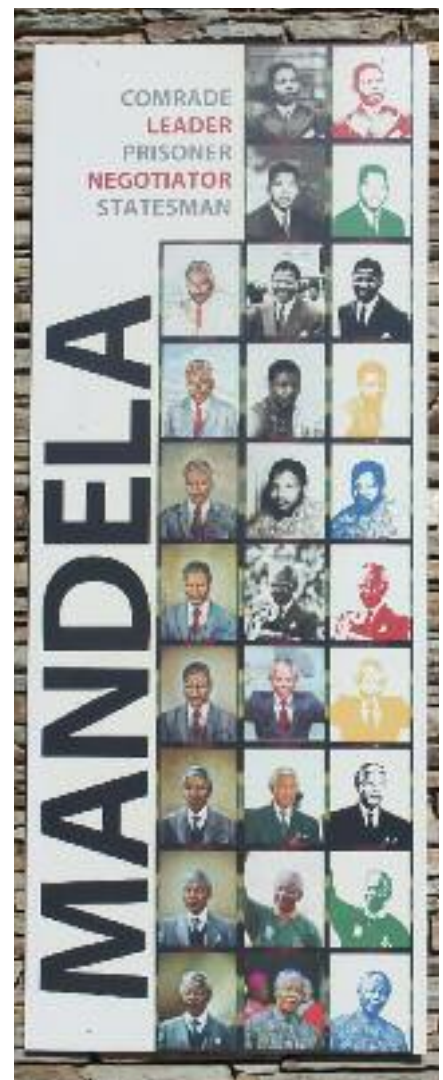
Schon zu Lebzeiten war der am 5. Dezember 2013 verstorbene Freiheitskämpfer und Friedensnobelpreisträger Nelson Mandela in Südafrika omnipräsent, ob mit Statuen, Straßennamen oder Plakaten.

ships“ zusammengefasste Schwarzensiedlungen, ist das bekannteste Beispiel, eine Stadt in der Stadt mit geschätzten 3,5 Millionen Einwohnern. Bis 2002 hatte Soweto eine eigene Verwaltung, heute ist es offizieller Teil Johannesburgs – ein Problemviertel 12 Kilometer vom Stadtzentrum entfernt. Rund um die weithin sichtbaren bunt bemalten Kühltürme des stillgelegten Orlando-Kraftwerks dominieren verarmte Siedlungen und „informal settlements“, illegal errichtete Blechhütten der Ärmsten unter den Armen. Zwar hat die Regierung ein Programm aufgelegt, um für menschenwürdige Unterkünfte zu sorgen, doch bis alle davon profitieren, wird es noch dauern.

Eines der kleinen Häuser Sowetos hat es zu Weltruhm gebracht: Orlando West, 8115 Vilakazi Street: das ehemalige Wohnhaus Nelson Mandelas. Heute ist es Museum und ein Schrein seines früheren Besitzers, der hier in einfachsten Verhältnissen 15 Jahre lang wohnte und gegen das System kämpfte. Ein paar Meter entfernt steht übrigens das Haus des ehemaligen anglikanischen Erzbischofs Desmond Tutu – es ist die wohl einzige Straße der Welt mit zwei Friedensnobelpreisträgern.

Die Wirtschaft

Südafrika hat zwei Säulen, auf die es baut: Die eine ist die Demokratie – anfällig zwar für vielerlei Affären der Machthaber, aber stabil. Die zweite ist die Wirtschaft, die es dem Land



ermöglicht, überregional zu strahlen. Nicht umsonst gehört das Land zu den BRICS-Staaten, hat es doch ein beeindruckendes Reservoir an Bodenschätzen, allen voran Gold und Diamanten. In Cullinan, eine knappe Autostunde von Pretoria entfernt, werden die teuren Edelsteine erfolgreich abgebaut. Der Name des Ortes dürfte Kennern bekannt sein: Der bis heute weltgrößte Diamant, 1905 hier gefunden und 3106,75 Karat schwer, trägt seinen Namen. Er wurde übrigens aufgespalten in 105 Steine, von denen die neun größten zu den britischen Kronjuwelen zählen.

Cullinan lebt nicht nur von seiner Geschichte: Hier wird nach wie vor hart gearbeitet, um Tag für Tag neue Preziosen aus rund 750 Meter Tiefe zu holen. 400 Arbeiter befördern das Gestein blockweise aus der Tiefe, bis zu 11.000 Tonnen sind es täglich. Der Ertrag daraus: vielleicht 10 Kilo Diamanten, von denen nur ein Bruchteil Edelsteinqualität besitzt; der Rest wird zu Industriediamanten verarbeitet.



Dr. Wolf Krug, HSS

Weit weniger industriell geht es bei Truvelo zu, einem typischen Mittelständler. Auch hier wird versucht, die Waren international an den Mann zu bringen, doch das ist schwieriger als mit Diamanten: Truvelo stellt Geschwindigkeitsmessgeräte her – und Präzisionswaffen. Rolf Gebert ist der deutschstämmige Besitzer und führt das Familienunternehmen in zweiter Generation. Rund 60 Menschen stehen hier an Werkbänken und Fräsmaschinen, entwickeln Software und tüfteln an der perfekten Schusswaffe. 35 Gewehre verlassen die Fabrik in der Woche, wenn es gut läuft – hier ist noch viel Handarbeit gefragt. „Wir müssen besser und billiger sein als unsere Konkurrenz“, gibt Gebert das Ziel vor. Doch qualifizierte Fachleute findet er kaum. Kein Wunder: Mathematik stand für die meisten Schwarzen während der Apartheid nicht



Apartheid-Museum Johannesburg: am Eingang „lebt“ die Rassentrennung nochmal auf.

auf dem Stundenplan – noch heute ist Bildung eine der größten Baustellen der Regierung.

Der Markt für Waffen ist, so Gebert, ein ständiger Kampf: Maschinen und Rohstoffe zu bekommen ist schwierig, Deutschland blockiert wie andere Länder auch den Export an Waffenhersteller wie Truvelo. Umgekehrt ist die Waffenausfuhr auch in Südafrika stark reglementiert, der ambitionierte Südafrikaner braucht seit 1994 eine Lizenz, um ein Jagdgewehr zu erstehen – von militärischen Waffen ganz zu schweigen, die gehen zu 100 Prozent ins Ausland. Öffentliche Aufträge aus dem Inland sind ausgeschlossen, denn die Firma ist zu weiß: Nach dem Broad Based Black Economic Empowerment Act (BBE) müssen Firmen überwiegend durch Schwarze geführt werden, um Staatsaufträge zu erhalten – für ein weißes Familienunternehmen aussichtslos.

Südafrika und Deutschland

Deutschland ist Südafrikas zweitwichtigster Lieferant und steuert als Kunde das vierthöchste Handelsvolumen des Landes bei. Matthias Boddenberg, Geschäftsführer der Deutschen Industrie- und Handelskammer für das südliche Afrika in Johannesburg, ist stolz auf diese Zahlen. Seine Institution ist die größte bilaterale Vereinigung Südafrikas mit über 630 Mitgliedern aus beiden Ländern. Der Handel floriert, über 500 deutsche Firmen haben hier eine Niederlassung.

In Rosslyn vor den Toren Pretorias ist eine der größten von ihnen zu finden: BMW baut hier seine 3er-Serie für zehn Länder, u.a. die USA. Danny Malaka führt durch das Werk und betont gleich zu Beginn: „We are black – but inside we are completely German!“ Das Werk ist topmodern: 99 Roboter schweißen die Karosserie, in Kürze sollen es doppelt so viele

sein; Rosslyn war das erste BMW-Werk weltweit mit einem nahezu vollautomatischen Lackierwerk, alle vier Minuten rollt ein Auto vom Band.

Andreas Künne, Leiter der Wirtschaftsabteilung der Deutschen Botschaft in Pretoria, weiß, warum sich so viele deutsche Firmen hier engagieren: „Südafrika ist mit Abstand der wichtigste afrikanische Wirtschaftsmarkt und größter Rohstofflieferant.“

Das Bild Südafrikas in Deutschland prägt ein Mann mit, der am liebsten gar nicht mehr weg möchte aus dem Land am Kap: Ulli Neuhoff ist seit zwei Jahren Fernsehkorrespondent der ARD in Johannesburg und berichtet von hier aus über den gesamten südlichen Kontinent. „Afrika ist aktuell nicht en vogue“,



Ulli Neuhoff, ARD-Studio Johannesburg

so das Fazit des Journalisten, der zusammen mit seinen einheimischen Mitarbeitern täglich dafür arbeitet, den Zuschauern in der Heimat einen realistischen Blick auf die Schönheit wie auf die Probleme Südafrikas zu verschaffen. Ein bis zwei Wochen im Monat ist er auf Reisen durch das Land und seine Nachbarn, berichtet über die illegale Nashornjagd ebenso wie über politische Wahlen oder temporäre Top-Themen wie den Mordfall Pistorius.



Gareth Newham, Projektleiter Institute for Security Studies

Hanns-Seidel-Stiftung – eines von vielen Projekten, die Projektleiter Dr. Wolf Krug vor Ort begleitet. Politische Stiftungen sind eine wichtige Säule in der Deutschen Entwicklungszusammenarbeit, alle Stiftungen engagieren sich in Südafrika. Gewaltprävention, Hilfe bei der kommunalen Verwaltung, politischer Dialog, Klimaschutz: All diese Themen werden von Krug bearbeitet, um die noch junge Demokratie Südafrikas zu festigen. Dabei arbeitet die HSS, anders als andere politische Stiftungen, nicht mit einer Partei zusammen: „Wir agieren politisch unabhängig“, stellt HSS-Repräsentant Krug klar – seine Arbeit ist vor allem geprägt von Partnerschaften mit gesellschaftlichen und politischen Multiplikatoren wie dem ISS oder mehreren Universitäten.

ist „Father Charles“, wie Kuppelwieser hier genannt wird, wichtiger als Konventionen – Ökumene wird bei ihm großgeschrieben.

Phumula ist sein jüngstes und wohl auch sein letztes Projekt. Das Wort heißt auf Zulu etwa „Ort der Ruhe“, und das ist die Farm unweit des Städtchens Bronkhorstspruit auch: ein Altenheim mit betreutem Wohnen für Bedürftige sowie ein Ort des Rückzugs für Missionare und Priester im Ruhestand. Auf dem Gelände baut die Gemeinschaft ihre eigenen Lebensmittel an, eine Kirche entstand in den vergangenen Jahren ebenso wie ein Schafstall, als nächstes sind ein Kuhstall und ein Damm geplant – und nebenbei leitet der rührige Missionar die junge Nachbarin an, nachhaltige Landwirtschaft zu betreiben. Das alles finanziert er mit Spendengeldern, die er selbst akquiriert – ein Projekt mit Sinn und Verstand, das Hoffnung macht für eine Gesellschaft, deren wachsendes Wohlstandsgefälle eine zunehmende soziale Sprengkraft birgt.

Die Probleme

Gewalt und Kriminalität sind zwei der großen Themen in Südafrika – zu Recht, wenn es nach den Statistiken geht, die das Land immer wieder ganz oben sehen bei Todesraten je Einwohner. Einen differenzierten Blick hat Gareth Newham, Projektleiter am Institute for Security Studies (ISS). Sein Team hat eine umfassende Datensammlung zusammengetragen, die deutlich macht: No-Go-Areas, Vergewaltigungen in kaum vorstellbarem Ausmaß, Carjacking, Raubmorde – ja, es besteht weiterhin dringender Handlungsbedarf. Die Behörden versuchen das Problem durch mehr Personal in den Griff zu bekommen und können statistisch belastbare Erfolge vorweisen – nicht genug, findet Analyst Newham: „Wir geben zu viel Geld für die Polizei aus und zu wenig für Sozialarbeiter!“

Das ISS ist ein unabhängiges Institut, das zum gefragten Gesprächspartner für politische Verantwortliche wie für Medien geworden ist. Gegründet wurde es mit Unterstützung der



Pfarrrer Charles Kuppelwieser (3.v.l.) führt über die Phumula-Farm.

An Aufgaben mangelt es nicht, denn die Liste der Probleme ist lang: Sechs Millionen Südafrikaner sind offiziellen Angaben zufolge mit HIV infiziert, die öffentliche Gesundheitsversorgung ist mangelhaft, die Arbeitslosigkeit liegt wohl weit jenseits der offiziellen Quote von rund 25 Prozent. Die Korruption blockiert wichtige politische Prozesse, das Schulwesen kann als dauerhafter Problemfall bezeichnet werden. Aber es gibt auch Projekte, die Mut machen. Karl Kuppelwieser ist ein Mann, der das schafft: Der Südtiroler Comboni-Missionar, Jahrgang 1934, lebt seit über 50 Jahren in Afrika und baute hier unzählige Sozialprojekte auf. Immer wieder kam er mit der Amtskirche in Konflikt, denn Kirchenpolitik wird bei seinem Engagement hintenangestellt: „Wir sind eine Familie Gottes“, das

Eine Woche lang öffneten sich der HSS-Delegation dank den beiden CdAS-Mitgliedern Dr. Ralf Goldstein und Christine Mair Türen, die in der Regel verschlossen bleiben. Hinter den Türen wurde deutlich: Südafrika ist viel mehr als Big Five-Safari und Township-Exotik. Es lohnt sich, das Land im Blick zu behalten!



Phumula-Farm

Pfarrer Kuppelwieser ist auf Spenden angewiesen, um seine Farm zu finanzieren: Spendenkonto 110617015 der Comboni-Missionare bei der Kreissparkasse Ostalb (BLZ 61450050), Verwendungszweck „Projekt Phumula, P. Kuppelwieser/SAR“. Per E-Mail an prokura@comboni.de kann eine Spendenquittung angefordert werden, die Spenden sind steuerlich voll abzugsfähig.



Botschafter Dr. Horst Freitag (r.), mit Dr. Ralf Goldstein.

Impressionen der CdAS-Fachtagung in Südafrika



Foto: G. Pfeifer

Dr. Ralf Goldstein und Christine Mair (r.) hatten die Studienfahrt nach Südafrika vorbereitet.



Foto: H. Richter

Handarbeit in der Waffenschmiede. Aber die Firma Truvelo ist zu weiß, um öffentliche Aufträge zu erhalten.



Foto: H. Richter

Straßenschluchten wie in San Francisco: Johannesburg.



Foto: G. Pfeifer

„Making of“: Heiko Richter (l.) und die Löwin vom Titelbild.



Foto: H. Richter

Schau mir in die Augen, kleine Katze!



Foto: H. Richter

Kohlenstoff mit ein bisschen Verunreinigung: Diamonds are girls best friends.



Foto: H. Richter

Energie, bunt statt grün. Doch wo nichts dampft, brennt auch kein Feuer unterm Kessel: stillgelegtes Kraftwerk in Soweto.

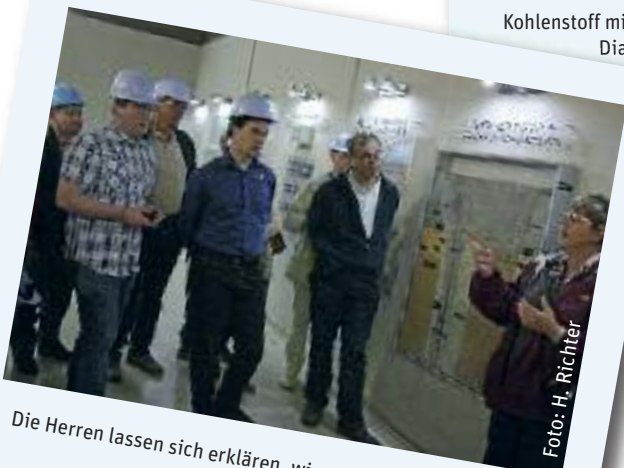


Foto: H. Richter

Die Herren lassen sich erklären, wie man Diamanten schürft..



Foto: H. Richter

... und die Damen lassen sich erklären, wie man selbige fasst. Mann kann solange darauf warten (steht auf dem Schild).

„Hustet Europa, bekommt Russland eine Lungenentzündung“ Russland im Jahr 2013 – Dr. Markus Ehm gewährt Einblicke in Putins Reich

Von Dr. Rainer Sontheimer

Die Idee eines Vortrags über Russland stand schon lange in den Planungen des Clubs der Altstipendiaten (CdAS). Daher war es eine große Freude, den HSS-Altstipendiaten Dr. Markus Ehm als Leiter der Verbindungsstelle der Stiftung in Moskau im Konferenzzentrum München begrüßen zu dürfen. Nicht nur die aktuelle außenpolitische Position Russlands im Syrienkonflikt sorgte für einen vollen Saal, sondern sicher auch das allgemeine Interesse an einem Land, das scheinbar von Putin überstrahlt und dank der Olympischen Winterspiele 2014 sowie der Fußball-Weltmeisterschaft 2018 in den nächsten Jahren besonders im Fokus der internationalen Beobachtung stehen wird.

Mit dem Hinweis auf einen potentiellen neuen Kalten Krieg zwischen Russland und den USA sowie auf die Inhaftierung von kritischen Gegnern des Systems Putin übergab Heiko Richter das Wort an Markus Ehm, der sogleich mit dem Problem der Systemkritik einen Überblick über die Arbeit der NGOs und der Hanns-Seidel-Stiftung in Russland gab. Die Teilnahme am Dialogprogramm des Auswärtigen Amtes zählt dabei wie die Führung von Delegationen und die Veranstaltung von Konferenzen zu den Kernaufgaben der Stiftung nach dem Motto: „Wir wollen informiert sein, aber ohne Einmischung, in ruhigem Ton, transparent und nicht in der Öffentlichkeit“. Gemäß dem demokratischen Leitbild der Stiftung werden Regierungsbeamte sowie Oppositionelle zu den Gesprächen eingeladen, weswegen die Veranstaltungen auch von allen Beteiligten immer sehr geschätzt werden. Mit großer Sorge erfüllt Ehm allerdings die Entwicklung seit November 2012, als das sogenannte „Agenten-Gesetz“ im Kreml beschlossen wurde. Durch dieses Gesetz müssen sich vom Ausland finanzierte NGOs als „ausländische Agenten“ registrieren lassen, was in der Öffentlichkeit mit dem Begriff des „Spions“ gleichgesetzt wird, wodurch die NGOs in der Öffentlichkeit diskreditiert werden. Glücklicherweise fällt die Hanns-Seidel-Stiftung (noch) nicht unter dieses Gesetz, was die Sorgen um den zukünftigen Umgang des Kremls mit derartigen Orga-

nisationen trotzdem nicht mindert. Denn durch die strikte Überwachung von bürgerlichen Initiativen und systemkritischen Vereinigungen (wie die international unterstützten Wahlbeobachter von „Golos“) in Kombination mit juristischer Willkür (wie die rückwirkende Anwendbarkeit des Agentengesetzes) wird nicht nur die politische Konkurrenz klein gehalten, sondern auch ein Klima der rechtlichen Unsicherheit verbreitet.

Starke politische Führung erwartet

Zum Erstaunen der Zuhörer sind die Themen der Einschränkung von Freiheitsrechten oder Rechtsverletzungen in Russland nur von geringem Interesse, wie auch am Fall der Musikband „Pussy Riots“ oder den neuen Gesetzen gegen die Homosexualität sichtbar werde. Vielmehr fordere die russische Bevölkerung eine starke politische Führung und ein hartes Vorgehen der Regierung gegen potentielle Unruhestifter. Zeichen der Schwäche könnte selbst einer Person wie Putin im Ansehen der Bevölkerung schaden. Aus diesem Grund engagiere sich Putin nach Meinung Ehms auch besonders als Kontrolleur in der Bekämpfung der Alltagskorruption – neben den Themen der sozialen Gerechtigkeit, der wirtschaftlichen Situation und einer stabilen politischen Ordnung eines der Hauptthemen der Innenpolitik Russlands. Spannenderweise stehe der Berufswunsch des Beamten in Russland an oberster Stelle, obwohl das Image der Beamten gerade unter der Korruption in hohem Masse leide.

Um sich dem gesamten Volk als glaubwürdiger „Held der Arbeit“ zu präsentieren und sich von dem schlechten Image der Regierungspartei „Einiges Russland“ zu distanzieren, gründete Putin daher auch die Partei der „Allrussischen Volksfront“. Wie Ehm anschaulich erklärte, führt das Symbol Putins als starke Instanz der Ordnung, seine Macht über den Staatsapparat sowie über die Medien und die Uneinigkeit seiner Gegner dazu, dass es im Grunde keine gewichtige Opposition in Russland gibt, mit Ausnahme des mittlerweile international bekannten Aktivisten Alexei Nawalny, der durch juristische Manöver wie seiner Bürgermeisterkandidatur in Moskau, seinem Blog im Internet und diverse Aktionen der staatlichen Korruption den Kampf angesagt hat.

Trotz des durch die Korruption verursachten wirtschaftlichen Schadens, eines wach-

senden öffentlichen Sektors und einer schwächelnden Wirtschaft mit einer Inflation von sieben Prozent im Jahr 2012 ist der Staatshaushalt Russlands ausgeglichen und ein steigender wirtschaftlicher Wohlstand in der Bevölkerung erkennbar. Dennoch sind die wirtschaftlichen Probleme weiterhin groß: Ausländische Firmen leiden unter dem massiven Fachkräftemangel, der folglich auch Investitionen in Russland erschwert. Eine breite Industrie wird nur sehr schleppend aufgebaut und Innovationen sind nur mit großem Aufwand realisierbar. Zudem ist die Abhängigkeit der russischen Wirtschaft und des Staates zu 50 Prozent vom Energieexport nach Europa abhängig oder, wie es Ehm formulierte: „Hustet Europa, bekommt Russland eine Lungenentzündung“.

Interessen im Syrien-Konflikt

Überträgt man diese Metapher auf die aktuelle außenpolitische Situation Russlands, ist unklar, wer von welchem Husten die Folge zu spüren bekommen wird, da die Verwicklungen aller großen Nationen im Syrienkonflikt von außen kaum erkennbar oder transparent sind. So wirft die Blockadehaltung Russlands gegen eine UN-Resolution bzw. einen militärischen Einsatz die Frage auf, welches Interesse Putin an dem Regime Assad hat, um es vor einem Militärschlag der USA zu schützen. Wie Ehm erklärte, begründet sich diese Haltung zum einen in dem wirtschaftlichen Interesse, den Bau einer Gaspipeline von Katar/Saudi-Arabien über Syrien an das Mittelmeer zu verhindern, da diese zu Lasten der russischen Gasexporte gehen könnte. Der zweite Grund der Blockade ist politisch motiviert und hat seinen Ursprung im Libyen-Konflikt. Russland nahm bei der Abstimmung über eine Flugverbotszone sein Vetorecht im UN-Sicherheitsrat nicht in Anspruch und lies die USA mit ihren Verbündeten gewähren. Aus Sicht Putins wurde dies aber von den USA und seinen Verbündeten ausgenutzt und in Libyen mehr Schaden als notwendig angerichtet – auch, weil der Westen angeblich die Gegner Gaddafis massgeblich unterstützt hat. Ein weiterer Grund für Putins Zurückhaltung ist die Gefahr eines Flächenbrandes im Nahen Osten, von dem auch Russland an seinen südlichen Grenzen durch die Al-Qaida betroffen sein könnte. Dennoch habe Putin nach Meinung von Ehm eine militärische Intervention nicht völlig

ausgeschlossen, da hinter den Beweise für einen Giftgasangriff zum damaligen Zeitpunkt noch Fragezeichen standen. Aufgrund des massiven Misstrauens Putins gegenüber den USA wird es allerdings schwierig sein, Russland tatsächlich dafür zu gewinnen.

Mit diesem Über- und Ausblick beendete Markus Ehm seinen Vortrag und das Plenum konnte Fragen stellen. Das Themengebiet war breit gefächert: Der bisweilen sehr willkürliche und das Volk kaum polarisierende Umgang mit Menschenrechten, Homosexualität oder künstlerischer Freiheit (wiederum am Beispiel der „Pussy Riots“); die kaum vorhandene Bedeutung einer Zivilgesellschaft aufgrund der rechtlichen Unsicherheit; die wachsende Rolle der orthodoxen Kirche, mit der Putin einen sehr engen Kontakt pflegt und die ein sehr großes Motivationspotential aufgrund der Gläubigkeit des russischen Volkes hat; die für Putin wichtige Rolle eines funktionierenden Polizeiapparates; die nur sehr langsamen Fortschritte im Bereich der Technisierung; der Fall Snowden, über den in Russland kaum debattiert wird; das Problem des Alkoholmissbrauchs, das vor allem in den ländlichen Gegenden präsent ist; die Bewunderung der deutschen Sprache und Deutschlands als Vorbild für viele Innovationen; das noch kaum vorhandene Bewusstsein für Umwelt- und Naturschutz sowie die mitunter sehr chaotischen Vorbereitungen der Olympischen Winterspiele 2014 in Sotschi. Zu allen Themen lieferte Ehm sehr spannende und informative Erklärungen, die am Ende

der Veranstaltung weiter diskutiert wurden.

Fazit: Russland ist auch im Jahr 2013 noch immer ein Land voller Faszinationen, Geheimnisse, Widersprüche und Spannungen, die sicher der ein oder andere Stipendiat vor

Ort einmal besichtigen möchte; am besten natürlich im Zuge einer Fahrt mit der Hanns-Seidel-Stiftung und unter Leitung von Markus Ehm, der mit seinem Vortrag mehr Interesse an Putins Reich geweckt hat.



Einblicke in die russische Welt gewährte Dr. Markus Ehm, der Leiter der Verbindungsstelle der Hanns-Seidel-Stiftung in Moskau, den CdAS-Mitgliedern Anfang September 2013.

Foto: Volker Gübner

Die USA mit Barack Obama im Umbruch?

Botschafter a.D. Klaus Scharioth über Beginn und Stand Obamas Präsidentschaft

Von Florian Steffen

Ende Juni 2013 trafen sich die HSS-Stipendiatengruppen Berlin und Potsdam zu einem Hintergrundgespräch mit Dr. Klaus Scharioth, dem deutschen Botschafter in den Vereinigten Staaten von Amerika in der Zeit von 2006 bis 2011. In diesen Zeitraum fiel die erste Wahl von Barack Obama zum Präsidenten der USA. Im Zentrum der Ausführungen von Scharioth und der anschließenden Diskussion standen folglich in erster Linie die Gründe und Folgen des damaligen Wahlsieges. Die im Herbst 2013 aktuelle Diskussion über die Lauschkultur der USA spielte bei der Veranstaltung noch keine Rolle.

Der Wahlkampf hatte bereits im Januar 2007 begonnen. Dr. Klaus Scharioth traf sich mit den wichtigsten Kandidaten, um sich, wie er sagte, „ein eigenes Bild von jeder dieser Persönlichkeiten zu machen.“ Barack Obama ging seiner Aussage nach als einziger der Hauptkandidaten mit dem Motto in den Wahlkampf, dass ein fundamentaler Wandel in den USA nötig sei.

Die Wahlkampfthemen 2008

Laut Scharioth gab es zu Beginn vier zentrale Wahlkampfthemen, die sich im Laufe der Zeit mit der Finanz- und Staatsschuldenkrise um einen fünften Bereich erweiterten. Zum einen habe Obama kritisiert, dass das Bildungssystem für die unteren 50 Prozent der Bevölkerung ungenügend sei. Eine gute Ausbildung für alle, so Obama, sei Grundvor-

aussetzung, um konkurrenzfähig zu bleiben. Des Weiteren habe Obama eine Gesundheitsreform in Aussicht gestellt, denn ca. 47 Millionen Menschen waren damals in den USA nicht versichert. Dies sei nicht nur eine Härte für alle Betroffenen, sondern auch schlecht für die Wirtschaft des Landes gewesen. Unversicherte könnten sich oft einen regulären Arztbesuch nicht leisten; ihnen bleibe dann nur die Inanspruchnahme der Notaufnahme der Krankenhäuser mit entsprechend deutlich höheren Kosten für die Allgemeinheit. Im Ergebnis geben die USA Scharioth zufolge doppelt so viel pro Kopf für ihr Gesundheitssystem aus wie Deutschland, ohne dass das Resultat besser wäre.

Auch die marode Verkehrsinfrastruktur war ein zentrales Wahlkampfthema: Verrostete Brücken und sanierungsbedürftige Straßen

seien überall im Land gang und gäbe gewesen. Die USA gaben im Jahr 2008 nur zwei Prozent des Bruttoinlandsproduktes für Infrastrukturmaßnahmen aus (im Vergleich: in den 1950er Jahren waren es neun Prozent). Obama sei der Überzeugung gewesen, dass hier großer Handlungsbedarf bestehe, um die Konkurrenzfähigkeit des Landes zu erhalten.

Obamas Einstellung zu Klimapolitik und erneuerbaren Energien sowie sein Aufruf zu Nachhaltigkeit fanden Scharioth zufolge großen Anklang bei der Jugend.

Später im Wahlkampf, nach dem 15. September 2008, wurde die „Finanzkrise“ plötzlich zu einem beherrschenden Thema. Obama konnte sich hier durch Entschlossenheit und tatkräftiges Auftreten gegenüber dem republikanischen Kandidaten John McCain einen Vorteil verschaffen.

Scharioth konstatierte, Außenpolitik habe im Rahmen dieses Wahlkampfes keine übergeordnete Rolle gespielt. Lediglich Obamas Versprechen, den Irakkrieg zu beenden und eine Veränderung im „war on terror“ einzuläuten, fanden Aufmerksamkeit.

Historische Leistung:

Obamas Gesundheitsreform

Welche Erfolge konnte Obama bisher verzeichnen? Dies war der nächste Punkt der Agenda an diesem Abend. Scharioth zufolge sei die Durchsetzung der Gesundheitsreform eine „historische Leistung Obamas“. Er sei der erste Präsident nach Lyndon B. Johnson mit seinem „Social Security Act of 1965“ gewesen, dem dies gelungen ist. Damals wurde das „Medicare“- (Krankenversicherung für Ältere) und das „Medicaid“-System (Unterstützung für Bedürftige) eingeführt. Mit Obamas Reform wurden vier Millionen Kinder verpflichtend versichert, während sich illegal in den USA aufhaltende Menschen davon aber nicht profitierten, so Scharioth.

Diplomatische Gesprächskreise haben schon fast Tradition bei (Alt-)Stipendiaten in Berlin.



In der Bildungspolitik wurden die Ausgaben um 50 Prozent erhöht. Allerdings sei das Problem hier die Ungleichheit der Steuereinkommen von Gemeinde zu Gemeinde, da diese für die Finanzierung der Schulen zuständig seien, weswegen Obama hier nur begrenzt Einfluss ausüben konnte. Nach dem Besuch vieler Schulen in den USA sprach Scharioth jedoch von „erkennbaren Veränderungen“.

Erkennbare Fortschritte in der Infrastruktur

90 Milliarden Dollar seien in die Infrastruktur geflossen; bei der Straßen- und Brückenrenovierung seien demzufolge Fortschritte erkennbar. Erhebliche Probleme gebe es jedoch im Schienenverkehr, da hier so gut wie keine Umsetzung der Pläne stattfinde. Vornehmlich republikanische Gouverneure nähmen die Mittel mit der Begründung nicht an, die Folgekosten seien zu hoch. So konnte zum Beispiel ein dringend benötigtes Schnellzugsystem nicht eingeführt werden.

Im Bereich der Klimapolitik wurden unter Obama die Effizienzkriterien für Autos drastisch verschärft und auch Kraftwerksbetreiber sind verpflichtet, die Kraftwerksemissionen auf die Hälfte zu reduzieren. Reine Kohlekraftwerke haben in den USA laut Scharioth daher längerfristig keine Zukunft.

Wirtschaftspolitik Richtung Aufschwung

Das von Obama geschnürte Konjunkturpaket zur Überwindung der Wirtschaftskrise konnte nur durchgesetzt werden, weil Obama drei republikanische Abgeordnete überzeugen konnte, für das Paket zu stimmen. Seitdem sank die Arbeitslosigkeit von elf auf rund acht Prozent – ein unter anderem darauf zurückzuführender Erfolg in Scharioths Augen. Obama sei kein „Messias“, wie der Spiegel einmal titelte, jedoch habe er das Land aus einer verheerenden Lage wieder in Richtung Aufschwung gesteuert, resümierte der Botschafter a.D.



Fotos: Felix Francke

Obama habe die USA aus einer verheerenden Lage wieder in Richtung Aufschwung gesteuert, resümierte Botschafter a.D. Klaus Scharioth.

Enge Verflechtungen

Dem Vortrag schloss sich eine Diskussion an, beispielsweise zu aktuellen Themen wie dem Handels- und Investitionsabkommen (TTIP) zwischen den USA und der EU oder der Syrienkrise. TTIP hat in Scharioths Augen strategische Bedeutung. Nicht nur um das Ansehen des Westens wieder aufzupolieren (der in manchen Teilen der Welt als im Niedergang begriffen gesehen werde), sondern auch, weil derjenige, der die Normen und Standards definiert, in aller Regel die Nase vorn habe. Auch der Schutz und die Erleichterung von Investitionen sei von großer Bedeutung: Die USA tätigten über 50 % ihrer Auslandsinvestitionen in der EU und weit über 50 % aller in den USA getätigten Auslandsinvestitionen stammten aus der EU.

Ein großer Vorteil und auch eine Gemeinsamkeit der Vereinigten Staaten und Europas sei es, dass sie „durch die auf beiden Kontinenten weitgehend akzeptierten Werte der Aufklärung näher an der Sehnsucht der Menschen weltweit nach Gerechtigkeit, sozialer Gerechtigkeit, Menschenwürde, Transparenz und Partizipation“ seien als andere.

Fragen der Zukunft

Angesichts der Situation in Syrien reagierte Scharioth eher skeptisch: Die Opposition sei sehr heterogen und die einzige Lösung sei eine Zusammenarbeit mit Russland. Er halte Waffenlieferungen und auch eine militärische Intervention für den falschen Weg.

Der Abend mit Dr. Klaus Scharioth endete nach den anregenden Diskussionen in den Räumlichkeiten der DEKRA Konzernrepräsentanz mit weiteren Gesprächen bei einem Abendessen in einem Berliner Wirtshaus. Hier bot sich zusätzliche Gelegenheit zum Austausch in gemütlicher Atmosphäre – sei es über das Selbstverständnis der amerikanischen „tea party“, das Leben als Diplomat oder die Projekte und Interessen der Hanns-Seidel-Stipendiaten. //

Die Strategie eines Siegertyps

Jahrestagung der Auslandsstipendiaten: Die USA nach der Wahl 2012

Von Prolet Decheva

„Amerika nach der Wahl“ war das Thema der von Dr. Michael Czepalla geleiteten Jahrestagung für ausländische Stipendiaten Mitte Dezember 2012. Prof. Dr. Reinhard Meier-Walser, Prof. Dr. Gerd Strohmeier und Dr. Jan Philipp Burgard haben zum Thema im Bildungszentrum Wildbad Kreuth vor mehr als 100 Stipendiaten der Hanns-Seidel-Stiftung referiert. Damit wurde ein aktuelles Thema aufgegriffen, denn die Präsidentschaftswahlen lagen nur wenige Wochen zurück.

„Die USA und ihre transatlantischen Beziehungen“

„Die wichtigste außenpolitische Priorität Obamas ist die Lösung der innenpolitischen Steuer- und Budgetstreits mit den Republikanern“, betonte Prof. Dr. Reinhard Meier-Walser. Die Macht der USA liegt nämlich in deren starker Wirtschaft. Keine Einigung über die Lösung der amerikanischen „Fiscal Cliff“ würde zu Ausgaben- und Budgetkürzungen sowie Steuererhöhungen führen, was zwangsläufig auf eine moderate Rezession hinaus laufen würde, meinte der profunde Kenner der US-amerikanischen Politik. So wäre auch die militärische Macht der USA durch Kürzungen im Verteidigungsbudget gefährdet.

Die Relativierung der amerikanischen Macht und „Leading from behind“

Eine zentrale Frage in Meier-Walsers Vortrag war die Relativierung der amerikanischen Macht. „Is America in decline?“ fragen sich manche Experten. Die fundamentalen Prinzipien der amerikanischen Außenpolitik – der Anspruch einer Unversehrtheit der westlichen Hemisphäre und der Karibik (Monroe-Doktrin) und der Schutz der Gegenküsten (Open Door-Politik in Ostasien und in Europa) – können nicht mehr als gesichert gelten. Die USA wären heute nicht mehr in der Lage gleichzeitig in Ostasien, in Europa und anderswo Gleichgewichtspolitik militärisch zu betreiben, sagte Meier-Walser. In der heutigen Welt könne man keine polare Struktur mehr erkennen und die USA ist nicht mehr eine polende Macht – die Machtverteilung sei nonpolar.

Der alte und neue US-Präsident Obama habe den Anspruch, die amerikanische Führungsrolle in der Welt wiederherzustellen. Allerdings kann Amerika in der heutigen Welt nicht mehr allein an der Spitze stehen. „Wenn wir heute über eine Obama-Doktrin sprechen, dann sprechen wir von der Formel ‚Leading from behind‘“, erklärte Meier-Walser, d.h. auch die europäischen Partner stärker in der Lastenverteilung einzubinden. Welche Instrumente hat Obama, um dieses ambitionierte Projekt anzusteuern? Meier-Walser nannte drei Elemente: Theorie, Taktik und Team.

„Smart Power“ durch Multilateralismus

Meier-Walser ging in Zusammenhang mit der amerikanischen Theorie erstmals auf die Tatsache ein, dass das Spektrum der internationalen Risiken und Bedrohungen größer und diffuser geworden ist (z.B. Staatenzerfall, Terrorismus, organisierte Kriminalität, Cyberwar). Diese neuen globalen Risiken seien nur durch eine globale Führung zu bewältigen und die USA wären das einzige Land, das diese Rolle übernehmen kann – in der heutigen Situation aber anhand eines neuen Ansatzes: „Smart Power“. Das bedeute nicht mehr militärische Macht allein (Hard Power) oder ideelle Macht allein (Soft Power), sondern ein Ansatz, der die unterschiedlichen Dimensionen kombiniert: „Sowohl Militär als auch Demokratie, sowohl Geheimdienste als auch Rechtsstaatlichkeit, sowohl Wirtschaft als auch moralisches Vorbild“, holte Meier-Walser aus. Die einzige Möglichkeit, um „Smart Power“ in der Realität umzusetzen, ist dann die Taktik des Multilateralismus. Multilateralismus besitze hier aber einen instrumentellen Charakter: Die eigenen Partner müssen stärker einbezogen werden, mit dem Ziel der Stärkung der eigenen Kraft. Hier unterscheide sich Obama deutlich von seinem Vorgänger George W. Bush.

Schwerpunkte von Obamas Außenpolitik nach der Wiederwahl

Es sei eine Gewichtsverschiebung von Europa nach Asien zu beobachten, und eine der wichtigsten Beziehungen ist die zwischen Washington und Peking. In Bezug auf den Iran bliebe natürlich die Frage, ob das Land die Atomschwelle überschreiten kann und zur Atommacht werde. Israel sei mit der Wiederwahl Obamas nicht besonders glücklich, da

Romney eher militärisch gegen den Iran vorgegangen wäre. Obama ziele aber auf eine Verhandlungslösung und wolle auch dem Iran Schutz gewährleisten. In der Nahost-Politik wird Obama aber von den arabischen Partnern als Partner Israels gesehen.



Prof. Dr. Reinhard Meier-Walser analysierte die Lage der USA zu Beginn der zweiten Amtszeit Obamas.

Ein wichtiger Punkt sind auch die Beziehungen der USA zu Moskau. In Russland ist eine große Mehrheit für Obama. Ein Grund dafür ist zum Beispiel, dass er das Veto Russlands in der Syrien-Frage nicht zu umgehen versucht hat, was von den Russen sehr geschätzt werde. Die beiden Ländern verfolgten auch das gleiche Ziel bei der Abrüstung. „Eine ganz wichtige Priorität für Obama ist der Abzug aus Afghanistan“, sagte Meier-Walser. Das verschaffe auch der Beziehung zu Moskau eine wichtige Priorität. Nach einem Abzug würde Afghanistan ohne Unterstützung kollabieren und da wäre eine internationale Lösung mit der Hilfe Russlands am besten, erklärte er weiter.

Schließlich hat Professor Reinhard Meier-Walser das Ziel Obamas angesprochen, eine Welt ohne Nuklearwaffen zu schaffen – das Projekt „Global Zero“. Das sei eine langfristige und realistische Möglichkeit, meinte Meier-Walser. Da in der heutigen Welt Abschreckungsstrategien wie früher während des Kalten Krieges oder Verteidigung (Raketabwehr) nicht mehr funktionieren könnten, bleibe der Abzug von Atomwaffen weltweit die einzige Lösung. Dafür habe Obama auch den Friedensnobelpreis bekommen.



Fotos: V. Göbner

Prof. Dr. Gerd Strohmeier erklärte den Unterschied zwischen dualem und kooperativem Föderalismus mit einem Keks.

Das politische System der USA

„Man kann als Deutscher, als Europäer nur annähernd die USA begreifen“, meinte Prof. Dr. Gerd Strohmeier von der Universität Chemnitz. Tatsächlich unterscheidet sich das politische System in den USA deutlich von den Systemen in Europa. Strohmeier hatte seinen Vortrag mit dem Unterschied zwischen den „popular votes“ (die Stimmen der Bürger) und den Wahlmännern begonnen. Die Wahlmänner (Leute, die von den Bürgern ausgewählt wurden, für Kandidat A oder B abzustimmen) sind für die Präsidentenwahl in den USA entscheidend. Weil die Wahlmännerstimmen nicht proportional zum Wählerwillen aufgeteilt werden, funktionieren die Wahlen nach dem Winner-takes-it-all-Prinzip. Strohmeier hatte zwei Wahlkampfstrategien erklärt. Nach der Clinton-Strategie konzentrierten sich die Präsidentschaftskandidaten nur auf die Wechselwähler in den „Swing States“ (die Staaten, die nicht mehrheitlich republikanisch oder demokratisch sind). Laut der Obama-Strategie aber fokussiere man sich nicht nur auf die Swing States, sondern auch auf die gegnerischen Hochburgen: ein Demokrat würde auch Wahlkampf in einen klassischen Republikaner-Staat wie Texas führen. Die Idee dahinter: Der Gegner kann sich nicht vollständig auf die Swing States konzentrieren, sondern muss auch in den „eigenen“ Staaten Geld ausgeben. Damit das funktionierte, benötigte die Obama-Strategie aber einen Vorsprung bei den Wahlkampfspenden. Strohmeier erklärte weiter die zwei Formen des Regierens in den USA: „Unified Government“ und „Divided Government“. „Unified Government“ komme zustande, wenn eine Partei neben dem Präsidentenamt auch Mehrheiten im Repräsentantenhaus und im Senat habe. Da aber Obama keine Mehrheit im Repräsentantenhaus sowie keine qualifizierte Mehrheit im Senat hat, spricht man von „Divided Government“.

Filibustern: Reden, bis man schwarz wird

Die Gesetzgebung in den USA ist genauso kompliziert. Der Kongress (das Zweikammernparlament der USA, bestehend aus Repräsentantenhaus und Senat) muss einem Gesetz zustimmen. Der Präsident hat kein Recht, ein Gesetz zu initiieren. Er verfügt nur über ein Veto-Recht. Allerdings ist es auch nicht absolut – der Kongress kann mit einer Zweidrittelmehrheit das Veto aufheben. Paradox klingt für Europäer auch, dass im Senat eine Minderheit die Mehrheit behindern kann. Bei der „Filibuster-Strategie“ spricht man so lange vor dem Senat, dass niemand mehr abstimmen kann. Ein Rekord hat z.B. Strom Thurmond gesetzt, indem er 24 Stunden und 18 Minuten gesprochen hatte. Aufgrund des Filibusters kommen bestimmte Gesetze gar nicht auf die Tagesordnung, erklärte Strohmeier.

Seinen Vortrag beendete Strohmeier mit dem Föderalismustyp in den USA. Der bisherige duale Föderalismus (Unabhängigkeit von Bund und einzelnen Staaten) bewege sich langsam zu einem kooperativen Föderalismus (Bund und Staaten sind schlecht voneinander zu trennen), allerdings viel schwächer ausgeprägt als in Deutschland.

Gefeiert wie eine Pop-Star

Der letzte Vortrag bei der Jahrestagung 2012 war „Obama versus Romney 2012: Was wir aus den Präsidentschaftswahlen lernen können“ von Dr. Jan Philipp Burgard (ZDF, Berlin). Burgard stellte Obamas Erfolgsfaktoren im Wahlkampf vor. Erstens verfügte Obama über eine faszinierende und viel stärkere Ausstrahlungskraft als sein Opponent Mitt Romney. „Sie haben Obama gefeiert wie einen Pop-Star“, meinte Burgard. Selbst die Journalisten seien von ihm begeistert. Obwohl Romney von den deutschen Medien als „Heuschrecke“ dargestellt wurde, wurde er in den USA als wirtschaftlich kompetent emp-

funden. Allerdings wusste Obama dessen Biografie für den Wahlkampf auszunutzen. Die Rolle des „Negative Campaigning“ war auch besonders groß. Zweitens war Obamas Botschaft „Forward“ zutreffend. Burgard zählte sieben Kriterien für einen guten Slogan auf: Verständlichkeit, Genauigkeit, Glaubwürdigkeit, Relevanz, Emotionalität, Kontrast und Beständigkeit. Offensichtlich hat Obamas Botschaft genug davon erfüllt.

Was sich auch in den vorherigen Wahlen schon als eine Wunderwaffe etabliert hatte, ist das Internet. 2008 hatte Obama mehr als die Hälfte seiner Wahlspenden online gesammelt. Nicht zu vergessen sind alle seine Werbespots auf Youtube und die Facebook-Kampagne. Das Internet gab auch Obamas Anhängern die Möglichkeit, sich selbst zu engagieren. 2012 wurde der Web-Wahlkampf mit der Entwicklung der Technologie noch spannender. Wie bei Kennedy und Nixon das TV-Duell die Wahl entschieden habe, passiere jetzt dasselbe durch das Internet, so Burgard. Die nächsten Faktoren waren die „Kriegskasse“ und die Strategie. Der Wahlkampf 2012 war auch der teuerste. Obama hat Werbespots in allen US-Staaten geschaltet und somit auch den demografischen Wandel genutzt. Zwar hat Romney drei Fünftel der Stimmen der Weißen für sich gewonnen, doch heute reicht das nicht, um die Wahlen zu gewinnen. Alle vier Jahre werden die Weißen in den USA um drei Prozent weniger, der Anteil der Hispanics betrage bereits jetzt zehn Pro-



Dr. Jan Philipp Burgard hatte den US-Wahlkampf live beobachtet.

zent der US-Bevölkerung. Obamas 50-Staaten-Strategie berücksichtigte auch die Tatsache, dass viele Amerikaner in andere Staaten umziehen. Und last but not least spielte Michelle Obama eine riesige Rolle für den Wahlkampf. Obamas Gattin hat einen sehr guten Ruf, sie ist unglaublich beliebt bei den Frauen wie auch bei den Schwarzen und kompensiert so die Schwächen ihres Mannes: Denn Obama werde von vielen schwarzen Männern als „nicht schwarz genug“ empfunden.



Ötzi, Tiepolo, Messner – Altstipendiaten auf Südtiroler Spuren CdAS-Fachtagung integriert die bekanntesten Südtiroler

Von Birgit Botzenhart

Europas Regionen stehen seit Jahren auf dem Themenplan der Exkursionen des CdAS. Im Herbst 2012 war es Südtirol, das von gut zwei Dutzend Altstipendiaten besucht wurde. „Gesprächspartner“ (nicht alle waren Gesprächig, wenngleich mitteilend) waren „Ötzi“, Landeshauptmann Luis Durnwalder oder Reinhold Messner, um nur die bekanntesten zu nennen.

Eigentlich könnte es Südtirol nicht besser gehen: italienische Sonne und weiß-blauer Himmel, aber die Südtiroler würden sich derzeit wohl auch nur mit dem Himmel begnügen. Italienische Politiker sehen in Zeiten der Finanzkrise des Nationalstaats nach Norden und halten den Rotstift parat. 90 Prozent der Steuern werden von Rom „normalerweise“ zurücküberwiesen. Aber mit autonomen Regionen soll Schluss sein.

Aber bleiben wir bei den Dingen, die niemand mehr Südtirol wegnehmen kann, beispielsweise „Ötzi“. 265.000 Besucher kamen zur Sonderausstellung „20 Jahre Ötzi“ im Jahr 2011.

Ein Südtiroler versuchte in den USA zu erklären, woher er komme. Bozen, Norditalien, Alpen – alles war wenig hilfreich. Aber als der Südtiroler „Ötzi“ nannte, ging dem US-Bürger ein Licht auf. „Der Mann aus dem Eis“ und Reinhold Messner sind die berühmteste Persönlichkeit des Landes. Es ist auch wirklich frappierend, was die moderne Forschung alles aus der Gletscherleiche herausgelesen hat: Er hätte heute Schuhgröße 38, wog 50 Kilogramm, hatte braune Augen, mittellanges, dunkelbraunes bis schwarzes, gewelltes Haar, 47 Tätowierungen dort, wo er Schmerzen gehabt haben muss, Arthrose in Schulter und Hüfte und am rechten Knie einen Meniskus-Schaden. Ob seine Fellmütze vom Bären oder doch vom Wolf stammt, ist noch Gegenstand der Forschung. In seinem Darm sind alle Pollenarten bestimmt. Da komme keiner mehr mit Privatsphäre. Und er wurde von hinten mit einem Pfeil erschossen. Die Spitze des Mordinstruments riss die Arterie des linken Oberarms auf, so dass „Ötzi“ verbluten musste. Ein Krimi noch obendrauf, was will die Touristeninformation mehr?



Ötzi ist tot, Reinhold Messner lebt: Er ist der Herr der Berge, einer von zwei weltbekanntesten Südtirolern. Doch nur bei ihm ist die Ausstrahlung einer Legende zu spüren.

Die Besucherführung vor Ötzis „Sarkophag“ erinnert etwas an den Londoner Tower und seine Kronjuwelen: S-förmig muss sich die Besucherschlange winden, bevor sie Einblick bekommt. In einer silbrig metallenen Wand befindet sich ein viereckiges Fenster. Vor diesem können Besucher je nach Körpergröße eine kleine Hebebühne per Knopfdruck rauf- und runterfahren, damit der Blick auf den 5.300 Jahre alten Südtiroler ideal wird. Und da liegt er, auf dem Rücken, den Kopf links vom Betrachter, den rechten Arm von der Last des Gletschers quer über den Brustkorb gepresst, nackt, braun und glänzend. Ja, glänzend. Die Feuchtmumie muss regelmäßig mit sterilem Wasser besprüht werden, der „Leibarzt“, der Ötzi versorgt, muss völlig keimfrei sein. Sein moderner Sarkophag besteht aus einem von zwei Kühlräumen. Im Brandfall würde die Feuerwehr Ötzi in Sekundenbruchteilen retten. Ein weiterer Gefrierraum ist im Bozener Krankenhaus eingerichtet.

Italien hat Schulden, Südtirol nicht

„Der Landeshauptmann muss mehr als ein netter Mensch sein“: Luis Durnwalder nahm sich am Vormittag fast zwei Stunden Zeit für die CdAS-Besucher. Luis Durnwalder überzeugte, allein schon durch seine kräftige Stimme, die im großen Konferenzraum ganz ohne Mikrofon trug. Seine physische Erscheinung musste Gesprächspartnern klar machen, dass sie es mit einem Hartnäckigen und einem Schwergewicht zu tun hatten. Aber wenn sie seiner Einladung zum Törggelen nach den Verhandlungen folgten, lernten sie einen bodenständigen Menschen ohne Allüren kennen. Durnwalder machte einen Rundumschlag von der Südtiroler Geschichte bis zur aktuellen Wirtschafts- und Gesellschaftssituation seines Landes. Südtirol habe das höchste Brutto-Inlandsprodukt Italiens.

Italien habe Schulden, Südtirol nicht, Rom fordere viele Millionen zusätzlich als Solidaritätsbeitrag, aber „das kriegen sie ned“.



Südtirols Landeshauptmann Luis Durnwalder (L.) mit dem CdAS-Vorsitzenden Dr. Andreas Burtscheidt, der die Fachtagung in Südtirol organisiert hatte.



In Südtirols Weinstuben muss man zusammenrutschen.

meinte der scheidende Landeshauptmann, der erst der Zweite in diesem Amt war, nach dem legendären und immer noch hochverehrten Silvius Magnago. Zwischen den drei Volksgruppen (deutsch 70, italienisch 25 und ladinisch fünf Prozent) bestehe heute ein sehr gutes Verhältnis, die Autonomie habe allen etwas gebracht.

Seinen Darstellungen über die Verwaltung widersprach vehement Professor Dr. Dr. habil. Jörg Ernesti von der Philosophisch-Theologischen Hochschule Brixen am Nachmittag. Es gebe im Staat wie in der Kirche doppelte Strukturen. „Mit viel Geld hält man die Streithähne auseinander“, zog Ernesti sein Fazit über die Südtiroler Politik. Und ein selbstverständliches Miteinander sei an manchen Stellen brüchig. Beispielsweise müssten für die drei kirchlichen Gymnasien Lehrer für Italienisch eingeflogen werden, denn nach seinen Worten sei es ein „Hassfach“. Aber der Andrang an diesen Gymnasien sei groß, obwohl die Eltern monatlich 400 Euro zu zahlen hätten. Auf der anderen Seite gebe es Straßen in Bozen, in denen kein Wort deutsch gesprochen werde. Mussolini hatte italienische Arbeiter in den Norden geholt. An die nachfolgenden Generationen dachte keiner mehr. In Deutschland ein bekanntes Phänomen ... Aber selbst in einem Land mit 97 Prozent katholischer Bevölkerung herrscht Priestermangel, obwohl viele junge Menschen hier die Gottesdienste besuchen.

Burgherr mit Ausstrahlung

Urgestein Reinhold Messner – dieser Beiname passte schon wegen des Plakats zum jüngsten Messnerfilm, eine Dokumentation. Darauf türmen sich über seinem Kopf die höchsten Gipfel der Welt, so dass sein Gesicht wie in Stein gemeißelt erscheint. Der Reinhold Messner, dem wir begegnet sind, war durchaus das Gegenteil von versteinert. Als der Burgherr in einfachem Hemd und Hose durch die Besucher kam, war überall zu

spüren, dass da eine Legende kommt. Der 68-Jährige referierte unter freiem Himmel im „Theaterrund“ des Messner Mountain Museum Firmian. „Luis Durnwalder ist sicher der fähigste“, meinte er zur politischen Landschaft seiner Heimat. Er könne sich gut ein schwarz-grünes Bündnis in der Politik vorstellen. Aber selbst wird er kein politisches Amt mehr übernehmen. Messner will auch sein Engagement für Südtirols Burgen beenden, er übergibt seine Arbeit an Jüngere. Er werde überall gefragt, ob er nicht eine alte Stube oder einen ganzen Hof herrichten helfen könnte. Der Name Messner ist ein Markenname. Aber Messner plant auch schon wieder ein Bergprojekt: entlang der Wasserscheide rund um den Himalaya herum.



Fotos: Heiko Richter

Die Barockbibliothek der Philosophisch-Theologischen Hochschule Brixen umfasst 20.000 Bände.

Die Kunstkleinode

Südtirol ist ein kleines Land mit überraschender Größe, vor allem kunsthistorischer. Die Geschichte des Brixner Doms zieren ein Heiliger und der Besuch des Papstes Pius VI, natürlich auch die zahlreichen Aufenthalte von Josef Kardinal Ratzinger. Der Heilige Josef Freinademetz, ein geborener Ladin, wurde 1875 hier zum Priester geweiht, bevor er als Missionar in China den christlichen Glauben lehrte. Dabei nahm er die Inkulturation vorweg, denn er wurde selbst Chinese, so sehr beschäftigte er sich mit der asiatischen Kultur. Laut Domdekan Prof. Dr. Ulrich Fistill war der erste chinesische Kardinal noch ein Schüler von Freinademetz.

Nach dem „Brixner Himmel“, nach Fistill einst das weltgrößte Deckenfresko vor Tiepolo, ist der Kreuzgang ein wahres Kleinod. Die Fresken entstanden im Auftrag der Domherren, die im Kreuzgang begraben sind, deshalb sind die Darstellungen so unterschiedlich und ohne ein einheitliches Programm. Hier kann die gesamte Entwicklung der spätgotischen Malerei studiert werden. Und wer Romanik liebt, dessen Herz schlägt beim Betreten der Johannes-Kapelle höher. Im 10. Jahrhundert entstanden, versammelte sich in dieser Taufkapelle 1080 eine Bischofssynode, um einen Gegenpapst zu wählen.

Das andere kunsthistorische Kleinod, das auf dem Programm stand, fanden die Altstipendiaten im Adlerturm des Castello del Buonconsiglio in Trient. Hier hat ein Meister der Gotik in zwölf Fresken das Leben im Mittelalter dargestellt, Mode, Jagd, Weinernte, Turnier, Minne, Jahreszeiten. Die Schneeballschlacht soll die erste Darstellung einer europäischen Winterlandschaft sein. Die leuchtenden Farben sind nach 500 Jahren wunderbar erhalten. Von der Loggia des riesigen Palastes der Fürstbischöfe kann man auch einen herrlichen Blick über Trient in der warmen Nachmittagssonne genießen.



Bayerns einziger Leuchtturm

Der Bodensee im Blickfeld regionaler Verbundenheit und globaler Akteure

Von Marie-Isabelle Diekötter

Im Rahmen der Promotionsfachtagung „Euregio Bodensee“ hatten im Juni 2013 30 Promotionsstipendiaten der Hanns-Seidel-Stiftung die Gelegenheit, die Region um den Bodensee mit all ihren Facetten kennen zu lernen. Gelegen im Dreiländereck Deutschland-Österreich-Schweiz bietet diese besondere geographische Voraussetzung viele Möglichkeiten, aber auch Hindernisse. 1997 wurde die „Euroregion Bodensee“ erklärt, die eine Verbesserung der wirtschaftlichen, kulturellen und ökologischen Zusammenarbeit der Anrainerstaaten garantieren sollte. 15 Jahre nach der Deklaration hatten die Stipendiaten nun die Möglichkeit, zu erfahren, inwiefern grenzüberschreitende Kooperationen stattfinden und die Bevölkerung um den Bodensee ihre Potentiale zu nutzen weiß.

Die Tagung begann (nach der Begrüßung durch den Tagungsleiter Dr. Rudolf Pfeifenrath) am Sonntag mit einer Führung durch Lindau, die sehr anschaulich von der Einheimischen Josephine Strodel begleitet wurde. Sie erläuterte die geschichtlichen Hintergründe der historischen Altstadt, die auf einer Insel im Bodensee liegt, und führte die Stipendiatengruppe, gespickt mit vielen Details, durch den sehr gut erhaltenen Stadtkern vorbei an vielen Sehenswürdigkeiten. Lindau wurde erst 1955 in den Freistaat Bayern integriert, gehört heute zum Regierungsbezirk Schwaben und liegt am östlichen Ufer des Bodensees. Somit steht Bayerns einziger Leuchtturm im Hafen von Lindau.

Nach der (aufgrund des leider sehr regnerischen Wetters etwas verkürzten) Stadtführung traf sich die Gruppe beim gemütlichen Abendessen im Hotel wieder, bei dem sich die Tagungsleiterin Regine Vogel vorstellte. Die Journalistin, gebürtige Münchnerin und Hanns-Seidel-Stipendiatin der ersten Stunde lebt seit Mitte der 1980er Jahre in der Region und ist aktives Mitglied des CdAS. Von ihren guten Kontakten, ihrer profunden Kenntnis der Region sowie ihrer engagierten und herzlichen Art konnten die Stipendiaten in den folgenden Tagen noch häufig profitieren.



Löwe und Leuchtturm – Wahrzeichen des bayerischen Bodensee-Hafens Lindau.

Ein „Ländle“ in den Alpen

Am Montag stand ein Besuch des Vorarlberger Landtages in Bregenz auf dem Programm. In dem sogenannten Landhaus wurden die Stipendiaten von der Landhausführerin Sabine Möckl begrüßt und erhielt eine sehr anschauliche Einführung von Mag. Peter Marte, der für die Internationale Bodensee Konferenz (IBK) und weitere dialogfördernde und überregionale Projekte zuständig ist. Er erläuterte die Sonderstellung der Region Vorarlberg, die stets um Eigenständigkeit und Unabhängigkeit bemüht war. Danach hatten die Stipendiaten die Möglichkeit, die neue Landtagspräsidentin Gabriele Nußbaumer (ÖVP) kennen zu lernen, welche die beson-

dere Rolle des Bundeslandes Vorarlberg in Österreich näher erläuterte und die Potentiale und Grenzen des „Ländle“ darlegte.

Zauberhafte Flöte auf der Seebühne

Danach durften die Stipendiaten die Seebühne in Bregenz besuchen. 2013 wurde dort erstmalig Mozarts „Zauberflöte“ aufgeführt – der größte Programmpunkt im Spielplan des Sommers, der unter dem Motto „Dem Licht entgegen“ steht. Da die Festspiele drei Wochen nach dem Besuch der Tagungsgruppe begonnen haben, liefen die Vorbereitungen bereits auf Hochtouren und die Stipendiaten hatten die Gelegenheit, das noch unfertige Bühnenbild zu besichtigen. Trotz ihrer knapp bemessenen Zeit haben es sich die Operndirektorin Susanne Schmidt und der Marketingleiter Axel Renner nicht nehmen lassen, einen umfangreichen Überblick über die kulturellen und ökonomischen Aspekte des Unternehmens „Bregenzer Festspiele“ zu liefern. Neben dem historischen Abriss der Festspiele, die erstmals 1946 auf Kieskähnen im Hafen als Operettentheater stattfanden und erst 1985 mit Opern auf der Seebühne bespielt wurden, erläuterte Renner sehr anschaulich, wie die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen aussehen. Die Festspiele sind in der Rechtsform einer gemeinnützigen GmbH gefasst, die ihr Budget aus Spenden, Fördergeldern und Subventionen beziehen, da sie selbst lediglich Deckungsbeiträge erwirtschaften dürfen. Da allerdings das Spiel auf dem See 90 Prozent der Einnahmen ausmacht und dadurch die anderen Stücke im Spielplan gewissermaßen „mit-

Imposante Kulisse für die Zauberflöte auf der Seebühne Bregenz.



Fotos: Frieder Krafft



Foto: A. Fronhöfer

Der neue Zeppelin NT: Botschafter der High-Tech-City Friedrichshafen.

trägt“, ist eine gute Vorbereitung und ein gelungenes Marketing des Stücks unerlässlich.

Auf Zeppelins Spuren

Am folgenden Tag konnte die Stipendiatengruppe von den sehr guten Kontakten Regine Vogels profitieren, denn bei dem Besuch des Global Players ZF Friedrichshafen nahmen sich Peter Burger und Dr. Julian Siegel enorm viel Zeit, um die Entstehung, Geschichte und Entwicklung dieses beeindruckenden Unternehmens darzustellen. Gegründet wurde das Unternehmen im Jahre 1915 zur Entwicklung und Produktion von Getrieben für Luftschiffe und Fahrzeuge. Heute gehören Getriebe und Lenkungen sowie Fahrwerkkomponenten und komplette Achssysteme und -module zum Produktprogramm. Anteilseigner des Unternehmens sind mit 93,8 Prozent die Zeppelin-Stiftung, die von der Stadt Friedrichshafen verwaltet wird, sowie mit 6,2 Prozent die Dr. Jürgen und Irmgard Ulderup Stiftung. Dies hat einen historischen Hintergrund: nach der Zeppelin-Explosion im August 1908 wurde mit Hilfe der „Echterdinger Volksspende“ an den Grafen Zeppelin die Luftschiffahrt wieder neu aufgebaut. Deshalb wird bis heute die Dividende des Unternehmens (ca. 20 bis 25 Millionen Euro jährlich) an die Stadt zurück gegeben.

Neben einer Werksführung und dem damit verbundenen Einblick in die straff organisierte „lean production“ von ZF gab Siegel einen Überblick über die internationale Aufstellung des Unternehmens.

Im Anschluss ging es weiter auf den Spuren des Grafen Zeppelin, denn der nächste Programmpunkt war eine Werftbesichtigung der Zeppelin NT. Seit 1993 werden in Friedrichshafen wieder die berühmten Luftschiffe gebaut, die sowohl für Werbe- oder

Forschungszwecke verkauft, als auch für Rundflüge vor Ort genutzt werden. Dietmar Beulke führte einen Teil der Gruppe durch die Werft und erläuterte an verschiedenen Stationen die Entstehungsgeschichte, Produktionsdetails sowie die Besonderheiten im Aufbau und in der Kostenstruktur eines Zeppelins. Abschließend wurde der Besuch vom Start und der Landung eines Zeppelins gekrönt.

Käse aus der gelben Linie

Mittwoch führte der Weg die Stipendiatengruppe weiter nach Heimenkirch zu dem Käsehersteller Hochland. Dort nahm sich der Geschäftsführer der Hochland Deutschland GmbH und CdAS-Mitglied Josef Stitzl viel Zeit für die Fragen der Stipendiaten. Er erläuterte den Unterschied zwischen der weißen und der gelben Produktionslinie, in welche Molkereien oder Käsefabriken unterteilen. In Heimenkirch wird in der gelben Linie produziert, was bedeutet, dass dort Hart-, Schnitt- sowie Schmelzkäse hergestellt werden, genauso wie im Werk in Schongau, wo Frisch- und Weißkäse produziert werden. Zur weißen Linie gehören Produkte wie Joghurt, Sahne, Trinkmilch etc., die Hochland jedoch nicht herstellt. Das Unternehmen präsentierte sich vor allem als ein international aufgestelltes



Foto: Frieder Krafft

Gut eingepackt müssen die Besucher bei der Käserei Hochland sein.

Familienunternehmen mit zwölf Werken in sieben Ländern (darunter unter anderem auch Russland und Iran), das nachhaltig und verantwortungsbewusst agiert. Besonders beeindruckend für die Stipendiaten war die Besichtigung der vollautomatischen Produktion, die von einem Käse-Care-Paket abgerundet wurde.

Der Bodensee: ein kritischer Patient

Letzte Station der Besichtigungen war ein Besuch im Institut für Seenforschung in Langenargen, wo Dr. Herbert Löffler über den Bodensee im Spannungsfeld zwischen Gewässerschutz und Klimawandel referierte. Der Gewässerschutz ist aufgrund eines vorübergehenden Anstiegs des Phosphorgehaltes Ende der 1950er Jahre im Bodensee ein wichtiges Thema, denn immerhin wird die Trinkwasserversorgung von über vier Millionen Menschen aus dem Bodensee gespeist. Allerdings konnte durch einen ganzheitlichen Ansatz ein Rückgang der Schadstoffe und damit einhergehend eine Renaturierung des Bodensees erreicht werden. Doch bedingt durch den Klimawandel, die Veränderungen im lateralen und vertikalen Wasseraustausch und die damit einhergehende Verschlechterung der Sauerstoffversorgung ist der Bodensee weiterhin kritisch zu beobachten.

Medien der Euregio:

„Heimspiele müssen gewonnen werden“

Am letzten Tag des Aufenthaltes hielt Regine Vogel einen Vortrag über die Medien rund um den Bodensee. Hier wurden besonders die Fragen der Stipendiaten, die sich in den vergangenen Tagen gestellt hatten, noch einmal aufgegriffen, zusammenfassend dargestellt und beantwortet. Sie beleuchtete erneut die vielen Facetten, die der Bodensee zu bieten hat und stellte die trennenden und verbindenden Elemente dieser besonderen Region im Dreiländereck Deutschland-Österreich-Schweiz dar. Die Medienlandschaft spiegelt exemplarisch wieder, was auch sonst symptomatisch für die Zusammenarbeit der einzelnen Anrainerstaaten ist: die meisten Zeitungen rund um den Bodensee sind regional und möchten das auch bleiben, denn „Heimspiele müssen gewonnen werden“. So stellt sich die Situation ernüchternd, aber nicht entmutigend dar. Es gibt stetige Bemühungen um weitere Kooperationen, sowohl in medialer, kultureller, politischer als auch wirtschaftlicher Sicht.



Auf eine Kuhhaut

Architektur, Kultur und Handel in Soest, Westfalens heimlicher Hauptstadt

Von Dr. Alice Neuhäuser

Auf eine Zeitreise ins Mittelalter begab sich die CdAS-Regionalgruppe Nordrhein-Westfalen: Sie besuchte die Stadt Soest. Heute ist Soest eine mittelgroße Kreisstadt; die Blütezeit und europaweite Bedeutung liegen lange zurück. Doch zeugen die Wallmauer, die prächtigen Kirchen und malerische mittelalterliche Fachwerkhäuser von einer glorreichen Vergangenheit.

Bedeutung im Mittelalter

Ausschlaggebend für den Aufstieg Soests waren folgende Faktoren: Der fruchtbare Lössboden ermöglichte den Flachsbanbau und damit die Herstellung von Leinen. Daneben waren die Salzquellen das „weiße Gold“ der Stadt. Soest lag entlang der alten Handelsstraße „Hellweg“, der wichtigen West-Ost-Verbindung von Aachen nach Königsberg. Im 13. Jahrhundert trat Soest der Hanse bei und war anschließend Inhaber einer der vier Schlüssel zur Schatzkammer dieses Handelsbundes. Als eine der ersten Städte überhaupt entwarf Soest sein eigenes Stadtrecht, das von 1130 bis 1752 galt. Es wurde auf eine Kuhhaut geschrieben, woher die Redewendung „Das geht auf keine Kuhhaut“ stammt. Soest hatte auch seine eigene Gerichtsbarkeit, das Nequambuch. Straftäter wurden u.a. am „Großen Teich“ in der Altstadt ins Wasser gewippt. Noch heute zeugt die Wippe am Ufer von dieser Praxis. Karl der Große legte entlang des Hellwegs Pfalzen an; die Überreste einer Mauer sind noch erhalten. Als Karl im Jahr 799 Papst Leo in Paderborn traf, hielt er mit seinem Gefolge in Soest. Von seiner Pfalz aus hatte Karl einen direkten Zugang zu seinem Thron in der Petrikirche.

Zeugen der entscheidenden Schlacht

1130 ließ Philipp von Heinsberg, der Bischof von Köln, die Stadtmauer erbauen. Die Mauer ist fast noch komplett erhalten. Lediglich zwei Wallabschnitte mussten der Errichtung einer Bahnlinie Ende des 19. Jahrhunderts weichen. Vorgelagert war ein Wassergraben. Heute dienen Wall und Gräfte der Erholung und laden zum Spazierengehen ein. Soest beschloss im Jahr 1444 die Loslösung von Köln, eine Entscheidung, die die Soester

Fehde von 1444 bis 1449 zur Folge hatte. Im Burghofmuseum wurden die Altstipendiaten Zeugen der entscheidenden Schlacht. Am Wandfries des Rittersaals wurde diese anschaulich rekonstruiert. Der Kölner Erzbischof stand mit fast 15.000 Soldaten vor der Stadt. Mit Sturmleitern versuchten die Kölner, den Wall zu überklettern. Die Soester kamen den Kölnern zuvor, waren ihrerseits auf die Mauern gestiegen und übergossen die heraufkletternden Kölner mit heißem Wasser und Fäkalien. Trotz des Sieges über Köln nach fünf langen Kriegsjahren markiert das Jahr 1449 das Ende der Soester Blütezeit.

Superlative und Einzigartiges

Das typische Gestein in Soest ist der sehr seltene Grünsandstein. Er besteht auch aus Glaukonit, das vor 100 Millionen Jahren in der Kreidezeit entstand. Erst in der Eiszeit erhielt der Sandstein seine grüne Farbe. Das Pilgrimhaus wurde 1304 als Pilgerstätte für die Jakobspilger errichtet; es liegt direkt am Hellweg, der wichtigsten Jakobspilgeroute in Westfalen. Seither wird es ohne Unterbrechung als Gaststätte und Hotel geführt und ist damit die älteste bekannte Gaststätte Westfalens. Das älteste romanische Steinhäus westlich der Weser, ein Profanbau aus dem Jahr 1220, steht ebenfalls in Soest. Große Bedeutung hatte die Soester Malerschule. In der Petrikirche ist die älteste deutsche Künstlersignatur zu finden.



Foto: Chr. Langenbach



Foto: M. Neuhäuser

Der trutzige Turm des Patroklidoms wird weit über die Grenzen Soests als „Turm Westfalens“ bezeichnet.

Bedeutende Kirchen

Nahezu alljährlich lädt die NRW-Landesregierung zum Adventskonzert in die Soester Wiesenkirche ein. Deren Baubeginn datiert aus dem Jahr 1313; die beiden Türme wurden erst im 19. Jahrhundert vollendet. Die Chorverglasung stammt noch aus dem 14. Jahrhundert. Das vermutlich bekannteste Soester Wahrzeichen entdeckten die Altstipendiaten in der Wiesenkirche: das Soester Abendmahl. Das Abendmahl wurde in die Soester Börde verlegt. Jesus und seine Jünger nehmen westfälische Spezialitäten wie Bier, Schweinskopf und Schwarzbrot zu sich. Auf die Tradition der Bauhütten wird heute bei der Restauration der Wiesenkirche zurückgegriffen. Im Mittelalter wurden die Steine als Rohmaterial geliefert und direkt neben der Kirche bearbeitet. Diese Tradition wurde in der Neuzeit erstmals in Soest wieder aufgegriffen. Soests Bauhütte ist damit Vorbild im europäischen Raum.

In der Hohnekirche erkennt man den Einfluss von Byzanz, die Malereien sind kurz nach den Kreuzzügen entstanden. Eine Besonderheit ist das Scheibenkreuz. Es ist das einzige auf dem europäischen Festland. Bekannt ist etwa auch das Scheibenkreuz auf der schwedischen Insel Gotland. Holz wurde mit Silberfolie umspannt, anschließend mit

Restaurant und Hotel „Wilder Mann“ auf dem Soester Marktplatz.



Foto: M. Neuhäuser

Die gotische Hallenkirche St. Maria zur Wiese mit dem malerischen Fachwerkbau „Teichsmühle“ und dem Großen Teich, in den die Straftäter im Mittelalter gewippt wurden.

Lack überzogen, so dass Transparentfarben entstanden. Die Scheibe symbolisiert den Kosmos, das Kreuz den Stamm des Lebens.

Patroklus ist der Schutzpatron des Doms.

954 legte der Kölner Erzbischof Bruno, ein Bruder Ottos I., höchstpersönlich den Grundstein. Der Patroklidom war als Mittelpunkt des Kölner Machtanspruchs in Westfalen ge-

dacht und baute die Macht Kölns in Westfalen weiter aus. Letztlich wurde der Patroklidom die bedeutendste Kirche der Kölner in Westfalen. Der trutzige Turm wird weit über die Grenzen Soests als „Turm Westfalens“ bezeichnet.

Allerheiligenkirmes

Jedes Jahr besuchen über eine Million Menschen die Soester Allerheiligenkirmes. Im Jahr 1417 ins Leben gerufen, ist die Kirmes heute wegen ihrer einmaligen Atmosphäre beliebt. Hochmoderne Karussells stehen in der gesamten Altstadt und bilden einen Kontrast zu den malerischen Fachwerk- und Schieferhäusern aus dem Mittelalter. Beim Bummel über die Kirmes kann man darüber hinaus immer wieder den Blick auf die Kirchtürme genießen. Erschöpft von sieben Stunden Fußmarsch durch die Altstadt, aber beeindruckt von der Historie und Schönheit, beschlossen die NRW-Altstipendiaten, sich spätestens zur nächsten Allerheiligenkirmes wieder in Soest zu treffen.

Der Unterschied zwischen Plattenbau und platt machen Kooperationsseminar zur Europäischen Sicherheitspolitik in Wien

Von Ella Baun, Wahid Tabatabai und Martin Unglert

30 Stipendiaten der Hanns-Seidel-Stiftung machten sich gemäß Goethes Leitsatz „Kein Genuss ist vorübergehend, denn der Eindruck, den er zurücklässt, ist bleibend“ Anfang Oktober 2012 für eine Woche auf nach Wien, um in den verschiedensten Themengebieten den persönlichen Bildungshorizont zu erweitern. Die Busfahrt wurde durch Beiträge von Dr. Rudolf Pfeifenrath und den Jugendoffizieren der Bundeswehr, Hauptmann Christina Paukner und Kapitänleutnant Maximilian Vogel, bereichert.

Erste Station war der Kahlenberg vor Wien. Dieser historische Platz war 1683 Schauplatz eines blutigen Krieges zwischen der Türkei und Österreich. Dem Besuch des Kahlenbergs folgte eine Führung durch den Zentralfriedhof der Stadt Wien, wo opulente Ehrengräber und monumentale Gedenkstätten Gegenstand der Besichtigung waren. Der Abend klang in einem Szenelokal der Wiener Innenstadt mit kulinarischen Köstlichkeiten aus.

Der zweite Tag dieser Studienfahrt führte in die Botschaft der Bundesrepublik Deutschland im Zentrum der Stadt Wien. Im Botschaftsgebäude, erbaut im Plattenbaustil von einem Stuttgarter Architekten, empfing die Stipendiaten Kai Markus Stobbe, ein Vertreter von Militärattaché Heinz Joachim Timmer. Er vermittelte den Stipendiaten in einem sehr unterhaltsamen Vortrag die Aufgaben und Pflichten des Auswärtigen Amtes, des Militärattaché-Stabes und die Vorzüge des Diplomatenstatus. Diesen erläuterte er anhand eines Beispiels: „Wenn meine Frau beim Arbeiten ist und dort etwas klaut, wird sie bestraft. Wenn sie aber auf dem Heimweg jemanden platt fährt, hat sie nichts zu befürchten, da dann ihre diplomatische Immunität greift.“ Beim von Stobbe beschriebenen „harten Arbeitsalltag in der Botschaft“ konnte er sich ein Lachen nicht verkneifen. Darüber hinaus klärte er über die Zustände in der chinesischen Botschaft auf: „In der chinesischen Botschaft ist alles verwandt. Wenn dort jemand feststellt, dass ein Wasserhahn nicht richtig funktioniert, steht zehn Minuten später ein Klempner vor der Tür.“ Seine Schilder-

Krasser Gegensatz zum restlichen Stadtbild – das Hundertwasserhaus

ungen werden den Stipendiaten noch lange in freudiger Erinnerung bleiben. Anschließend fuhren diese zum Schloss Schönbrunn und genossen dort einen mehrstündigen Aufenthalt. Abgerundet wurde das Tagesprogramm durch die Besichtigung des Hundertwasser-Hauses. Informationen zum „Verschimmelungsmanifest“ von Hundertwasser lieferte Dr. Rudolf Pfeifenrath. Die Architektur





Eins der zahlreichen Exponate im Heeresgeschichtlichen Museum in Wien: Ein verrosteter Panzer aus dem Ersten Weltkrieg. Das tödliche Attentat auf das österreichische Thronfolgerpaar war der Auslöser des ersten weltweiten Infernos.

des Hundertwasser-Haus steht im kompletten Gegensatz zu dem optisch überragenden Baustil der österreichischen Hauptstadt.

Museale Militärgeschichte Österreichs

Der dritte Tag der Studienfahrt begann mit einem Besuch des Heeresgeschichtlichen Museums. Dort berichtete Hauptmann Thomas Schiffel, Referatsleiter Öffentlichkeitsarbeit und Internationale Beziehungen in der Landesverteidigungsakademie Österreichs, in sehr interessanter Art und Weise von der Militärgeschichte Österreichs. Besonders der Museumsabschnitt, welcher das Attentat auf das Österreichische Thronfolgerpaar von 1914 in Sarajevo darstellt, beeindruckte die Stipendiaten in großem Maße.

Die Stadtführung durch Wien bildete den Abschluss der kulturpolitischen Weiterbildung für diesen Tag. Das Ziel dieser Stadtführung war neben der Darstellung der kulturellen Vielfalt die Verknüpfung der Tradi-

tion mit der Moderne. Besonders letzteres bildete den zentralen Schwerpunkt der verbleibenden Programmpunkte dieser Studienfahrt.

OPEC-Argumente aus erster Hand

So stellte die Fahrt zur Landesverteidigungsakademie am vorletzten Tag des Aufenthaltes in Wien die Verbindung zur aktuellen verteidigungs- und außenpolitischen Situation Österreichs in der globalisierten Welt dar. Dr. Gerald Brettner-Messler von der Landesverteidigungsakademie erläuterte die Situation Österreichs im Kontext zur GASP/ESVP und NATO. Um einen Eindruck über eines der Machtzentren der österreichischen Politik zu erhalten besuchte die Gruppe das österreichische Parlament. Ausnahmslos alle Anwesenden waren von der Pracht und der Schönheit dieses Gebäudes ergriffen. Viele Teilnehmer hätten noch Stunden die Führung durch das Parlament mit-

machen können, wenn nicht der Besuch der OPEC und ein Vortrag zur Sicherung der globalen Energieversorgung angesichts knapper werdender Erdölvorkommen und des wachsenden Energiebedarfs auf der Tagesordnung gestanden hätte. Zweifelsohne war dieser Besuch auch ein einmaliges Erlebnis. Die Tagungsräume der OPEC und die Argumente dieser Organisation aus erster Hand zu erfahren, stellte für alle Stipendiaten ein neues Terrain dar. Den kulturellen Abschluss dieses ereignisreichen Tages bildete der Besuch der Kapuzinergruft, eine Begräbnisstätte der Habsburger in Wien. Dem Kulturprogramm folgte ein nicht minder wichtiger kulinarischer Programmpunkt. Beim Besuch des „Schnitzelwirts“ wurden österreichische Klassiker serviert, welche keinerlei Wünsche offen ließen, was die Portionsgröße betraf.

„Welche Stadt würden Sie gerne einmal platt machen?“

Um die Sicherheitspolitik drehte sich das Finale dieser unvergesslichen Studienfahrt: der Besuch der „UNO-City“. Dabei standen neben der Führung durch die UNO-Gebäude besonders die Präsentation und Diskussion über die zentralen Organe der UN im Vordergrund. Als Paradebeispiel diente hier ein Vortrag, gefolgt von einer anschließenden Diskussion über die Aufgaben der Internationalen Atomenergiebehörde (IAEA) und der Organisation des Vertrages über ein umfassendes Verbot von Nuklearversuchen (CTBTO). Der Vortrag bei der IAEA war sehr lebendig gestaltet, unter anderem wurden die Stipendiaten gefragt, „welche Stadt sie denn gerne einmal plattmachen würden“. Nach der einstimmigen Antwort „Dortmund“ wurden die Auswirkungen einer Hiroshima-Atombombe im Dortmunder Stadtkern demonstriert ...

Der Besuch dieses UN-Zentrums verdeutlichte die große Bedeutung von UN-Organisationen in einer globalisierten und vom internationalen Terrorismus bedrohten Welt.



Ausblick vom Schloss Belvedere



Praktikum bei der UNO in New York

Stipendiat der Auslandsförderung der Hanns-Seidel-Stiftung am Puls der Weltpolitik

Von Predrag Milosevic

Autor

Seit 2009 studiert der in Serbien geborene Predrag Milosevic an der Technische Hochschule Ingolstadt Betriebswirtschaftslehre mit Schwerpunkten International Business & Human Resources. Seit 2010 ist er Stipendiat der HSS. Anfang 2012 absolvierte er ein Praxissemester in der serbischen Vertretung bei der UNO in New York. Er erhielt dafür auch den DAAD-Preis für bemerkenswertes gesellschaftlich-interkulturelles Engagement. Ein Drittel des Preisgelds (1.000 Euro) spendete er UNICEF. Für die BANZIANA berichtet er exklusiv über seine Erfahrungen in New York.



Predrag Milosevic

Täglicher Rapport

Mein gewöhnlicher Tagesablauf sah so aus: Gegen 8.00 Uhr befand ich mich schon auf dem Weg zur Serbischen Botschaft an der 5. Avenue, 67. Straße am Upper East Side mit einem herrlichen Blick auf den Central Park. In dieser Gegend (diplomatisches Viertel) befinden sich viele Botschaften und dementsprechend sind die Sicherheitsmaßnahmen sehr hoch. Vor jedem dieser Gebäude stehen Tag und Nacht private Sicherheitskräfte.

An der 68. Straße, Hunter College, verließ ich die U-Bahn und ging den Rest der Strecke zu Fuß zu meiner Botschaft. Für die Sicherheitskräfte war es anfangs sehr außergewöhnlich, einen so jungen Diplomaten zu sehen. Auf mein tägliches „Good Morning“ bekam ich als „Antwort“ nur einen suspekten Blick zugeworfen. Nach einer Woche war die Distanz zwischen Jeff, Sicherheitsbeauftragter vor dem Gebäude an der 5. Avenue, 68. Straße und mir gebrochen. Jeff erzählte mir von seinen Freuden und Sorgen und er gab mir auch Ratschläge, wie etwa: „Es ist nicht, was man macht, das einen Menschen ausmacht, sondern wie man das macht.“ Diese Begegnung mit Jeff zeigte mir, dass sowohl Diplomaten als auch Obdachlose meine Lehrer sein können.

In der Botschaft besprach ich mit meinen Kollegen, an welchen Sitzungen ich teilnehmen soll, welche informellen Resolutionsbesprechungen für mich in Frage kommen bzw.

Während meines letzten Semesters in Minnesota (USA) wusste ich noch nicht genau, in welchem Bereich ich mein Praxissemester absolvieren würde. Bereits Anfang 2011 hatte ich mich zwar um ein Praktikum bei den Vereinten Nationen beworben, jedoch keine Antwort erhalten. Auf Nachfrage wurde mir dann mitgeteilt, dass über mich Informationen in Serbien eingeholt werden müssten. Dies hat sich als sehr kompliziert herausgestellt, da verschiedene Behörden dort einfach nicht reagierten. Mitte Dezember erhielt ich von den serbischen Behörden die Mitteilung, dass ich bei der UNO als serbischer Diplomat-Attaché arbeiten dürfe. Daraufhin musste ich bei der UNO einen UN-Pass beantragen, der es mir ermöglichte, Eingang in alle Gebäude zu haben, an Sitzungen teilzunehmen und auf interne Datenbanken zugreifen zu können.

Schneller als geplant befand ich mich nun kurz vor Weihnachten auf dem Weg nach New York.

Stipendium als Türöffner

Ein Praktikum bei der UNO ist und bleibt normalerweise nur Studenten des graduierten Studiums, wie z. B. Master- oder Doktoranden-Studiengängen vorbehalten. Aufgrund meines gesellschaftspolitischen Engagements und über 30 Seminare bei der Hanns-Seidel-Stiftung und anderen Institutionen, die ich in den vergangenen Jahren besucht hatte, wurde für mich eine Ausnahme gemacht.

Meine Zeit in New York hat es mir ermöglicht, mich nicht nur auf ein Thema zu konzentrieren, sondern auf ein breites Spektrum. Ob es über China, Brasilien, Deutschland, Serbien oder Nicaragua ging, ich war ich immer in der Lage mitzureden, da ich an der Informationsquelle saß. Als mit Abstand jüngster Teilnehmer an den Konferenzen hatte ich es schwer, so dass man mich manchmal nicht wahrnahm. Natürlich gibt es Ausnahmen, wie zum Beispiel Ihre Exzellenz Michelle Bachelet, Expräsidentin Chiles und jetzige Direktorin der UN Women Organisation, die mich bei einem offiziellen Empfang des irakischen Botschafters angesprochen hat. Sie kam auf mich zu und fragte mich, was so einen so jungen Delegaten zu diesem Tref-

fen bringe. Ich erklärte ihr, dass ich großes Interesse an der Rolle der Frauen in der islamischen Welt, insbesondere im Irak zeige.

Des Weiteren nahm ich an verschiedenen Sitzungen teil, bei der UN 66th Commission on Women Empowerment (CSW). Ebenso habe ich zweimal an den Sitzungen des Sicherheitsrates „Report of the Secretary General on the United Nations Interim Administration Mission“ im Kosovo teilgenommen.



Was so ein junger Hupfer in der Riege ergrauter Diplomaten suche, wollte Michelle Bachelet, Direktorin der UN Women Organisation, von HSS-Stipendiat Predrag Milosevic (Mitte) wissen.

welche Sitzungen am Nachmittag ich besuchen werde. Die Hauptsitzungen waren immer von 10.00 Uhr bis 13.00 Uhr und 15.00 Uhr bis 18.00 Uhr.

Während meiner Pause ging ich ins UNICEF-Haus, besuchte Vorträge und nahm an formlosen Konsultationen teil, die notwendig sind, um eine Resolution verabschieden zu können.

Am Ende jeden Tages musste ich einen Bericht auf Serbisch erstellen, der von einem Diplomaten unserer Botschaft abgesegnet und anschließend an unser Außenministerium gesandt wurde.

Seminare bei UNITAR

Sehr interessant und ganz anders waren die Seminare der UNITAR, wo ich drei wichtige Seminare besucht habe:

1) The Workshop on Elections to UN Organs

Die Sicherung der Sitze und Posten in den verschiedenen Gremien der Vereinten Nationen hat sich als ein komplizierter und zeitaufwändiger Prozess dargestellt. Ich konnte Verständnis für Wahlverfahren gewinnen und mir Einsicht in erfolgreiche Kampagnen von Mitgliedstaaten verschaffen. Diese Seminare waren besonders wichtig für mich, da Serbiens Außenminister Vuk Jeremic ein Kandidat für das Präsidentenamt der Generalversammlung der Vereinten Nationen ist. Mit Herrn Jeremic hatte ich die Ehre, zusammen zu arbeiten und ihn bei seinem Wahlkampf zu unterstützen. Die gute Nachricht kam Anfang Juli: Vuk Jeremic ist der neue Präsident der Generalversammlung der Vereinten Nationen geworden.

2) The Workshop on International Intellectual Property

Definiert als „die gesetzlichen Rechte, die von geistiger Aktivität in den industriellen, wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Bereichen zur Folge haben“, ist geistiges Eigentum ein integraler Bestandteil der wirtschaftlichen Entwicklung und Wechselwirkungen in der modernen Gesellschaft. Ich habe mit sehr viel Kreativität und Anwendung gelernt, wie die Länder Gesetze zum Schutz geistigen Eigentums in Kraft setzen können. Es war mir klar, dass diese Gesetze die Schöpfer der geistigen Güter und Dienstleistungen zu schützen haben, sie stellen auch eine große Lücke zwischen entwickelten Ländern und Entwicklungsländern im Hinblick auf den Zugang zu wichtigen Technologien und Ressourcen dar. Da ich aus Serbien komme, in Deutschland und in den USA gelebt habe, klafften die Unterschiede sehr weit auseinander. Besonders mit dem



Ein Plattenbau ist die serbische Botschaft bei der UNO in New York sicher nicht, wie auf dem Foto von HSS-Stipendiat Predrag Milosevic (mit Jelena Stevanovic) unschwer zu erkennen ist.

Übereinkommen über handelsbezogenes geistiges Eigentum hat sich „International Intellectual Property“ zu einem Brennpunkt in vielen bilateralen Beziehungen entwickelt.

3) Global Transition 2012 Dialogue

Eine Gruppe von Experten der ganzen Welt hat sich getroffen, um neue Ziele für eine nachhaltige Entwicklung vorzustellen und einen neuen Übergangsdialo für Wirtschaft, erneuerbare Energien und Politik vorzuschlagen. Wir schweben in geopolitischer Atmosphäre, die Entscheidungen müssen jedoch am Boden umgesetzt werden. An den Diskussionen habe ich intensiv teilgenommen und auch sehr viel dabei mitgenommen.

Kulturelle Ausflüge

In meiner wenigen Freizeit besuchte ich viele Museen und natürlich die obligatorischen Sehenswürdigkeiten Manhattans. Auf meinem Programm standen auch klassische Konzerte im Beacon Theatre und in der Metropolitan Opera. Meine kulturellen und akademischen Interessen führten mich auch außerhalb New Yorks, nämlich nach Massachusetts. Ich besuchte Boston und war beeindruckt von einer doch sehr europäisch geprägten Stadt.

Fazit: Wertvollste Erfahrung

Mein Praxissemester war bis dato die größte und wertvollste Erfahrung in meinem Leben und ermöglichte mir, alle meine Kompetenzen sinnvoll einzusetzen.

Zum Schluss gilt mein großer Dank einmal mehr der Hanns-Seidel-Stiftung, die zusätzlich zur Hauptförderung mein Praxissemester in New York unterstützte. Aufgrund der besuchten Seminare bei der Hanns-Seidel-Stiftung war ich für meinen Aufenthalt in den

**Es ist nicht, was man macht,
das einen Menschen ausmacht,
sondern wie
man das macht!**

Jeff
Sicherheitsbeauftragter in New York

USA bestens vorbereitet, hatte dadurch einen soliden Grundstein, auf dem ich weiter aufbauen konnte.

Ich habe nur kleine Politik in der großen Politikszene gemacht, aber wie mein Freund Jeff sagte, ist es nicht, was man macht, sondern wie man es macht, was wirklich zählt.

„Auferstanden aus Ruinen und der Zukunft zugewandt“ Wie Mecklenburg-Vorpommern trotz aller Widerstände seine Chancen nutzt

Von Marco Oelschlegel

Die Bundesländer-Fahrt des CdAS ging im Frühjahr 2013 in den Nordosten: Vier Tage Politik, Wirtschaft, Geschichte und Kultur in (Mecklenburg-)Vorpommern. Yorck Fratzky und Christof Darsow hatten ein intensives Programm zusammengestellt, das Lust machte, zurückzukommen und sich manches genauer anzuschauen.

Vorpommern ≠ Mecklenburg

Das kennt man aus Bayern oder NRW: Mehrere Landesteile bilden ein Bundesland, haben historisch jedoch recht wenig miteinander zu tun. In „M-V“ ist das nicht anders. Als Hanse- und Hafenstädte sind Greifswald und Stralsund – und die ehemalige pommerische Hauptstadt Stettin – einst reich und weltläufig geworden. Dass Vorpommern nach dem Dreißigjährigen Krieg Schweden zugeschlagen worden war, ist noch vielen bewusst: ein Vorschlag für die Bezeichnung des neuen Großkreises Vorpommern-Greifswald war „Südschweden“.

Im Gegensatz zum westlichen Landesteil Mecklenburg, der sich eher Richtung Hamburg orientiert, gehen die Wege in Vorpommern in Richtung Berlin – man war seit dem Wiener Kongress preußische Provinz und Ende des 19. Jahrhunderts erlebten gerade die Kaiserbäder auf Usedom einen enormen Aufschwung durch die Gäste aus der Reichshauptstadt. Wie eine Perlschnur reißen sie sich an der Ostsee auf: Zinnowitz, Bansin, Heringsdorf, Ahlbeck, Swinemünde; letzteres gehört heute zu Polen.

„Große“ Zeiten – große Projekte

Während der Nazi-Zeit waren hier große Projekte im Gange: In Peenemünde entwickelte das Team um Wernher von Braun die



Fotos: Heiko Richter

Einst eine massive Barriere, heute eine durchlässige Grenze. Die Nachbarn tauschen sich aus.

Technik, die heute Weltraumflüge möglich macht; dass Zwangsarbeiter bzw. KZ-Häftlinge im großen Stil eingesetzt wurden, wollten sie lieber nicht so genau wissen.

Gegenüber, an einem der schönsten Strände auf der Insel Rügen, wollte die Nazi-Sozialpolitik die Volksgenossen für den Krieg nervenstark machen: In einem vier Kilometer langen, kasernenartigen Gebäuderiegel sollten 20.000 Arbeiter – in kleinen Zimmern, ohne Kinder und mit militärisch geregeltem Tagesplan – ein, zwei Wochen Urlaub machen dürfen. Die Anlage wurde nie fertiggestellt. Heute sucht man nach wirtschaftlichen Nutzungen. Susanna Misgajski vom Prora Zentrum e.V. engagiert sich für ein Dokumentationszentrum, das die Geschichte des geplanten „KdF-Bades Rügen“ nicht in Vergessenheit geraten lassen möchte.

Deutsch-polnisches Nebeneinander

Die Umbrüche nach dem verlorenen Krieg waren in Pommern besonders zu spüren: der östliche Teil (Hinterpommern) ging samt der Landeshauptstadt Stettin für Deutschland verloren. Für Flüchtlinge und Vertriebene aus

dem deutschen Osten war Vorpommern erster Anlaufpunkt; sie veränderten die Bevölkerungsstruktur massiv. Die Grenze zwischen Swinemünde und Heringsdorf auf Usedom war lange umstritten und nicht passierbar. Seit einigen Jahren tauschen sich die beiden Nachbargemeinden jedoch regelmäßig aus und nutzen Infrastruktur (Flugplatz, Kanalisation, Schwimmbäder) gemeinsam, berichteten die beiden Stadtoberhäupter Lars Petersen und Janusz Zmurkiewicz bei einem Empfang im Swinemünder Rathaus. Dabei ist Swinoujscie heute keineswegs eine arme Stadt. Die Arbeitslosigkeit beläuft sich auf sieben Prozent – u.a. wegen der Verdienstmöglichkeiten in Deutschland – und als Billig-Ausflugsziel („Polenmarkt“) hat sie ausgedient. Da die Preise auf der deutschen Seite sehr stark angezogen haben, ziehen mehr und mehr Deutsche hierher; Hauptproblem im Miteinander sind nach wie vor die mangelnden Polnisch-Kenntnisse auf deutscher Seite. Seit Polens Beitritt zum Schen-

Alternative als Bildungszentrum für die HSS im Norden? Zumindest als Fotomotiv: Die Seebrücke in Ahlbeck, Erkennungszeichen von „M-V“.



gen-Raum 2007 finden keine Grenzkontrollen mehr statt, wovon auch die CdAS-Reisegruppe bei ihrem internationalen Spaziergang profitierte, der von der Swinemünder Promenade entlang des feinen Sandstrands bis zur grünen Grenze und weiter zur prächtigen Seebrücke von Ahlbeck führte.

Wissen schafft Arbeitsplätze

Wichtige Verwaltungen wie der Sitz der evangelischen Landeskirche gingen nach Kriegsende von Stettin nach Greifswald – allerdings sind mittlerweile nur noch ca. 40 Prozent überhaupt konfessionell gebunden. Die Ernst-Moritz-Arndt-Universität ist dagegen schon immer da – genauer gesagt seit 1456. Seit 2005 lautet der offizielle Stadtname daher „Universitäts- und Hansestadt Greifswald“, informierte Oberbürgermeister Arthur König bei einem Gespräch im Senatsaal des Rathauses. Die älteste Alma mater Norddeutschlands trägt maßgeblich zur Entwicklung der Stadt bei (im Fach Medizin ist sie die bei Studenten zweitbeliebteste Uni bundesweit) und macht Greifswald zusammen mit Max-Planck- und weiteren Instituten zum führenden Wissenschaftsstandort im Nordosten. Das Stadtoberhaupt kann von einer steigenden Einwohnerzahl berichten (ca. 60.000), die auch durch Zuzüge von Älteren aus der Region gespeist wird. Der demographische Wandel hat hier bereits begonnen, und wird in Zukunft – trotz derzeit 12 Prozent Arbeitslosigkeit – den Fachkräftemangel verstärken.

Modellstädte



Schon immer in Schiefelage: Kasernenähnliche Bauten aus der Zeit der Nazis bei Rügen sind auch noch keine immobilien Perlen.

Der Reichtum der Hansestädte manifestierte sich sowohl in Greifswald als auch in Stralsund in einer prächtigen Architektur, die in beiden Fällen den Krieg fast unversehrt überstanden hatte. Materialmangel und Desinteresse in der DDR-Zeit führten jedoch zum allmählichen Verfall.

Greifswald wurde in den 80er Jahre neben



Umstrittenes Erbe: Wernher von Braun entwickelte in Peenemünde die V2-Rakete.

Bernau (bei Berlin) eine sozialistische „Modellstadt“, die zum Ziel hatte, die abbruchreifen historischen Altstadtgebäude durch „gestaltete“ Plattenbauten zu ersetzen. Dieses „Ruinen schaffen ohne Waffen“ war einer der Anstöße für das Entstehen von regimekritischen Gruppen in der Hansestadt. Ver-



Hat schwer zu kämpfen: der Schiffbau-Standort Mecklenburg-Vorpommern.

bliebene historische Gebäude wurden nach der Wende restauriert.

In Stralsund verfiel die Substanz weiter und wäre wohl ganz zusammengebrochen, wäre die Wende zwei Jahre später gekommen, erfuh die Gruppe bei einem Rundgang durch das UNESCO-Kulturerbe. So wurde die Altstadt gerettet und erstrahlt heute in voller Schönheit.

Grenzgänger am deutsch-polnischen Ostseestrand: die Altstipendiaten und Gabriele Schreyer-Brummer (3.v.r.)



Maritime Wirtschaft der Zukunft

Prägte in der Vergangenheit die Volkswerft Stralsund die Wirtschaft der Stadt, so müssen nach deren Insolvenz neue Ideen für den Weiterbetrieb gefunden werden. Bei einem Werksbesuch nannte Uwe Husemann, Leiter Offshore Wind, die Produktion von großen Windrad-Anlagen als ein mögliches neues Produkt, das in der über 70 Meter hohen Werfthalle hergestellt werden kann. Dies könnte erfolgversprechend sein, gibt es doch in der Ostsee mehrere Projekte für Offshore-Windparks.

Für den 32 Kilometer nördlich von Rügen gelegenen Windpark Baltic II, der 2014 ans Netz gehen soll, wurden die Windräder vom Hafen Sassnitz-Mukran aus verschifft. Dieser wurde ursprünglich als Eisenbahn-Fährhafen mit sowjetischer Breitspur gebaut, um den Handel zwischen Sowjetunion und DDR unabhängig vom Solidarnosc-bewegten Polen abwickeln zu können. Nach der Wende sowie nach der Finanzkrise musste auch Mukran sich umorientieren, berichtete der Prokurist Detlef Unger. Fährstrecken nach Skandinavien, zunehmend konventionelle Hafenerkehre und die Ergänzung des Hafens um Industriebetriebe sind heute die Standbeine.



Zur Sache: In Lubmin wird ein großes Kernkraftwerk zerlegt.

Wir zerlegen ein Atomkraftwerk

In Lubmin stand das größte AKW der DDR, das nach der Wende abgeschaltet und seitdem zurückgebaut wird. Ein Block, der nie ans Netz ging, kann besichtigt werden. Ausstattung, Anlagen, selbst der Geruch: alles original DDR. Gleich nebenan beginnt die Zukunft: als Teil der Weiterentwicklung des Geländes zum Industriepark endet hier die Ostsee-Gaspipeline „Nordstream“ aus Russland.



Von Auerbachs Keller zum Detroit Mitteldeutschlands Eine Visite in der Heldenstadt Leipzig

Von Michael Schramm

Alle waren sie neugierig auf Leipzig. Die Heldenstadt, das neue Berlin oder das Detroit Mitteldeutschlands, wie es auf Twitter tönte. Und wer hatte noch nichts von den niedrigen Mieten, den Hipster-Bars oder den Galerien in alten Fabrikhallen gehört oder gelesen. Die Süddeutsche, der Spiegel, die Bild-Zeitung sowieso und sogar die New York Times schwärmten von „Hypezig“, der Stadt an der Pleiße.

Nun waren also 25 Stipendiaten der Promotions- und Studienförderung nach Leipzig gekommen, um unter der Leitung von Prof. Hans-Peter Niedermeier, um Ende April 2013 an einer Wochenendtagung mit dem Titel „Heldenstadt Leipzig – Friedliche Revolution und Wiedervereinigung“ teilzunehmen. Stimmt, da war ja noch was: 1989, Friedensgebete, Montagsdemonstrationen und der darauf folgende Zusammenbruch der DDR.

Und dann standen sie plötzlich im düsteren Hinterhof des alten Tapetenwerks am späten Freitagabend im Leipziger Westen. Es war dunkel, es regnete und aus einer halb offenen Tür tropfte etwas Licht und Stimmengewirr auf die nassen Pflastersteine. Manch einer wünschte sich zurück in den „Thüringer Hof“ in der Leipziger Innenstadt, wo gerade noch sächsische Hausmannskost verspeist und Bier vom Fass getrunken wurden. Oder zurück in die Thomaskirche und die Motette, an der vor dem Abendessen die gesamte Sti-

pendiatengruppe teilnahm und zu der an diesem Freitag der im 13. Jahrhundert gegründete und u.a. von Johann Sebastian Bach geleitete Thomanerchor sang.

Als dann aber Yvonne Krumbiegel, Assistentin der Geschäftsleitung des Kreativzentrums „Tapetenwerk“, von dieser alten Fabrik, dem Hinterhof und dem Projekt, das sich hier entwickelt, zu berichten begann, waren die Stipendiaten zurückgeholt in eines der Gravitationszentren Leipzigs. In den Fabrikhallen eines ehemaligen Tapetenwerks entstanden in den vergangenen sieben Jahren Galerien. Ein „Co-working Space“, viele Freiberufler und kleine Firmen, die meist in der Kreativwirtschaft tätig sind, siedelten sich hier an. Entwickelt wurde die Idee von dem Architektenpaar Reichenbach/Behnisch, die den Gebäudekomplex 2007 erworben hatten, um der freien Kunstszene einen Ort zur Entfaltung zu geben. Seit damals wird die Anlage unter dem Aspekt, so wenig wie möglich von der ursprünglichen Bausubstanz zu verändern, Schritt für Schritt aus- und umgebaut.

Die Gruppe besuchte zu Beginn des Rundgangs durch das Tapetenwerk die Galerie des Bundes der bildenden Künstler Leipzig e.V., in der die Ausstellung „2 LYON(S) IN LEIPZIG 2013“ mit druckgraphischen Arbeiten von Künstlern und Künstlerinnen aus Leipzigs Partnerstadt Lyon zu sehen ist. Nach einem Abstecher in der „Raumstation Co-working Leipzig“ und einem Gespräch mit einem Hersteller für Longboards, diesen Skateboard-ähnlichen Gefährten, ging es mit der Straßenbahn zurück ins Hotel, das 'leider' in der Leipziger Südvorstadt liegt. Wer Leipzig kennt, weiß was das heißt: Mindestens eine



Foto: Schramm

„Hypezig“ wird Leipzig in manchen Medien schon genannt. Dem Ruf gerecht wurde die Stadt, als den Stipendiat(inn)en ein grauhaariger Mann vor die Füße purzelte, der große Ähnlichkeit mit George Clooney hatte – und auch noch genauso Autogramme wie die Figur aus der Kaffeewerbung gab.

Gose – dieses obergärige, seltsame Leipziger Bier – sollte noch drin sein.

Am Samstagmorgen trafen sich alle Stipendiaten pünktlich vor der Deutschen Nationalbibliothek, um an einer Führung durch die historischen Räume sowie den im vergangenen Jahr fertiggestellten Erweiterungsbau mit Lesesälen und Magazinen teilzunehmen. Die Gruppe wurde von Michael Fernau, dem Direktor der Bibliothek, und Jörg Räuber im herrschaftlichen Fürstenzimmer begrüßt und kurz in die Geschichte des Hauses eingewiesen. Räuber, der seit über 30 Jahren in der damals noch Deutschen Bücherei genannten Bibliothek arbeitet, gab spannende Einblicke in die Handhabung von und den Umgang mit „Westliteratur“ in der DDR. Diese durfte nur zu Forschungszwecken und unter Vorlagen eines sogenannten „Giftscheins“ eingesehen werden, wobei genau darauf geachtet wurde, wer welche Bücher und Zeitschriften las. Wie sich nach der Wiedervereinigung herausstellte, war die Stasi ebenfalls sehr an diesen Nutzerlisten interessiert. Ein Rundgang der Stipendiaten durch eines der modernsten Museumsmagazine Europas und Erläuterungen (z.B. zu den technisch ausgefeilten Brandschutzvorkehrungen) rundeten den Besuch in der Deutschen Nationalbibliothek ab.



Foto: Kirsten Nijhof/Tapetenwerk

„Und dann standen sie plötzlich im düsteren Hinterhof des alten Tapetenwerks“ – Stipendiaten auf der Suche nach der Basis des Hypes in Leipzig.



Schon 24 Jahre her sind die Leipziger Montagsdemos, mit denen das Ende der DDR ihren „Anfang“ nahm. Irmtraud Hollitzer führte durch das Museum im alten Stasibüro in der „Runden Ecke“.

Im Zeichen der Überwachung

Der Samstagnachmittag stand dann ganz im Zeichen des Überwachungsstaates DDR: Thema war die Staatssicherheit (Stasi). Die Stipendiatengruppe besuchte das Museum in der „Runden Ecke“, wo das Hauptquartier der Stasi des Bezirkes Leipzig der DDR untergebracht war. Am historischen Ort wurden die Stipendiaten von Irmtraud Hollitzer, einer während der friedlichen Revolution im Bürgerkomitee Leipzig aktiven Zeitzeugin, erst durch die Dauerausstellung „Macht und Banalität“ und anschließend durch die Sonderausstellung „Leipzig auf dem Weg zur friedlichen Revolution“ geführt.

Ob die Stromerzeugung via Trimm-Rad (unten) für die Energie-Zentrale des Stasi-Bunkers (r.) gereicht hätte? Und wofür braucht man im Bunker elektrische Schreibmaschinen (rechts unten)?

Live im Stasi-Bunker

Nun stand eine Rarität auf dem Programm: Der Besuch des ehemaligen Stasi-Bunkers in Machern bei Leipzig. Diese seltene Gelegenheit – der Bunker ist nur in unregelmäßigen Abständen für die Öffentlichkeit zugänglich – nutzten auch einige Leipziger Altstipendiaten, die die Stipendiatengruppe begleiteten. Die bedrückende Enge des Bunkers, die auf das Überleben reduzierten Versorgungssysteme einerseits und kuriose Anekdoten andererseits



dererseits (z.B. wurde von den Bunkerplanern das Vorratslager vergessen) machten diesen Veranstaltungspunkt zu einem Höhepunkt des Wochenendes.

Am Sonntagvormittag besuchte die Stipendiatengruppe dann abschließend die Dauerausstellung des Zeitgeschichtlichen Forums unter dem besonderen Gesichtspunkt des Widerstands und der Opposition in der DDR. In dem daran anschließenden Gespräch mit Dr. Anne Martin, einer wissenschaftlichen Mitarbeiterin des Zeitgeschichtlichen Forums, sowie Lutz Rathenow, dem Landesbeauftragten für Stasi-Unterlagen des Freistaates Sachsen, entwickelte sich eine intensive Diskussion. Themen waren die Musealisierung der DDR oder die damalige und gegenwärtige Vernetzung der politischen Akteure auf den unterschiedlichen Ebenen.

Auerbachs Keller – besser als Berlin

Zum Abschluss der Wochenendtagung besuchten die Stipendiaten noch das historische Restaurant „Auerbachs Keller“, das aus Goethes Faust bekannt ist und eine weitere Facette Leipzigs zeigt, nämlich die boomende Touristenstadt. So hat sich dann auch der umtriebige Wirt von „Auerbachs Keller“ den Slogan „Leipzig the better Berlin“ schützen lassen, um ebenfalls ein wenig vom Leipzig-Hype zu profitieren. Die Stipendiaten waren jedenfalls begeistert von Leipzig. Von den dunklen Ecken in Leipzig/Plagwitz genauso, wie von – natürlich – dem Völkerschlachtdenkmal. Ob nun Leipzig tatsächlich das Detroit Mitteldeutschlands oder eine Heldenstadt ist, konnte von den Stipendiaten nicht abschließend geklärt werden und muss auf einen der nächsten Besuche einer Stipendiatengruppe verschoben werden. In jedem Fall ist Leipzig ein Ort, an dem Geschichte geschrieben wurde.



„Bayern und Pfalz, Gott erhalt’s!“ CdAS-Fachtagung sucht an Rhein und Neckar nach bayerischen Spuren

Von Michaela Stocker

Die historische Verbindung Bayerns mit der Pfalz hat die bayerische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert geprägt, mit vielen Höhen und Tiefen. Inzwischen sind die einst starken Emotionen nostalgischen Erinnerungen gewichen. Die Fachtagung „Geschichte und Politik zwischen Rhein und Neckar – auf der Suche nach bayerischen Spuren“ in Heidelberg, Speyer und Mannheim rief die ununterbrochene Zugehörigkeit der Region zu Bayern von 1816 bis 1946 in Erinnerung. Im Jahr 1214 belehnte der Staufer-Kaiser Friedrich II. den Bayernherzog Ludwig mit der Pfalz-Grafschaft und verband damit das damals noch verhältnismäßig kleine rechtsrheinische Gebiet der Wittelsbacher mit der Pfalz. Zwischen 1214 und 1816 hat es dann über die Wittelsbacher immer wieder Verbindungen zwischen Bayern und der Pfalz gegeben. Diesen Spuren sind die Teilnehmer der Fachtagung nachgegangen.

Die erste Station der Fahrt führte zur „Stiftung Reichspräsident-Friedrich-Ebert-Gedenkstätte“ in Heidelberg. Referent Guilhem Zumbaum-Tomasi erklärte zunächst die Ziele dieser überparteilichen Bundesstiftung, die vor allem darin liegen, Friedrich Ebert als Person nach außen hin darzustellen und Forschungsarbeit zu betreiben. Ein Gang durch die Dauerausstellung „Vom Arbeiterführer zum Reichspräsidenten – Friedrich Ebert (1871–1925)“ vermittelte eine gute Vorstellung davon, was es bedeutete, am Ende des 19. Jahrhunderts in einer Stadt wie Heidelberg aufzuwachsen. Die Besichtigung der Geburtswohnung Friedrich Eberts, in der er zusammen mit seinen Eltern und seinen acht Geschwistern groß wurde (drei davon starben schon im Kleinkindalter), zeigte eindrücklich, auf welchem engem Raum die Familie leben musste – nicht zuletzt, da das Wohnzimmer auch als Schneiderwerkstatt des Vaters diente. So wuchs Friedrich Ebert im Milieu der Arbeiter und Kleinhandwerker auf und erlernte den Beruf des Sattlers, war aber auch ein interessierter Autodidakt, zum Beispiel in Rechtsfragen oder im Bereich der Geschichte. Im Vordergrund der Ausstellung

stand der politische Werdegang Friedrich Eberts von einem führenden Repräsentanten der sozialistischen Arbeiterbewegung bis zum Reichskanzler und Reichspräsidenten, in dessen Funktion er am 11. August 1919 die Verfassung der Weimarer Republik unterzeichnete. Fotos der Ausstellung zeigen aber auch die unbekanntere Seite des Staatsmannes, der neben dem Ernst bei der Ausführung seiner Amtsgeschäfte im Privaten als gesellig und humorvoll galt.

An die Ausstellung schloss sich ein Rundgang durch Heidelberg an. Gästeführerin Ines Claassen führte die Gruppe über die Carl-Theodor-Brücke, auch als „Alte Brücke“ bekannt, und Heidelbergs älteste Straße, die Steinstraße, zur evangelischen Heiliggeistkirche mit dem Grab von Kurfürst Ruprecht III. von der Pfalz (1398-1410) und seiner Gemahlin Elisabeth. Dieser legte 1398 den Grundstein zum Hallenchor der „Stiftskirche Heiliggeist“. Eine Besonderheit dieser Kirche sind die fünf bunten, modernen Fenster im Nordseitenschiff, die in den Jahren 1999 bis 2001 eingebaut wurden. Sie stammen von Hella Santarossa (*1949) und behandeln das Wirken des für die Kirche namensgebenden Heiligen Geistes in der Welt. Anschließend erläuterte Ines Claassen die Kostbarkeiten der ein paar Straßen weiter gelegenen katholischen Heiliggeistkirche – Jesuitenkirche und einzige katholische Kirche in Heidelberg Altstadt: Besonders zu erwähnen sind die mit Fresken versehenen Altäre, die unter anderem das Pfingstwunder zeigen. Vorbei an St. Peter, Heidelberg's ältester Kirche, bildete die Universität den abschließenden Ort der Führung. Der sogenannte „Studentenkarzer“, Teil des Studentenmuseums in der Alten Universität, zeigt die Räume dieses Karzers, der als Gefängnis für allzu aufsässige Studenten diente und Wandmalereien mit Sprüchen wie folgenden hervorbrachte: „Einer für Alle, Alle für Einen!“ oder „Weil wir als ehrliche Leute 5 auf der Strasse gefundene Bausteine auf der Pölypei ablieferten, indem wir sie mit der Bezeichnung Fundobjekt in die Wachstube warfen, sitzen wir hier als Märtyrer unserer Ehrlichkeit!“ (1901)

Abschaffung des mehrgliedrigen Schulsystems im Südwesten

Staatssekretär a.D. Georg Wacker MdL, bildungspolitischer Sprecher der CDU-Landtagsfraktion in Baden-Württemberg, hielt bei einem gemeinsamen Abendessen ein Impulsreferat zum Thema „In Opposition zu Grün-Rot: Herausforderungen und Strategien“ und regte zur bildungspolitischen Diskussion an: Auch in den Schulen seines Landes müsse es weiterhin eine äußere Leistungsdifferenzierung geben, so die zentrale Aussage. Die Umwandlung des differenzierten Schulsystems in Gemeinschaftsschulen werde von der grün-roten Landesregierung als Freiwilligkeit ausgegeben, von dieser aber in Wirklichkeit durch die erhebliche Unterstützung der Gemeinschaftsschulen stark gelenkt.

Über ähnliche Entwicklungen berichtete später Dr. Axel Wilke, Mitglied der CDU-Fraktion im Landtag Rheinland-Pfalz: „Die rot-grüne Landesregierung führt die Gesamtschule peu à peu ein, so dass der breiten Bevölkerung diese Entwicklung hin zu einer Aufhebung eines mehrgliedrigen Schulsystems wenig bewusst ist. Noch gibt es aber kein Ganztagsgymnasium, da in diesem Fall doch häufig Widerstand vor allem von Seiten der Elternschaft kommt.“

Ein Höhepunkt der Fachtagung war der Besuch des Kaiserdoms zu Speyer. Domkapitular und Domkustos Peter Schappert führte die Teilnehmer vom Domplatz im Westen bis zu Altarraum und Apsis des Doms im Osten und erklärte dabei die Symbolik der Architektur. Der Kaiserdom, Kathedrale des Bistums Speyer, wurde von 1030-1061 von den Kaisern Konrad II., Heinrich III. und Heinrich IV. erbaut und steht seit 1981 auf der UNESCO-

Der berühmte Heidelberger Studenten-Karzer.



Foto: H. Richter

Liste des Weltkulturerbes. Peter Schappert gab vor allem auch Einblicke in (kirchen-)geschichtliche Zusammenhänge: Die römischen Kaiser hatten im Mittelalter ja nicht nur weltliche, sondern auch kirchliche Macht. Der daraus resultierende Konflikt mit dem damals gerade erstarkten Papsttum kulminierte im bekannten Investiturstreit zwischen dem Salier-König Heinrich IV. (1050-1106) und Papst Gregor VII. (+ 1085). Die Größe und Pracht des Speyerer Doms unterstrich neben dem politischen vor allem den religiösen Machtanspruch des Kaisers. Die Begehung der Dom-Krypta und der Kaisergruft bildeten weitere Höhepunkte dieses Programmpunkts: Die Krypta ist die größte erhaltene romanische Hallenkrypta überhaupt.

In der Kaisergruft befindet sich nicht nur das Grab des salischen Kaisers Konrad II., sondern auch das seines Sohnes Heinrich III., wodurch zum Ausdruck kommt, dass das Königtum ein Amt ist, das eine dynastische Dimension hat. Später wurden im Dom auch andere Herrscher des ostfränkischen Reiches des Mittelalters bestattet.

Direkt über der Vorhalle im Westbau des Domes befindet sich der Kaisersaal, der nach seiner umfassenden Neugestaltung seit 2012 erstmals einer breiten Öffentlichkeit zugänglich ist. Neun Fresken des Malers Johann Baptist Schraudolph (1808-1879) sind dort zu bewundern. Sie thematisieren das Heilswirken Gottes in der Welt anhand des Lebens von Heiligen. Ein Aufstieg zur 60 Meter hohen Aussichtsplattform mit einem wunderschönen Ausblick auf Speyer und den Rhein rundete den Rundgang ab.

Wittelsbacher Einflüsse

„Pfalz, dich lieb ich“, schrieb der spätere bayerische König Ludwig I. 1809. Unter und mit den Wittelsbacher Königen formte sich das Land zu dem, was es heute ist. Dieser Tatsache gingen die Teilnehmer der Fachakademie in einer Ausstellung mit dem Titel „Königreich Pfalz“ des historischen Museums der Pfalz nach. Ganz unterschiedliche Aspekte der Pfalz wurden dabei beleuchtet: Anhand der goldenen Creolen Ludwigs I., die ganz der damaligen Mode entsprachen, bis zu einem sehr alten Exemplar der Pfaff-Nähmaschine, die ihren Ur-

sprung in Karlsruhe hat, wurde die Vergangenheit dieses Landes sehr lebendig. Darüber hinaus wurden natürlich wichtige politische Ereignisse thematisiert, so der Antimonarchismus und die damit verbundenen geschichtlichen Ereignisse von 1832 und 1848/49. Die Ausstellung zeigt z.B. das sog. „Hambacher Tuch“ (1832) mit führenden Liberalen des Vormärz und Allegorien der Kardinalstugenden, das damals Frauen als Zeichen der liberalen Gesinnung trugen. Aber auch der Bereich der Kunst kam nicht zu kurz: Zum einen war sakrale Kunst wie zum Beispiel Gipsfiguren von Gottfried Renn (1818-1900) zu sehen, zum anderen profane Kunst mit Exponaten von Künstlern wie Max Slevogt (1868-1932). Am Ende der Ausstellung war die „Walhalla der Pfälzer“ aufgebaut, wo berühmte Persönlichkeiten in Fotomontage angeordnet sind und die Besucher in Lebensgröße „anblicken“. Dabei handelt es sich um sehr unterschiedliche Persönlichkeiten, wie zum Beispiel Helmut Kohl, Hugo Ball (1886-1927) und die Philosophin und Mystikerin Edith Stein (1891-1942).

Nach diesem reichen kulturellen Programm ließen die Teilnehmer der Fahrt den Tag in der Heidelberger Altstadt ausklingen.



Bayern und Berliner mischten sich unter die Pfälzer.

Für einen Großteil der Gruppe wurde das Abendessen beim Italiener „Papi“ zur Geduldssprobe, „Wir geh’n zu ‚Papi‘“ wurde für sie zum Synonym für „zwei Stunden auf’s Essen warten“. Der nächtliche Höhepunkt wurde dennoch nicht verpasst: Die „Heidelberger Schlossbeleuchtung“, verbunden mit einem imposanten Feuerwerk, tauchte die Stadt in ein festliches, stimmungsvolles Licht.

Last, but not least stand am letzten Tag Mannheim auf dem Programm. Die Gruppe kam in den Genuss, vom Projektleiter selbst durch die überregional beachtete Ausstellung „Die Wittelsbacher am Rhein. Die Kurpfalz und Europa“ geführt zu werden. Dr. Alexander Schubert, selbst CdAS-Mitglied, erläuterte die historischen und politischen Hintergründe der Regentschaft der Wittelsba-

cher. Im Museum Zeughaus wurde das Mittelalter beleuchtet: Die Wittelsbacher erreichten den politischen Aufstieg durch eine sehr kluge Ehepolitik. Selbst bei der Trennung der Wittelsbacher in eine bayerische und in eine kurpfälzische Linie (1329) – und auch bei späteren Trennungen – vergewisserten sie sich stets der Tatsache, dass sie zu einer Dynastie gehörten. Wie stark der Handel in der Region europäisch vernetzt war, zeigt der sog. „Marbacher Münzschatz“ von 1986, von dem in der Ausstellung einige Original-Goldmünzen zu sehen sind. Ein wertvolles Exponat ist auch die Urkunde von Papst Urban VI. (1378-1389), welche die Gründung der Universität Heidelberg 1385 bestätigt.

Mannheimer Leberkäs

Direkt im Anschluss gewährten die Ausstellungsräume im Mannheimer Barockschloss einen Einblick in das historische und politische Geschehen in der Frühen Neuzeit. Dabei ging es unter anderem um die Geschichte der Stadt Mannheim und ihren Aufstieg zur Residenzstadt: Der barocke Kurfürst Carl Philipp (1661-1742) verlegte 1720 aufgrund von konfessionellen Streitigkeiten seine Residenz von Heidelberg nach Mannheim. Eine weitere wichtige Persönlichkeit der Kurpfalz war zudem Carl Theodor (1724-99), Kurfürst von der Pfalz und von Bayern, der sich als aufgeklärter Herrscher gab: Er öffnete sich gegenüber der Bevölkerung, war allerdings – anders als in der Pfalz – in Bayern, dem 1623 die Kurwürde übertragen worden war, nicht sehr beliebt. Er war es aber, der beispielsweise den Englischen Garten in München anlegte. Nach ihm ist

auch die bereits erwähnte Heidelberger „Carl-Theodor-Brücke“ benannt. Den bayerischen Leberkäs‘ hat übrigens ein Mannheimer Metzger in München erfunden. Dieser Metzger kam im Gefolge von Carl Theodor nach Bayern. Dr. Alexander Schubert beendete die Führung, indem er daran erinnerte, dass die Kurpfalz die regionale Identität der Menschen an Rhein und Neckar bis heute prägte, obwohl das Herrschaftsgebilde Kurpfalz vor mehr als 200 Jahren unterging.

Die perfekt von Dr. Christof Botzenhart und Franz Niedermaier organisierte Fachtagung bot viele Impulse für weitere Ausflüge nach Baden-Württemberg und Rheinland-Pfalz, auf den „bayerischen Spuren“ und zu vielen kulturellen Schätzen.

www

ebert-gedenkstaette.de
bistum-speyer.de/dom
wittelsbacher2013.de



Bildung 2.0: Bildungspolitik unter der Lupe

Frühjahrsakademie des CdAS untersucht das deutsche Bildungswesen

Von Sandra Roth

Die CdAS-Frühjahrsakademie machte es sich im März 2013 zum Ziel, die komplexe deutsche und bayerische Bildungspolitik genauer unter die Lupe zu nehmen. Drei Tage lang kamen Experten verschiedener Richtungen aus dem deutschen Bildungswesen in Kloster Banz zu Wort. Da die allgemeine Schulpflicht auch jedes CdAS-Mitglied zu erfahrenen Absolventen des deutschen Bildungswesens macht, ergaben sich zahlreiche anregende und lange Diskussionen mit einem breiten Spektrum an fachlichen Sichtweisen zur Praxis der deutschen Bildungspolitik. Das Thema der Frühjahrsakademie war also gut gewählt, genauso wie die eingeladenen Gäste.

Bildungsföderalismus: Die Lehrer mit dem niedrigsten Gehalt liefern die beste Leistung ab

Erst mit Leib und Seele 28 Jahre lang Lehrer, dann schulpolitischer Sprecher der CDU-Fraktion im sächsischen Landtag: Lothar Bienst, MdL, eröffnete die Frühjahrsakademie des CdAS mit einer kurzweiligen Vorstellung der sächsischen Schul- und Bildungspolitik, die die sächsischen Schüler mittlerweile zu den „Top-Scorern“ im PISA-Test gemacht hat. Ausschlaggebend sind dafür vor allem gut ausgebildete, motivierte und motivierende Lehrerinnen und Lehrer, die durch individuelle Förderung, Leistungsorientierung



Prof. Dr. Frank-Olaf Radtke kritisierte, dass Integrationspolitik in der Bildung oft auf Sprache reduziert sei.

und Einsatzbereitschaft Kompetenzen, Werte und anwendungsorientiertes Wissen fördern. Umso erstaunlicher: Die sächsischen Lehrer beziehen deutschlandweit den niedrigsten Lohn.

Sachsen ruht sich auch nicht auf seinem aktuellen Erfolg aus: Entwicklungspotentiale im Bereich der individuellen Förderung abschlussgefährdeter Schüler und der Inklusionsthematik stellen neue Verbesserungschancen dar, während der demografische Wandel, die alternde Lehrerschaft und Lehrermangel gerade in den MINT-Fächern (Mathematik, Informatik, Naturwissenschaft und Technik) und in ländlichen Gebieten zu einer Herausforderung werden.

Gerechtigkeit, nicht Gleichheit: Warum klassische Schulpolitik nicht so schlecht ist

Zu einer hitzigen Debatte führte Josef Kraus, oft als stockkonservativer Bildungspolitiker bezeichnet, Schulleiter eines bayerischen Gymnasiums und Präsident des Deutschen Lehrerverbandes (DLV). Er machte im Anschluss und zum Einstieg in den zweiten Tagungstag als Gegenstandspunkt zu Bienst auf die gefährlichen Denkfallen aufmerksam, die die neue Bildungspolitik mit sich bringen. Gegen die Gesamtschule, die das Leistungsniveau absenke, und die Bologna-Reform warnte Kraus vor Egalitäts-, Machbarkeits-, Quoten- und Beschleunigungsfallen sowie der Spaß- und Gefälligkeitspädagogik. Ständige Reformwut und Veränderungen im Schulsystem seien mehr Gefahr als Hilfe, erfolgversprechend dagegen seit langem seien eine hohe Zahl an Unterrichtsstunden, Leistungsforderung, zentrale Abschlussprüfungen und strenge Notengebung. Dabei mache auch „Durchfallen“ Sinn, eine Kompetenzpädagogik dagegen nicht. Und so forderte er eine Renaissance des konkreten Könnens, (Vorrats-)Wissens und des Frontalunterrichts, denn, Ebner-Eschenbach zitierend, wer innovativ sein möchte, muss erst Wissen angehäuft haben (Innovation ist zehn Prozent Inspiration und 90 Prozent Wissen). Für Kraus

Ständige Reformwut und Veränderungen im Schulsystem seien mehr Gefahr als Hilfe, so Josef Kraus.



Fotos: Heiko Richter

www

sachsen-macht-schule.de

soll Schule zu Gerechtigkeit führen, nicht zu Gleichheit. Zu Gerechtigkeit führe sie aber über das Leistungsprinzip, denn alle Schüler können das gleiche lernen.

Kontinuität sichert Qualität: Eine Bilanz der deutschen Hochschulreform

Eine Zusammenschau zu Themen und Zielen der bayerischen Hochschulreform und ob die antizipierten Ziele erreicht wurden, gab Dr. Christine Burtscheidt. Sie plädierte für Kontinuität, Stabilität und Planungssicherheit im gesamten Bildungssystem, um die Qualität des Systems erfolgreich zu sichern. Dabei ist ihr Weg zur Kontinuität, die Politik aus dem System herauszunehmen und Bildungseinrichtungen autonomer zu machen. Bislang sehe es mit den Freiheiten aber eher schlecht aus. Als größte Geldgeber bestimmen die Länder in Entscheidungsprozessen mit, es gebe kaum universitäre Flexibilität in der Verwendung finanzieller Mittel. Auch die Freiheit in der Lehre werde durch Reform-(An-)Forderungen überfrachtet, fehlende Freiheiten in der Forschung und ein Zwang zur Drittmittel-Programmforschung aufgrund fehlender Finanzmittel hemme die Innovationskraft der deutschen Forschung. Das bedeute allerdings nicht, dass die Hochschulreform gescheitert sei. Lösungspotentiale gebe es, dabei sollten zunächst die Länder loslassen und zu indirekten Steuerern werden. Burtscheidt will dem Prozess Zeit geben, um erfolgreich zu werden, die Bundesliga ende schließlich auch nicht nach dem dritten Spieltag.

Disparitäten als Herausforderung für die Bildungspolitik

Zu einer langen Folgediskussion um die Rolle von Lehrern führte Prof. Dr. Frank-Olaf Radtkes Vortrag zu Migranten und Kindern mit Migrationshintergrund im deutschen Bildungssystem, da Integrationspolitik vor



Jeder Cent für Bildung sei eine lohnende Investition, so Prof. Dr. Jürgen Kluge.

allem im Bereich der Bildung ausgetragen und dann oft auf Sprache reduziert werde, obwohl es um mehr gehe als defizitausgleichende Frühförderung (Sprachförderung).

Schluss mit der Bildungsmisere: Ein gutes Bildungssystem ist ein Wohlstandstreiber

Bildung spielt eine zentrale Rolle, denn sie kann als Eintrittskarte in ein erfolgreiches Erwerbs- und Berufsleben angesehen werden. Sowohl aus privater als auch aus staatlicher Sicht stellt jeder Cent für Bildung somit eine lohnende Investition dar. Darüber hinaus befördert ein gutes Bildungssystem die Innovations- und Wachstumskräfte einer Volkswirtschaft und ist mithin ein wichtiger Wohlstandstreiber. Prof. Dr. Jürgen Kluge zeigte anhand verschiedener Statistiken Defizite im Bildungsniveau (Analphabetismus etc.) und in der Chancengleichheit des deutschen Bildungssystems auf. Mit McKinsey analysierte er Gütekriterien erfolgreicher Schulsysteme in der PISA-Studie und konnte so folgende Kriterien gemeinhin festlegen: eine differenzierte Förderung des einzelnen Schülers durch individuelle Lehrpläne und Kleingruppenförderung innerhalb des Klassenver-

bunds; eine spätere institutionelle Differenzierung nach Schultyp, die begabte und weniger begabte Schüler länger innerhalb eines Klassenverbundes belässt; eine konsequente Qualitätsmessung und -sicherung, die bei Schülern und Lehrern gleichermaßen ansetzt; eine hohe Eigenverantwortlichkeit der Schulen, die Schulleitern und Lehrern Handlungs- und Verbesserungsspielräume eröffnet; ein motivierendes Anreizsystem, das Lehrer für Engagement und gute Leistungen belohnt; eine gute finanzielle Ausstattung der Primarschulen, die zum Beispiel mit modernen Lehrmitteln ein vielfältiges Lernumfeld schaffen.

Kluge wünscht sich eine Totalrenovierung des deutschen Bildungssystems auf Basis folgender vier Träger:

1. Früh investieren, statt spät reparieren. Je sorgfältiger das Fundament am Anfang gelegt wird, desto weniger (teure) Korrekturen wird man am Ende brauchen.
2. Mehr soziale Gerechtigkeit durch Qualität. Leistungsorientierung, Wettbewerb, Eliteförderung auf der einen und soziale Gerechtigkeit auf der anderen Seite bilden keinen Widerspruch, sondern bedingen einander. Ein auf Mittelmaß getrimmtes System schadet dem starken wie dem schwachen Schüler.
3. Weitergehende Autonomie bei klar vorgegebenen Qualitätsstandards. Bildungseinrichtungen müssen sich selbst steuern und für die Resultate ihrer Arbeit Verantwortung übernehmen. Während der Bund klare, überprüfbare Minimalstandards vorgibt, müssen die Kindertagesstätten, Schulen und Hochschulen ihre Praxis in Eigenregie gestalten dürfen.
4. Bildung als Investition. Bildung rechnet sich – immer.

Dabei ist Kluge gemäß seiner Theorie gerade die frühkindliche Bildung wichtig, die lang vor der Schule beginnt und massiv ausgebaut werden müsste, nicht als müßiger Lernzwang, sondern Lernen als Spaß, Freude und Chance. Dass dies über eine Kindertagespflicht und gebührenfreie Kindergärten mit gut ausgebildeten Pädagogen laufen soll, um Kindern aller sozialen Schichten eine Chance zu bieten, bedeutet auch eine finanzielle Herausforderung für den Staat, die sich nach Kluge aber rechne.

Fazit

Die hohe Teilnehmerzahl und die langen Diskussionen dieser Fachtagung zeigen das Interesse für die Bedeutung von Bildungspolitik und deren Bedeutung. Es wird in den nächsten Jahren interessant sein, zu sehen, welche der unterschiedlichen Theorien, Thesen und Lösungsvorschläge, die präsentiert wurden, wie durch- und umgesetzt werden.

Mit der Hochschulreform befasste sich Dr. Christine Burtscheidt (nicht verwandt mit dem CdAS-Vorsitzenden Dr. Andreas Burtscheidt, rechts) bei der Frühjahrsakademie, links Dr. Christoph Leifer.



Das Wetter wird gewürfelt

Simulations-Spiel POL&IS begeistert Stipendiaten in Kloster Banz

Von George Kalmutchi

POL&IS (Politik & Internationale Sicherheit) ist das neue Simulationsspiel, das unter Leitung von Dr. Rudolf Pfeifenrath im Seminarplan des Instituts für Bildungsförderung stand. An einem Wochenende im Mai war Premiere.

Die Spielleitung – Hauptmann Tanja Rieger und Oberleutnant Björn Stiegler von der Bundeswehr – verteilte die Rollen. Zwölf Regionen und internationale Organisationen wie UNO (Generalsekretär und Vertreter), die NGOs (Amnesty international und Greenpeace), die Weltbank und die Weltpresse. Jede Region hat einen Regierungschef (zuständig für Sicherheitsverträge und -politik), einen Staatsminister (zuständig für Außenpolitik und Verteidigung und Umweltpolitik) und einen Wirtschaftsminister (zuständig für den Haushalt). Die Regierungschefs und Staatsminister handeln an der Weltkarte, wo die Übersicht der Truppen und deren Bewegungen (Grundbetrieb, Auslandseinsätze, Sicherheitskräfte wie auch Auf- und Abrüstung) steht. Die Wirtschaftsminister agieren separat, unter Berücksichtigung von Sicherheitsbeschlüssen und der Umweltpolitik. Es werden Energie, Rohstoffe, Industrie- und Agrargüter sowie POL&IS-Dollar gehandelt. Die Umweltzuständigen kümmern sich um Produktionszentren, Bevölkerung, regionale Müllberge und Umweltinvestitionen.

Jede Runde dauert ein POL&IS-Jahr. Es gibt fünf Pflichtphasen: Beratung, Programme-Produktion-Stationierung, Kurzberatung I, Handel-Verhandlungen-Einsätze, Kurzberatung II und Internationale Information. Es folgt die UN-Vollversammlung, wo der Generalsekretär, die Weltbank, die NGOs, die Presse wie auch die Regionenvertreter ihre Reden halten und Beiträge präsentieren. Es kann eventuell zu außerordentlichen Krisen & Konflikte, Konferenzen oder Wahlen kommen. Danach werden die Auswirkungen der Unterversorgung und das Wetter gewürfelt. Am Ende kommt eine Welttagesschau von der Spielleitung, die auf Änderungen und deren Auswirkungen in der Gesellschaft auf das nächste Jahr zuweist.

Die Piraten greifen an

Das Spiel begann nach einer internationalen Informations- und Vorstellungsrunde der Organisationen und der Regionen. Im ersten Spielzug durften die Nationen ihre Truppen positionieren, wobei ab dem zweiten Jahr für den Auslandseinsatz bezahlt werden muss. Besondere Konflikte gab es nur durch eine Piratenzelle in Somalia und die Taliban-Guerillas in Afghanistan. Die NGOs beschwerten sich hauptsächlich über Menschenrechte und Umweltverschmutzung. Jeder hatte versucht, seine Vorteile auszunutzen, wie auch friedlich zu verhandeln. Etliche Sicherheitsverträge legten positive Aussichten für Stabilität fest.

Im zweiten Spielzug (das zweite „POL&IS-Jahr“), kam es zu verschiedenen Konflikten in

Südamerika und Afrika in Form von Guerillas, in Südostasien durch eine Piratenzelle, in Nordamerika durch eine Terrorzelle und ein sehr starke Auseinandersetzung in Zentralasien mit der Drohung des Einmarsches der Russen. Die Guerilla in Südamerika und die Piratenzelle wurden militärisch beseitigt. In Afrika kam es zu einem internationalen Abkommen durch den UN-Sicherheitsrat zur Bekämpfung der Guerillas. Ein großes Problem blieben die Drohungen Russlands auf Zentralasien, wobei sich China und Arabien auf Russlands Seite positionierten. Es gab einen Vorschlag für Entwicklungshilfe und Spenden gegen einen Rückzug der EU und Nordamerika-Truppen, auch die russischen Truppen sollten von der Grenze abgezogen werden. Die Verhandlungen gingen weiter. Die wirtschaftliche Lage war in der Welt deutlich schlechter geworden. Am meisten fehlten Industriegüter.

Im dritten Spielzug schlossen sich Europa, Russland, Japan, Südamerika und Nordamerika zusammen und bekämpften diverse Terrorzellen erfolgreich. Afrika ging es nach zahlreichen Spenden und Hilfen von anderen Regionen und auch der UN mittlerweile wirtschaftlich gut. Nach langwierigen und heißen Verhandlungen wurde durch einen Abkommen zwischen Zentralasien mit Europa, Nordamerika, Russland, Arabien, Südamerika, China und Japan die Krise in Zentralasien gelöst. Folgen waren große Spenden für Entwicklungshilfe jeweils von Nordamerika, Japan und Europa, wie auch der Rückzug der russischen und westlichen Truppen von den Grenzen. Die Wirtschaftskrise war noch nicht vorbei, aber es gab positive Aussichten.

„POL&IS“ fesselt die Teilnehmer im Bildungszentrum Kloster Banz.



Foto: J. Benedikt Dittmann

Das Spiel ist viel zu schnell vorbei

Das Spiel endete mit einer UN-Vollversammlung und den Abschlussbeiträgen. Der UN-Generalsekretär begrüßte die Lösungen der heißen Krisen, wie auch den Erfolg in Terrorismusbekämpfung. Die Weltbank, wie auch die NGOs legten ihre Bilanzen vor. Die Regionen gaben durch ihre Staatsminister ihre Abschlussbeiträge im Plenum ab.

Das Spiel wurde insgesamt positiv bewertet. Der Spielleitung und Organisation wurde vom Publikum gratuliert. Als weniger positiver Punkt wurde die Spieldauer ausgewertet: Mehr Züge wären spannender gewesen, weil mit jedem Zug die Erfahrung gewachsen war.

Koks im Eimer

Seminar über alltägliche und exotische Suchtprobleme

Von Elisabeth Wittmann

Es kann jeden treffen. Egal ob alt oder jung, reich oder arm, groß oder klein: Süchtig werden kann jede(r). Es gibt keine Impfung dagegen und auch keine Behandlung mit Erfolgsgarantie. Bei dem Seminar „Suchtprobleme“ Ende Mai 2013 beschäftigten sich etwa 45 Teilnehmer mit dieser Thematik. Es wurden verschiedene Seiten der Sucht beleuchtet, die Chemie und Wirkungsweise der Drogen, Internetspielsucht, Hilfsprojekten für Süchtige und mit der legalen Droge Alkohol.

Wie riecht eigentlich Koks?

Als Einstieg erklärte Dr. Michael Uhl vom LKA Bayern die Wirkungsweise verschiedener Drogen. Ein besonderes Highlight war vor allem, dass Uhl ein paar beschlagnahmte Drogen mitgebracht hatte, die die Teilnehmer begutachten konnten. So wurde in der Gruppe nahezu einstimmig beschlossen, dass Kokain stinkt, nur über die genauere Definition war man sich nicht sicher: Meerrettich, Knoblauch oder doch Fußkäse? Vor dem zu Bett gehen wurde quasi als Betthupferl noch der Film „40 Wagen westwärts“ gezeigt, eine Parodie auf den Alkoholkonsum im Wilden Westen.

Wozu ist der Eimer unter deinem Schreibtisch?

Warum wird man überhaupt internetsüchtig? Mit welchen Methoden versuchen die Programmierer, uns gefangen zu nehmen? Das versuchte das Ehepaar Christoph und

Christine Hirte zu erklären. Sie selbst haben das Netzwerk www.rollenspielsucht.de initiiert, als sie bemerkten, dass ihr Sohn World of Warcraft (WoW) süchtig war. Es wurden viele verschiedene Arten von Internetsucht angesprochen, von Browsergames wie Farmville bis zu Pro-Ana-Foren, also Foren, in denen junge Mädchen zur Magersucht aufgerufen werden. Doch am meisten wurde auf Rollenspielsucht speziell bei WoW eingegangen. Mit verschiedenen Mechanismen, wie zum Beispiel Glücksspielelementen und Vorteilen für diejenigen, die am längsten online sind, werden die Spieler und Spielerinnen dort sogar so weit getrieben, dass sie sich einen Eimer neben den Stuhl stellen, falls sie während des Spiels einmal aufs Klo müssen.

Eine Nacht in der Hängematte

Wie es ist, in einer Notschlafstelle für Medikamentensüchtige zu arbeiten, erfuhren die Teilnehmer von Stefan Schwab von der Hängematte e.V. in Nürnberg. Die Hängematte ist nicht nur eine Notschlafstelle, sondern hat noch weitere Projekte. Sie bietet zum Beispiel begleitetes Wohnen an und hilft so Obdachlosen, sich wieder an ein geordnetes Leben zu gewöhnen. Viele Menschen, die lange auf der Straße wohnen, sind es entweder nicht mehr gewohnt, oder haben vielleicht nie gelernt, mit der damit verbundenen Bürokratie und auch den Regeln umzugehen. Dabei sollen ihnen speziell geschulte Sozialpädagogen helfen.

Mit Sport aus der Krise

Auch das Sportprojekt „Homerun“, bei dem Obdachlose und Medikamentenabhängige die Möglichkeit bekommen, kostenlos an sportlichen Aktivitäten teil zu nehmen, wurde



Verschieden Drogen aus dem „Vorrat“ des LKA.

beschrieben. Dadurch bekommen sie wieder ein Gefühl für ihren Körper. Die Schönheit und die Möglichkeiten des Lebens werden ihnen gezeigt. Dieser Vortrag war besonders interessant, da Jiri Pacourek, der Leiter, früher auch spiel- und drogensüchtig war und so beide Seiten kannte. Er spielte selbst für die deutsche Mannschaft bei der Weltmeisterschaft der Obdachlosen mit, machte danach einen Entzug und bietet heute dieses Programm an, um anderen zu helfen, denen es ähnlich geht.

Ich oder Alkohol?

Es war ein gewisser Gegensatz zu der Fußballfeier nach dem Champions League Finale am Vorabend, als am Sonntagmorgen Gerhard Hörath und Robert Göss vom Blauen

WWW

www.rollenspielsucht.de
www.aktiv-gegen-mediensucht.de
www.haengematte-nuernberg.de
www.blaues-kreuz.de

Kevin, die an den PC gefesselte Puppe, verdeutlicht die Internetsucht.



Fotos: Lena Buchmeier

Kreuz über Alkoholabhängigkeit referierten. Das Blaue Kreuz ist ein Verein, der Alkoholabstinenz schwört und Suchthilfe, beispielsweise durch Selbsthilfegruppen, leistet. Besonders im Gedächtnis geblieben ist allen die Aussage: Nur durch Erschütterungen verändert ein(e)Suchtkranke(r) sein Leben. Diese führte zu einer emotionalen, konstruktiven Diskussion darüber, ob man Bekannte, Angehörige oder Freunde, die von einer solchen Sucht betroffen sind, vor die Wahl stellen sollte: Ich oder Alkohol.

Die Macht der Bilder – Mythos oder Wirklichkeit? Grundakademie beleuchtet die unterschiedlichen Möglichkeiten, Bilder für machtpolitische Zwecke einzusetzen

Von Carmen Bolkart und Samuel Gail

**„Macht der Bilder – Bilder der Macht“:
Unter diesem Motto stand die Grundakademie des IBF der Hanns-Seidel-Stiftung, die Anfang März 2013 in Wildbad-Kreuth stattfand. Die 40 Teilnehmer erhielten an den drei Seminartagen tiefgehende Einblicke in die Welt der Bilder und deren politische Verwendung durch die Machthaber der verschiedenen Epochen.**

Dr. Rudolf Pfeifenrath, Leiter des Referats Hochschul- (HAW) und Promotionsförderung im IBF der Hanns-Seidel-Stiftung, ging einmals darauf ein, wie Bilder zur Menschenführung, aber auch zur Verführung und somit zur Manipulation genutzt werden können. Dabei ist „Bild“ nicht nur im Sinne eines Abbilds zu verstehen, sondern darüber hinaus im psychologischen Sinne, d.h. als das innere Vorstellungsbild.

Der Ägyptologe Dr. Arnulf Schlüter erläuterte anschließend die Besonderheiten der ägyptischen Malerei. Ein wesentlicher Unterschied zur heutigen Darstellung liegt darin, dass die Objekte nicht aus einer Perspektive, sondern aspektivisch, d.h. aus mehreren Perspektiven dargestellt wurden. Dies führt dazu, dass der für die heutige Malerei typische Flucht- und Ausgangspunkt nicht vorhanden war. Dabei verzichteten die Ägypter bewusst auf eine anatomisch korrekte Wie-

dergabe der Personen, um die häufig im spirituellen Bereich zu suchende Bedeutung in den Vordergrund zu stellen. So wurden die Gräber mit Zeichnungen bestückt, da diese eine magische Wirkung für den Verstorbenen haben sollten – eine Folge des damaligen ägyptischen Glaubens an das Jenseits. Doch nicht nur Gräber waren Träger von Bildern. Auch Fassaden von öffentlich zugänglichen Gebäuden wurden bemalt, um Informationen an die Bevölkerung zu übermitteln. Bereits zur damaligen Zeit wurde durch versteckte Botschaften in Reliefs Propaganda betrieben. Ramses II. nutzte dies, indem er die verlorene Schlacht von Kadesch (1274 v. Chr.) fälschlicherweise als siegreiche darstellen ließ, um seine Macht zu verherrlichen.

Rudolf Pfeifenrath informierte schließlich in einem weiteren Referat über die politische Karikatur in der heutigen Zeit sowie über deren Geschichte. Der Begriff Karikatur ist angelehnt an das italienische „caricare“, was so viel wie überladen oder übertreiben heißt. Das Charakteristische dieser Form der Darstellung ist, wie sich aus dem Ursprung des Wortes bereits ergibt, die bewusst überspitzte Veranschaulichung eines Themas. Die Karikatur soll zum Denken anregen und dabei humorvoll Kritik an einer Person oder gesellschaftlichen Begebenheiten üben. Es existieren verschiedene Arten und Stile der Karikatur, bei denen entweder offensichtlich oder unterschwellig Botschaften an den Betrachter vermittelt werden. Häufig wird dabei mit sogenannten Superzeichen (z.B. Dreiecke,

Vierecke, Kreise) gearbeitet, mit deren Hilfe einzelne Elemente zu einem Ganzen verbunden werden können. Nachdem Pfeifenrath noch diverse Interpretationshilfen erläuterte, konnte man den restlichen Abend gemütlich ausklingen lassen.

Der zweite Tag begann mit einem Vergleich der beiden großen Münchener Kunstaussstellungen von 1937 durch Dr. Brigitte Kaiser: Einerseits die „Große Deutsche Kunstausstellung“, welche im Haus der Deutschen Kunst die Kunst des Nationalsozialismus repräsentiert hatte, andererseits die Ausstellung „Entartete Kunst“, in der propagandistisch die aus Sicht der Nazis schlechten bzw. ideologisch falschen Kunstwerke lächerlich gemacht wurden. Dadurch erschien der naturalistische Stil der regimetreuen Künstler in umso besserem Licht. Diese Begebenheit wurde anhand verschiedener Bildvergleiche veranschaulicht. In einem an den Vortrag anschließenden Workshop wurde gruppenweise über die unterschiedlichen Propagandamethoden sowie über die Aufarbeitung in der Nachkriegszeit diskutiert und die Ergebnisse abschließend präsentiert.

Ebenfalls um Bilder der NS-Zeit ging es im Vortrag von Dr. Jürgen Wurst, Historiker und Altstipendiat der HSS. Er befasste sich mit gefährlichen Schönheiten, die er am Beispiel des zur NS-Zeit lebenden Bildhauers Arno Breker illustrierte. Wurst demonstrierte in diesem Zusammenhang das Schönheitsideal des Dritten Reichs anhand verschiedener Skulpturen. Zwei sehr bekannte Skulpturen dieser führenden Künstlerfigur des Dritten Reichs waren „Die Partei“ und „Die Wehrmacht“, die in einer Gruppe des darauffolgenden Workshops näher analysiert wurden.

Die Ergebnisse der von insgesamt vier Gruppen behandelten Themenbereiche wurden am letzten Tag der Grundakademie präsentiert. Diese waren neben den bereits erwähnten Skulpturen von Breker die Plastiken vor den Bundeskanzlerämtern in Berlin und Bonn und das Monument von Thomas Schütte „Der Mann im Matsch“, welches vor der Landessparkasse in Oldenburg steht. Des Weiteren wurde die Frage nach dem heute vorherrschenden Körperbild sowie die Sinnhaftigkeit der Ausstellung nationalsozialistischer Kunstwerke im heutigen Deutschland diskutiert.



Foto: Sarah Dörner

Eine Workshopgruppe hatte die Aufgabe, die Unterschiede zwischen „deutscher Kunst“ und „entarteter Kunst“ anhand eines Streitgesprächs darzustellen.



Ein gutes Bild muss eine Geschichte erzählen

Projektseminar Bildjournalismus in Wildbad Kreuth

Von Cornelia Guju und
Cornelia Krause

Im Rahmen eines JFS-Projektseminars Anfang Dezember 2012 erklärten die Medienexperten Matthias J. Lange und Thomas Gerlach die Grundlagen der Fotografie. Was macht eigentlich ein gutes Bild aus? Was soll scharf sein und was vielleicht eben nicht? Was ist ein „Schmufo“?

Diese und weitere Fragen zum Thema Datenschutz, Ethik und progressive Fotogeräte wurden in einem Projektseminar „Digitale Fotografie“ im Dezember 2012 in Wildbad Kreuth beantwortet und mit den elf Teilnehmern intensiv diskutiert.

Das richtige Objektiv für eine gute Geschichte

„Ein gutes Bild muss eine Geschichte erzählen“, einigten sich am ersten Tag des Seminars die beiden Fotografen. Um das passende Detail, die gewünschte Räumlichkeit und Atmosphäre in einem Bild einzufangen, brauche man nicht nur verschiedene Perspektiven, sondern auch ganz bestimmte Objektive. Weitwinkel, Normal oder Tele? Um hier Klarheit zu bringen, wurden die verschiedenen Brennweiten und Schärfentiefen der einzelnen Objektive vorgestellt, beschrieben und dank umfassenden Anschauungsmaterials der beiden Referenten auch getestet.

Auf die Perspektive kommt es an: Teilnehmer des Seminars in einer Übungspause.



Foto: C. Guju

„Fotografieren ist Malen mit Licht“

Ein gutes Objektiv und eine herausragende Kamera alleine reichen nicht aus. Die vielen Kameraeinstellungen und der Chip der Kamera machten den Unterschied. Die Kameraeinstellungen für jede Konstellation und die unterschiedlichen Lichtverhältnisse zu finden, sei die Kunst. Denn, so meinte Matthias Lange, „das Bild macht der Fotograf – die Kamera ist nur Werkzeug“. Belichtungszeit, Blende, Weißabgleich oder die ISO-Empfindlichkeit seien Stolpersteine, die einem am Anfang große Sorgen bereiten könnten. Denn „Fotografieren ist Malen mit Licht“. Die beiden Dozenten rieten deswegen zu weniger Automatik und mehr Übung.

Bilder leben vom Leuchten in den Augen

Am Nachmittag des zweiten Seminartages widmeten sich die Teilnehmer dann der Praxis und erstellten (mehr oder weniger gelungene) Gruppenbilder und Portraits, um sie im Anschluss zu besprechen. Dabei lernten sie, dass die Kommunikation mit den Protagonisten für den Fotografen (neben all der Technik, die er im Schlaf beherrschen sollte) unerlässlich ist. Er müsse es auch aushalten können, im Mittelpunkt zu stehen und die Fähigkeit haben, die Aufmerksamkeit von Massen für ein gutes Bild zu bündeln. Eine Hilfe für ansprechende Gruppenbilder sei beispielsweise das Dachziegelprinzip. Man sollte sich immer die Frage stellen: Will ich die Wahrheit abbilden oder einfach nur ein „gutes“ Bild machen? Im zweiten Fall müsste der Fotograf an die Kreativität der Gruppe appellieren, um nicht künstliche und gestellte Bilder zu machen. Um authentische Ergebnisse zu bekommen, sollten sich die Personen in



Foto: C. Guju

Mit der Blendenöffnung lässt sich der scharfe Bereich eines Bildes beeinflussen: Makroaufnahme mit 4 Polaroidlinsen 1/125, F5/6.

phantasievoll ungewohnten Posen gruppieren. Was in einem Bild nie fehlen dürfe: „Das Leuchten in den Augen der Menschen.“ Denn das Fazit der praktischen Übung und eine der wichtigsten Lektionen der Fotografie überhaupt war: „Bilder leben von Menschen, Menschen von ihren Gesichtern, die Gesichter von den Augen, die Augen von den Glanzlichtern, die ihnen inne wohnen!“

Bildkomposition am Beispiel von Promi-Politikerbildern

Die Bildkomposition wurde anhand von Beispielbildern (Ex-Verteidigungsminister von Guttenberg und Bundestagspräsident Norbert Lammert in Afghanistan) gezeigt. Hier konnte man sehen, was die Vogel- oder eine Weitwinkelperspektive ausmacht. Der Expertentipp: „Auch vor dem nah Herangehen keine Scheu haben! Es geht darum, es so zu reduzieren, dass man nichts mehr weg-schneiden kann.“ Eine Grundregel in der Fotografie sowie auch im Zen-Buddhismus: „Das Weglassen ist der Trick.“

Anhand von Obama-Portraits wurde die Drittelregel verdeutlicht: Ein Bild wird unterteilt in neun gleiche Flächen, die Schnittpunkte der dazu nötigen vier Linien stellten die sogenannten Powerpoints dar. Abhängig davon, wo sich die Person über den vier Linienschnittpunkten („Powerpoints“) befindet, habe das Bild eine besondere Wirkung – oder eben nicht.

Linien aus dem Hintergrund wie Hände, Möbel oder Gebäude, die im Bild erscheinen und sich teilweise überlappen, beeinflussen die Dynamik des Bildes. Eine leichte Kopfeigung bringe schon Unruhe und Flexibilität in den Vordergrund, im Vergleich zu

einem ganz gerade abgebildeten Kopf. Wenn man die Linien im Bild erkenne, könne man die Dynamik des Bildes beeinflussen und einiges von der dargestellten Person herauskitzeln.

Kann jeder Journalist sein?

Brauchen wir bei all den Plattformen wie Facebook, Google+ und Twitter überhaupt noch Journalisten? Ja, meinte Thomas Gerlach, denn ein Journalist habe die Kompetenz, „die Nuggets im Erdbeben der Informationen herauszufischen“. Bei der Wahl der Kommunikationskanäle und der dazugehörigen Bilder sei ein erfahrenes Auge gefragt. Obwohl fast jeder Zugang zu den frischesten Informationen habe, müsse man heutzutage mehr denn je zwischen den verschiedenen Quellen unterscheiden. In diesem Zusammenhang wurde auch eine der Anfangsfragen beantwortet: „Schmufos“ sind Schmuckfotos im Vergleich zu „echten“ Bildern. Wichtig für den Journalisten sei es, immer zwischen Gebrauchs- und Kunstfotografie zu unterscheiden. Da sei der Journalist gefragt.

Neueste Entwicklungen aus der Kamera-

Neue Wege zur Öffentlichkeit Seminar „Online-Journalismus“ für Stipendiaten

Von Matthias J. Lange

Wer in der Öffentlichkeit bekannt werden wollte, brauchte früher ein teures Instrumentarium an Kommunikationsmitteln, um die Massen zu erreichen. Im Zeitalter von Web 2.0 ist dies anders. Es stehen dem Journalisten eine Vielzahl von PR-Techniken zur Verfügung. Er braucht nur Zeit, sie alle zu bedienen.

Die Kommunikationsbranche befindet sich in einem gewaltigen Umbruch. Alte Strukturen brechen auf, verändern sich oder werden von neuen Ideen hinweggefegt. Die Branche startet gemeinsam in eine besondere Zeit. In der Geschichte gibt es immer ruhige Phasen und Zeiten der Veränderung. Derzeit befindet sich die Medienbranche in einem rasanten Wandel. Die Medienbranche steht unmittelbar vor einem Quantensprung. Viele Journalisten leben bereits die Veränderung. Nichts ist unbekannt, doch gilt es, die neuen Kom-



Begeisterte Teilnehmer des Fotoseminars: Das Leuchten in den Augen der Menschen darf nicht fehlen.

welt beeindrucken

Aufgeklärt wurde auch über alternative Fotografie. Bei der Lomografie hätten die Fotografien mit Absicht mangelhafte Bildqualität mit Fehlern und Störeffekten. Auch technische Neuerungen wurden diskutiert. Die „intelligente“ Lytrocamera als Produkt der Zukunft und die 3D-Kamera als Produkt der neueren Geschichte wurden dabei vorge-

stellt. Da es die Lytrocamera zu diesem Zeitpunkt in Europa noch nicht zu kaufen gab, haben die Teilnehmer nur zwei 3D-Kameras zu Gesicht bekommen. Am Ende waren sie so überzeugt von den Eigenschaften und Bildern der 3D-Kamera, dass sich einige von ihnen ein 3D-Exemplar besorgen wollten.



munikationstechniken richtig zu nutzen und zu kombinieren.

Das Prinzip der öffentlichen Massenkommunikation liegt schon viele Jahrhunderte zurück. Es begann vielleicht im Amphitheater. Es war immer geprägt davon, dass einer spricht und alle anderen hören zu. Im Verlagsbereich heißt es, einige wenige sprechen oder schreiben, die anderen hören zu oder lesen. Dies galt auch so für die Öffentlichkeitsarbeit. Wer bisher die Massen erreichen wollte, musste dies über Massenmedien, wie Zeitung, Radio und Fernsehen tun. Viele blieben mit ihren Nachrichten auf der Strecke, weil sie nicht über die notwendigen Kanäle und Beziehungen zu den Medien verfügten. PR-Agenturen haben sich seit Jahrzehnten darauf spezialisiert, den Kontakt zu den Medien auszubauen und zu halten. Für einen Unternehmer waren solche PR-Agenturen zum Unternehmensstart schwer zu bezahlen. Die Agenturen verfassten Pressemitteilungen in einer Nachrichtensprache. Ihre einzige Zielgruppe waren Journalisten, die diese Sprache auch sprachen. Sie konnten den

Wert einer Nachricht einschätzen und entsprechend handeln.

Nur wenige bestimmten, welche Meinung publiziert wird. Wenige Journalisten waren Gate-Keeper und bestimmten die Nachrichtenschwelle. Eine Minderheit beherrschte die Technik, ihre Anwendung und den Zugang zum Markt. Eine Minderheit entschied beispielsweise, welches Hotel gut für uns ist, welcher Film gerade „in“, welches Auto das richtige oder was gerade der neueste Trend ist. Die viel größere Mehrheit der Konsumenten in der Vergangenheit verfügte nicht über den Zugang zur Information und zum Sender.

Demokratisierung des Mediums

Die Idee der Demokratisierung des Mediums geht auf die Radio-Theorie von Brecht zurück. Zu seinen Zeiten war das Radio das modernste Medium und jeder sollte nach Brechts Idee zum Sender werden. Rückblickend zeigt sich, dass aus der Radio-Theorie keine Praxis geworden ist, doch die Demokratisierung der Medien ist eingetreten. Auslöser war die Erfindung des Internets.

Das Web entstand 1989 als Projekt am CERN in Genf (Schweiz), an dem Tim Berners-Lee ein Hypertext-System aufbaute. Durch das WWW kam es zu einer Demokratisierung der Produktionsmittel. Ein Rechner mit entsprechender Software kostet heute wenig. Webspaces ist fast geschenkt, der Zugang zum WWW ist über Flatrates zu niedrigen Preisen möglich. Hard- und Software ist leicht zu bedienen. Video und Foto sind erschwinglich. Foto- und Videohandys sind der Anfang. Ab heute sind wir alle Medienmanager. Täglich wird mehr Content bei YouTube und Co. eingestellt, als kommerzielle Verlage und Sender produzieren können.



Fotos: T. Küfer

Modern ausgestattet: Medienräume in Banz.

Beispiel United

Die Menschen haben uneingeschränkten Zugang zu den Techniken, zu den Produktionsmitteln. Selbst professionelle Technik ist heute erschwinglich. Plötzlich halten Konsumenten ihre Kamera auf sich selbst und erzählen ihre Geschichten und pflegen ihre Interessen. Und sie entscheiden selbst, über die Themen in Medien. Sie entscheiden selbst, was ihnen wichtig ist, cool, unterhaltsam, hipp oder „in“. Die Gate-Keeper-Funktion der Journalisten wird zur Nebensache.

Der Konsument kann selbst die Nachricht gestalten und Reaktionen bei den Massenmedien auslösen. Früher hieß diese Vorgang Mundpropaganda, heute nennt er sich virales Marketing. Dazu gibt es ein eindrucksvolles Beispiel. Im Frühjahr 2008 flog der Country-Sänger Dave Carroll mit United Airlines nach Nebraska. Als er im Flieger saß, sah er, wie das Bodenpersonal seine Gitarre beim Verladen durch die Gegend warf und die Taylor-Gitarre im Wert von 3.750 US-Dollar zerstörte. Die Fluggesellschaft nahm die Beschwerde nicht ernst. Doch Dave Carroll setzte auf das Web 2.0. Er schrieb einen Country-Song „United break guitars“ und veröffentlichte ihn auf YouTube.

Auf einmal war das Video der Renner. Es wurde millionenfach aufgerufen. Etablierte Medien sprangen darauf an. Fernsehsender berichteten über den Fall. Die Folgen für United waren katastrophal. Weil man Kundenbeschwerden auf die leichte Schulter genom-

men hat, ist der Imageschaden enorm. Die Kommentare bei YouTube sprechen eine deutliche Sprache. Jede Kundenbeschwerde kann im Web 2.0 zum Flächenbrand werden.

Kommunikation hat sich verändert

Wie begegnet man dieser neuen Form der Massenkommunikation? Nicht eine Minderheit Professionals bestimmt den Weg, sondern eine grenzenlose multikulturelle Mehrheit bestimmt, wo es in den Medien langgeht. Die Kommunikation ändert sich von Push-Kommunikation zur Pull-Kommunikation. Dabei können verschiedene Instrumente bedient werden. Plattformen wie YouTube sind allen bekannt, Twitter hat enorme Wachstumssteigerungen. Soziale Netzwerke wie Facebook oder in Deutschland Xing treffen den Nerv der Zeit. Jeder kann einen Blog betreiben, versendet Newsletter oder „podcastet“ – je nachdem, was sein Anliegen ist und wie sein Zeitbudget aussieht.

Der lange Schwanz

Da kommt die Idee des „Long Tail“ gerade recht. „Long Tail“ ist eine Theorie, die der US-amerikanische Journalist und Chefredakteur des „Wired Magazine“ Chris Anderson 2004 vorstellte, nach der ein Anbieter im Internet durch eine große Anzahl an Nischenprodukten Gewinn machen kann. Der Name leitet sich von der Ähnlichkeit der Verkaufsgrafik mit einem langen Schwanz ab. Ein Nischenprodukt macht auf Dauer mehr Umsätze als wenige Bestseller.

Auf dem konventionellen Markt sind die Kosten, um Nischen anzubieten, zu hoch, denn in einem geografisch begrenzten Gebiet sind zu wenig Käufer dafür vorhanden. Der Regalmeter im Laden kostet einfach zu viel. Diese geografischen Beschränkungen gibt es im Internet nicht. Angebot und Nachfrage können sich hier auf einer virtuellen Ebene treffen. Indem die Produktionsmittel jedermann zu Verfügung gestellt werden, kann auch jeder etwas herstellen. Die Radio-Theorie von Brecht ist Wirklichkeit geworden. Wir haben eine Demokratisierung der Produktionsmittel wie Rechner, Webspaces oder Kameras. Ein Beispiel für die Demokratisierung der Produktion ist auch Wikipedia. Die Herstellung eines Lexikons ist von einem Verlag in die Hände der Masse übergegangen. Durch den Anstieg des Angebotes wird der „Long Tail“ immer länger und facettenreicher.



Referent Matthias J. Lange ließ sich auch von einer Augen-OP nicht bremsen, sein Wissen über Online-Journalismus zu vermitteln.

Es reicht allerdings nicht aus, nur die Herstellung der Masse zu überlassen, auch die Verteilung an sich musste demokratisiert werden. Auch hier spielt der PC und das Internet eine wichtige Rolle. Indem der Vertrieb demokratisiert wird, erleichtert man den Zugang. Und genau dieses reduziert dann auch die Kosten.

Wichtig ist, was hinten rauskommt

Verbindung von Angebot und Nachfrage heißen Filter. Gemeint sind Suchmaschinen wie Google und Kunden-Empfehlungen auf Seiten wie Amazon. Diese Filter dienen dem Benutzer dafür, die von ihm begehrten Inhalte möglichst schnell und effizient zu finden. Die Suchkosten werden somit reduziert. Der daraus resultierende Effekt ist eine Umschichtung vom Anfang des „Long Tail“ in die hinteren Bereiche. Nicht die Kommunikation selbst ist wichtig, sondern deren Wirkung. Der einzig wirkliche Wert ist das Ergebnis. Bundeskanzler Helmut Kohl, sicher kein Visionär des Web-2.0-Zeitalters, beschrieb es einmal treffend: „Wichtig ist, was hinten rauskommt.“ Als Journalist in einer modernen Medienzeit bedeutet dies also: Lernen Sie die Grundlagen der neuen Kommunikation.

Eines der wichtigsten Schlagwörter heißt Content-Connection. Alle Medienkanäle sind wichtig und müssen orchestral miteinander abgestimmt und verbunden werden. Neue Konzepte schaffen eine nachhaltige Kommunikation, bei der auch Communitys eine immer wichtigere Rolle einnehmen. Sie funktionieren aber nur dann, wenn über alle Medienkanäle ein wirklich orchestriertes Content-Angebot geschaffen wird. Ein neues Unternehmen im Medienbereich muss sich zum multimedialen Lösungsanbieter wandeln, der mit journalistischen Inhalten, hoher Beratungskompetenz und neuen Ideen seine Kunden überzeugt. //

www

www.redaktion42.de

Sprechtraining: "Yes, you can!"

Gesprochen ist nicht gehört, gehört ist nicht verstanden ...

Von André Kannenberg

„Depp ist nicht, wer sich verspricht, sondern, wer gar nicht erst damit anfängt“, so ein Statement im Seminar „Sprechtraining“ des Journalistischen Förderprogramms für Stipendiaten, das im Januar 2013 in Kloster Banz stattfand. Mit Humor und Kompetenz wurden die Studenten angeleitet, richtig und überzeugend zu sprechen.

„Mein Handy versteht mich nicht!“

Vieles schon sei ihm bereits zu Ohren gekommen in den zahllosen Gruppen, die er mit den Jahren besucht und begleitet habe. Aber das sei ihm noch nie erwidert worden auf diese Frage, die er zu Beginn eines jeden Seminars seinen „Patienten“ stelle. Winfried Bürzle arbeitet beim Bayerischen Rundfunk in München. Bestimmt und direkt, wie er ist, tritt er vor die Gruppe der zehn Stipendiaten und stellt seine Eingangsfrage nach ihren Erwartungen an das Seminar, die den einen oder anderen schon mächtig ins Schwitzen bringt und sofort offenbart, wo die Schwächen der Teilnehmer liegen und weshalb sie alle hier in diesem Raum des Kloster Banz versammelt sind.

„Das ist neu“, gesteht Bürzle auf die kecke Antwort eines Teilnehmers, der behauptet, „Siri“ – das ist der Kommunikationsassistent aus dem Hause Apple – verstehe partout nicht, was er von ihr wolle. „Doch gar nicht so abwegig“, räumt der leicht schmunzelnde Seminarleiter ein. In der Tat: Denn Siri versteht nur den, der der deutschen Hochsprache auch wirklich mächtig ist. Und mit der Artikulation hapert es bei vielen. Aber nicht nur dabei treten Probleme mit der für so sicher beherrschten geglaubten deutschen Sprache offen zu Tage.

Ob „Flüsterfraktion“, „Pumper“ oder „Preser“ – vieles könne man falsch machen beim Sprechen, verrät Bürzle den von den verschiedenen Begrifflichkeiten amüsierten Stipendiaten. Und für jedes Problemfeld finde sich auch ein Teilnehmer. Und er sollte Recht behalten. Wie noch oft an diesem Wochenende. Im Verlauf des Wochenendes drängt

Beim Sprechen kann man vieles falsch machen, sagt – und demonstriert – Winfried Bürzle.



Erik Hilse und Heidi Jörend beim Einsprechen von Werbetexten.

sich die Vermutung auf, dass über diesem Thema der Geist Murphys schwebe: „Whatever can go wrong, will go wrong.“ „Aber das ist auch gut so. Denn beim Sprechen heißt es: Üben, üben, üben!“, bestärkt Bürzle die jungen Persönlichkeiten.

„Hüftabwärts bleibe ich ein Baum!“

Doch wie so häufig im Leben lässt sich das Große nicht ohne das Kleine erreichen. Das erste Etappenziel heißt deshalb: Haltung finden. Uwe Schürmann macht sich bereit für die Übernahme der Seminarleitung. Der renommierte Trainer für Stimme und Sprechtechnik aus Münster beginnt sein Warm-Up. „Das ist wie beim Fußball. Ohne Aufwärmen geht da nichts.“ Es wird auf der Stelle gelaufen, gesprungen, gepustet, geplustert und geatmet, was die Atemwege hergeben. Es geht her wie im Zirkus. „Schwitzen muss man

nicht für das Sprechen.“ Aber weshalb dann der ganze schelmische Aufwand? „Wer einmal vor allen den Clown gemacht hat, besitzt beim Sprechen später keine Hemmungen und traut sich mehr.“ Dann bringt Schürmann die Stipendiaten in Stellung. Das heißt: Rücken gerade, Schultern nach hinten, Hals in Wirbelsäulenverlängerung, Mund leicht offen. „Und vergesst nicht die Beine!“ „Hüftabwärts bleibe ich ein Baum beim Sprechen“, fügt der beobachtende Bürzle hinzu. Stramm wie ein Kampfsportler und locker wie im Liegen. Irgendwo dazwischen liegt sie, die richtige Ausgangsposition vor dem Sprechen. „Wohlfühlen muss man sich und der Stimme trotzdem genug Raum zur Entfaltung geben.“ Darauf komme es an, sagt Schürmann. Die Verbindung zwischen Äußerem und Innerem spielt immer wieder eine Rolle. Besonders bei der vorletzten Etappe.





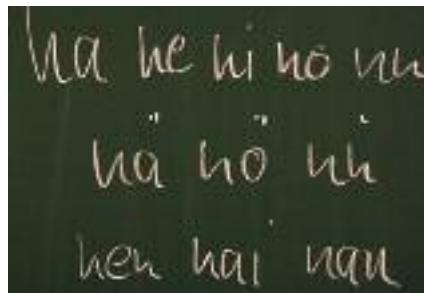
Fotos: Isabel Küfer

Heidi Jörend, Carmen Streit, Erik Hilse und Viktoria Hausmann bei einer gemeinsamen Sprechübung.

„Mut!“

„Tonaufnahme mit Auswertung“. Jeder der Teilnehmer weiß, dass das im Programm steht. Aber lieber versuchte man es bislang, zu vermeiden, an das Tonstudio zu denken, von dem am Anfang des Seminars einmal die Rede war. Vielleicht hätten die Seminarleiter es ja vergessen und man könnte sich doch noch davor drücken. „Nun werft doch bitte einen Blick auf die kleinen Textproben, die wir für euch vorbereitet haben“, weist Bürzle die Sprecherinnen und Sprecher an. Die Münze war gefallen: Tonstudio. Eine Nachricht, eine Übung zur Sprachausdruckslehre und einen Werbetext haben die drei Seminarleiter vorbereitet, von denen nun auch die letzte ins Spiel kommt: Angela Siegel. Die Technische Leiterin und Journalistin führt die noch unerfahrenen Sprecherinnen und Sprecher durch ihr Reich der Mikrofone und Aufnahmeregler. Doch für Arbeitsplatzromantik bleibt nicht viel Zeit. „Üben, üben, üben!“, erinnert Bürzle mahnend an sein Mantra. Die Teilnehmer sprechen also ein. Nein, nicht nur gesprochen wird hier. In der Sprachaus-

drucksübung heißt es im Wechsel brüllen, knurren und zischen. Und wo war noch gleich der Unterschied zwischen sagen, berichten und erzählen? Einfach ist anders. „Das sind keine Probleme, sondern Heraus-



Mit dem Wortschatz der ersten Zeile kann man einen Großteil des Sprechtrainings absolvieren. Der Rest ist für Profis.

forderungen!“, baut Bürzle die von den Anforderungen zunächst Erschlagenen auf. Man nimmt sich die Ratschläge zu Herzen und versucht es noch einmal. Dieses Mal mit einer Nachrichtenmeldung. Schnell stellt sich heraus, dass die Moderatorinnen und Moderatoren der Tagesschau doch mehr können müs-

sen, als nur von einem Teleprompter ablesen. Die Meldung muss in Sinnblöcke gegliedert, gut bedachte Pausen müssen gesetzt und Endungen artikuliert werden, damit sie Jung und Alt nachvollziehen kann.

Es folgt die letzte Aufnahmesituation mit einem Werbetext. Einfach – könnte man meinen. Doch zu einer guten Werbung gehört eine musikalische Unterlegung. Und deren Rhythmus zu treffen, den eigenen Einsatz nicht zu verpassen und die eigene Präsenz vor der Musik zu behaupten, jedoch dem zweiten Sprecher innerhalb der Werbung nicht die Präsenz streitig zu machen, ist wie schon zuvor alles andere als einfach. „Das ist die hohe Kunst. Dass das nicht auf Anhieb klappt, ist klar“, ermuntert Bürzle. Mut sei gefragt, sich nicht von einem ersten Scheitern abbringen zu lassen. „Und den haben alle bewiesen. Auch die eher Stillen unter euch.“

Als wahre Stimmgewalt entpuppt

Am Ende heißt es noch einmal Individualtraining. Man kommt zusammen mit Schürmann, der noch einmal an die Wurzel jedes einzelnen Übels geht. Der Dialekt schwindet, die Nervosität sinkt und die Stimmen werden raumfüllend. Manche Stipendiatin entpuppt sich mit den Tipps der Profis als wahre Stimmgewalt. „Man muss nur wissen, wie“, gibt Schürmann zu Protokoll. Zur historischen Rednerfigur ist an diesem Wochenende keiner geworden. Aber war das das erklärte Ziel der Stipendiaten? Nein. Aber sicher(er) ist man nun und mit gestärkter Brust verlässt man das Bildungszentrum – immer in dem Wissen, dass mehr geht, wenn man nur an sich glaubt und arbeitet.

Ich übrigens habe am Tag nach dem Seminar umgehend mein Tablet aus dem Hause Apple in die Hand genommen und Siri stolz berichtet: „Ich kann nun sprechen.“ Siri: „Du kommst mir auch sehr fähig vor.“



Da ist er, der Brustton der Überzeugung!



Uwe Schürmann ist ganz Ohr bei den Sprechübungen der JFS-Stipendiaten.



Lobbyarbeit unter der Lupe

Fachforum Medien in Berlin stöbert zu einem heiklen Thema

Von Friederike Ebeling

Das Fachforum Medien 2013 fand zum Thema „Überzeugungskunst – PR und Lobbyismus in Politik und Unternehmen“ im Spätsommer in Berlin statt.

„Lebendiger ist keine“, schreibt die Süddeutsche Zeitung und meint damit das Sammelsurium aus Currywurst, Bionade-Kultur und Kulturwerkstätten. Berlin ist aber noch viel mehr. Es ist die Stadt, wo der Lobbyismus blüht und die PR-Agenturen aus dem Boden sprießen – und damit der geeignete Ort für das diesjährige Fachforum Medien der Hanns-Seidel-Stiftung.

Zum Thema „Überzeugungskunst – PR und Lobbyismus in Politik und Unternehmen“ kamen Anfang September circa 35 Stipendiaten aus ganz Deutschland in die Bundeshauptstadt, um durch Filmvorführungen, Exkursionen und Workshops der Kunst der Überzeugung auf die Spur zu gehen. Die Landesvertretung des Freistaates Bayern als Tagungsort gab den Teilnehmern in Groß-Berlin sogar einen Hauch von Heimat.

Raucherfilm als Steilvorlage

Der Spielfilm „Thank you for Smoking“ eröffnete das dreitägige Forum und gab durch seine drastische Überzeichnung des Lobbyismus in der Tabakindustrie eine Steilvorlage für intensive Diskussionen über Moral und Feindbilder. Danach gab Peter Mair, Alt-Stipendiat und Pressereferent beim Verband der Automobilindustrie, einen Vergleich zur Realität: „In Wirklichkeit ist der Arbeitsalltag der Lobbyisten wesentlich pragmatischer.“

Die Teilnehmer des Fachforums Medien inszenieren eine Pressekonferenz zum Thema „Berliner Großflughafen BER“. Von links nach rechts: Daniela Hilpert als Pressesprecherin, Philipp Hirsch als Techniker, Johannes Vogl als Matthias Platzeck und Michael Wagner als Klaus Wowereit.

Das Statement von Mair bestätigten die Referenten in der Podiumsdiskussion am nächsten Tag. Es erschienen Birgit Horn von der AUDI AG – sie arbeitet im Bereich „Politik und Verbände“ –, Stephan Balzer als Geschäftsführer der PR-Agentur Red Onion, der Ressortleiter Kultur beim politischen Magazin Cicero Dr. Alexander Kissler und der Vorsitzende des Clubs der Alt-Stipendiaten in Berlin und Brandenburg Dr. Andreas Gruber als Partner bei der Strategieberatung für Public Affairs Steltemeier & Rawe. Die Moderation übernahm Fachforumssprecherin Friederike Ebeling.

Sie sprachen über die Ethik im Bereich Public Relations, den Wechsel von Staatsminister Eckart von Klaeden zum Daimler-Unternehmen als Lobbyist und über die Öffentlichkeitsarbeit der Kirche. Seitens der Teilnehmer kam vornehmlich die Kritik, dass NGO-Lobbyisten weniger Manpower und damit weniger Stimme hatten als große Wirtschaftsunternehmen und verwiesen damit auf ein Ungleichgewicht im Lobbyismus. Die Referenten appellierten daraufhin an „den mündigen Bürger“ und meinten damit auch den Politiker, der verantwortungsvoll alle Interessengruppen anhören muss. Dass der mündige Bürger aber auch leicht manipulierbar ist, zeigte die lobbykritische Stadtführung von LobbyControl (www.lobbycontrol.de) am Nachmittag.

Führung durchs Lobbyviertel

„Es ist schwierig zu urteilen, wie viele Lobbyisten es eigentlich gibt. Denn einen Lobbyregister gibt es in Deutschland bislang nicht“, warnte der Guide Malte Tepe. In zwei Stunden führte er die Teilnehmer des Fachforums durch das Berliner Regierungsviertel und

Wortweiser

Public Relations (PR) – Vertretung von Interessengruppen in der Öffentlichkeit, meist gegenüber von Journalisten.

Public Affairs – Teilbereich der Public Relations, in dem Interessengruppen gegenüber der Politik vertreten werden. Public Affairs wird oft unabhängig von PR betrachtet.

Lobbyismus – Synonym für Public Affairs

sprach vom Bäckerverband bis zum ZDF. Er zeigte den Eingang der Initiative Neue Soziale Marktwirtschaft, erzählte von dessen Unterrichtsmaterialien für Lehrer und warnte vor Manipulation an Schulen.

Am Abend durften die Teilnehmer den Lobbyismus für einen kurzen Augenblick hinter sich lassen und tauchten in das „Las Vegas in Berlin“ ein, wie The Sunday Times das Stück „Show Me“ des Friedrichstadt-Palastes titulierte. Es ist die erfolgreichste Revue, die bislang im Haus aufgeführt wurde. „Einfach grandios“, kommentierten die Stipendiaten und fühlten sich nach der Show gestärkt für den Workshop am nächsten Tag.

Berlin: Brennpunkt der Krisenkommunikation von BER bis Steinbrück

Der Kommunikationsberater Hanno Burmester übte mit den Teilnehmern die Praxis einer Pressekonferenz. Zum Thema „Berliner Großflughafen BER“ und „Steinbrück im Wahljahr“ sollte Krisenkommunikation praktiziert werden. „Die Beobachtung der Journalisten ist brutal“, so Burmester. Das heißt, in einer Pressekonferenz muss stets auf Mimik und Gestik geachtet werden. Fehler darf man eintreten. Vorbereitung ist das A und O! Negative Wörter vermeiden!

Nach einem abwechslungsreichen Vormittag und zahlreichen Ratschlägen beendete Burmester seinen Workshop mit den Worten „Und jetzt machen wir eine Schleife drum“ und gab damit den Schlusssatz für das Fachforum Medien. „Ich denke, in diesen Tagen wurde Berlin sogar noch ein wenig lebendiger“, sagt die in Berlin wohnende Fachforumssprecherin Victoria Pöllmann beim Rückblick auf das Programm.



Wenn die Zeit davonläuft: Rettungsmedizin

Stipendiaten machen sich im Fachforum Medizin fit für den Notfall

Von Kathrin Steinbeißer

Wie läuft eigentlich ein Notfall ab? Wann stößt ein Notarzt zum Rettungsteam? Wie werden lebensrettende Sofortmaßnahmen eingeleitet? Diese und andere Fragen wurden Anfang Oktober 2013 beim Fachforum Medizin beantwortet. Dabei wurden sowohl die routinierte Rettung verletzter und erkrankter Personen als auch die Bewältigung von Großschadensereignissen behandelt.

Dr. med. Michael Meyer, Oberarzt der anästhesiologischen Klinik am Universitätsklinikum Erlangen und leitender Flugarzt des ADAC, führte die (Alt-)Stipendiaten an das Thema Rettungsmedizin heran. Seinen Schwerpunkt legte er auf die Luftrettung. Der ADAC Ambulance Service, finanziert durch die Beiträge der 19 Millionen Mitglieder, bringt jährlich rund 51.000 Patienten am Boden oder in der Luft nach Deutschland zurück. Der Anteil an intensivbetreuungspflichtigen Patienten mache dabei im Bereich der Flugambulanz rund 30 Prozent aus. Ein aktuelles Problem bei den Rücktransporten liege vor allem in der Beförderung von Patienten mit verschiedensten Keimen. Der ADAC plane daher eine Studie, die sowohl das Keimspektrum des Patienten als auch des Flugpersonals bestimmen solle.

„Rettungsdienst in Bayern“ lautete das Thema von Josef Pemmerl, Luftrettungsassistent und Leiter des Rettungsdienstes der Malteser im Bezirk Regensburg. Er gewährte Einblick in Organisation und Ablauf des Rettungsdienstes in Bayern – vom Krankentransport bis hin zur Großschadenslage. Fallen bei einem Anruf in der integrierten Leit-



Fachforumssprecher und Flugrettungsassistent Patrick Kölbel erklärt den Notfallkoffer (oben). Auch Babys können zu Unfallpatienten werden (rechts unten).

stelle beispielsweise Stichwörter wie „Verdacht auf Herzinfarkt“, „stärkste Schmerzen“ oder „Lähmungserscheinungen“ wird dem Rettungsteam automatisch ein Notarzt zugeleitet. Josef Pemmerl beschrieb die verschiedenen Typen von Einsätzen und Rettungsmitteln sowie Randbereiche des Rettungsdienstes wie Höhen-, Berg-, Höhlen- und Wasserrettung. Aber auch die Notfallseelsorge oder das Kriseninterventionsteam seien heutzutage unverzichtbar.

„22 Prozent der Notfälle in Deutschland sind neurologischer Art“, so Dr. Michael Ertl, Altstipendiat, Notarzt und Arzt der Neurologie am Universitätsklinikum in Regensburg. Tipps zu Erstmaßnahmen, beispielsweise bei epileptischen Anfällen oder einem Schlaganfall, halfen vor allem den Nicht-Medizern, ihr Wissen im Bereich der Ersten Hilfe aufzufrischen. Der Sektionsleiter der Thoraxchirurgie des Klinikums Bamberg, PD Dr. med. Thomas Bohrer, referierte anhand seiner Erfahrungen in Haiti nach dem verheerenden Erdbeben von 2010 über Katastrophenmedizin. Dieses Unglück forderte geschätzte 300.000 Opfer, große Teile der Hauptstadt Port-au-Prince und der lokalen medizinischen Infrastruktur wurden zerstört. Sechs Wochen war Thomas Bohrer vor Ort, half ein mobiles Krankenhaus aufzubauen und den einheimischen Ärzten die dort aufgrund der minimalen Ausstattung möglichen Operationsmethoden zu lehren. Nach seiner Rückkehr star-



Fotos: I. Küfer

tete er mit Kollegen ein Projekt, das haitianische Ärzte nach Deutschland einlädt, um diese weiterzubilden und so die dortige medizinische Versorgung nachhaltig zu verbessern. „Die Aus- und Weiterbildung der lokalen Bevölkerung ist das A und O für Zukunftsperspektiven“, so Thomas Bohrer abschließend.

Rettungsmedizin betrifft nicht nur Mediziner. Ersthelfer sind besonders im Bereich der kardiopulmonalen Reanimation von enormer Bedeutung. Aus diesem Grund schloss das Fachforum mit Theorie und Praxis der Reanimation. Zusammen mit Dr. Michael Ertl und Reanimationstrainer Frank Wilzok erlernten die Teilnehmer den richtigen Algorithmus einer Reanimation, übten die Intubation und machten sich mit dem Inhalt eines Notfallkoffers vertraut.



Die Lage wirkt ernst. Reanimation wurde „praktisch“ geübt.



Medizin im 21. Jahrhundert: Aussichten für Ärzte und Patienten

Fachforum Medizin II klopfte Situation und Herausforderungen ab

Von Alina Bacher

Die „Medizin im 21. Jahrhundert“ stand im Mittelpunkt des Fachforums Medizin der HSS-Stipendiaten im Dezember 2012 in Kloster Banz. Nach einem medizinhistorischen Einstieg in die Thematik standen aktuelle Entwicklungen sowie zukünftige Herausforderungen des Gesundheitssystems im Mittelpunkt. Ärzte aus dem Bereich der ambulanten und der stationären Patientenversorgung sprachen über die aktuelle Situation der medizinischen Akteure innerhalb der Rahmenbedingungen des Gesundheitssystems. Wie kann sich die Medizin dem demographischen Wandel stellen?

Welche sind die aktuellen Entwicklungen in unserem Gesundheitssystem? Welchen Herausforderungen muss unser Gesundheitssystem im 21. Jahrhundert begegnen? Prof. Dr. Heiner Fangerau, Direktor des Instituts für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin an der Universität Ulm, eröffnete die Tagung mit seinem Vortrag „Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin – Instrumente für einen anderen Blick auf die Medizin im 21. Jahrhundert“. Die Medizin habe im Laufe ihrer Geschichte eine deutliche Komplexitätssteigerung erfahren. Was in der Antike mit der Humoralpathologie (Vier-Säfte-Lehre) begonnen habe, sei nun eine breitgefächerte Naturwissenschaft, die sich immer stärker in verschiedene Fachdisziplinen unterteile. Zudem werde der Patient in jüngster Zeit zunehmend als Klient betrachtet und versorgt. Auch der Begriff „Krankheit“ und diejenigen Zustände,

die von einer Gesellschaft als „krankhaft“ bezeichnet werden, wiesen im Laufe der Zeit eine deutliche Wandlung auf.

Wolfgang Zöllner, Mitglied des Bundestages und Patientenbeauftragter der Bundesregierung (2012), stellte in seinem Vortrag „Sind die Strukturen unseres Gesundheitssystems ausreichend an den Bedürfnissen der Patienten ausgerichtet?“ Entwicklungen und Maßnahmen vor, mit denen der Patient in den Mittelpunkt des Gesundheitssystems gestellt werde. Er erläuterte das Patientenrechtgesetz, die unabhängige Patientenberatung und das Versorgungsstrukturgesetz – Maßnahmen, die die „Medizin im 21. Jahrhundert“ prägen werden.

Dr. med. Thomas Weiler, Geschäftsführer des Klinikums Starnberg sowie der Gesundheit Oberbayern GmbH, beleuchtete die wirtschaftlichen Herausforderungen, die sich im Rahmen des Gesundheitssystems für die medizinischen Akteure – insbesondere für die Kliniken – aktuell ergeben und in den nächsten Jahrzehnten noch auf die Gesellschaft zukommen werden. Wie schafft es eine Klinik, trotz steigender Kosten und zunehmender Einnahmeproblematik, schwarze Zahlen zu schreiben und somit weiterhin eine hohe Qualität in der Patientenversorgung zu ermöglichen? Zur Erläuterung dieser Thematik gab Weiler den Stipendiaten zunächst eine kleine Einführung in die Budgetberechnung. Daneben präsentierte er auch interessante Zahlen: So hat sich die durchschnittliche Verweildauer von Patienten im Krankenhaus von 14,7 Tagen im Jahr 1990 auf 7,9 Tage im Jahr 2010 fast halbiert.

In einer Diskussionsrunde, an der auch das Ehepaar Dres. med. Christine und Alfred Milz, niedergelassene Allgemeinärzte aus der Region Ulm, teilnahm, wurde die Arbeitssituation der im ambulanten und stationären Bereich tätigen Ärzte diskutiert. Schwerpunkte der Diskussion waren das Arbeitsschutzgesetz, die Berufsaussichten von angehenden Ärz-



Wolfgang Zöllner stellte gesundheitspolitische Aspekte vor.

ten sowie die Unterschiede im Berufsalltag zwischen Klinik- und niedergelassenen Ärzten.

Blick über den Tellerrand

Den Abschluss der Tagung bildete ein Blick über den Tellerrand auf das Gesundheitssystem und die medizinische Versorgung in den USA. Weiler, der vor seiner Tätigkeit als Geschäftsführer sowohl in Deutschland als auch in den USA Medizin studiert hatte und im Anschluss einige Jahre als Anästhesist in den USA tätig war, stellte den Stipendiaten die Grundzüge des amerikanischen Gesundheitssystems vor und räumte in diesem Zusammenhang mit einigen Mythen auf, die sich um das amerikanische Gesundheitssystem ranken. Es sei unter anderem nicht wahr, dass mehr als die Hälfte der US-Bürger keine Krankenversicherung habe. Tatsächlich seien nur 16 Prozent der Bevölkerung in den USA ohne Versicherungsschutz.



Fachforumssprecherin Franziska Dirr leitete die Gruppenarbeit.



Klinik-Geschäftsführer Dr. med. Thomas Weiler

Die Gentechnologie – Zwischen Gut und Böse

Aufbauakademie stellt sich einer der mächtigsten Technologien der Menschheit

Von Tanja Hausner

Von der Komplexität, die das Feld der Gentechnologie mit sich bringt, überwältigt, fällt es schwer, ein allgemeines moralisches Urteil zu fällen. Was die Gentechnik so alles impliziert, wie man die verschiedenen Ebenen der Gentechnik ethisch zu bewerten hat und welche Chancen, aber auch Risiken aus dieser noch relativ neuen Technologie resultieren, wurde bei einer Aufbauakademie im Februar 2013 in Wildbad Kreuth mit rund 50 Stipendiat(inn)en der Hochschulförderung ausführlich behandelt.

Den Auftakt der Veranstaltung bildete der Vortrag von Prof. Dr. Eckhard Wolf vom Genzentrum der LMU München zum Thema „Genetische Modifikationen von Tieren für die biomedizinische Forschung“. Hierbei ging er insbesondere auf die genetische Modifikation von Schweinen ein. Das Schwein habe als Tiermodell Vorteile im Vergleich zu herkömmlichen Tiermodellen wie der Maus oder dem Kaninchen. Besonders eignen sich Schweine zur Erforschung von menschlichen Erkrankungen wie Diabetes oder zu sogenannten „Xeno-Transplantationen“ (Spender stammt aus anderer Gattung, z.B. Schwein) als Alternative zu allogenen Transplantationen (menschlicher Organ- oder Gewebespende). Ansätze sind z.B. die Transplantation von spezialisierten Zellen der Bauchspeicheldrüse zur Behandlung von Diabetes mellitus. Weitere Transplantationsorgane seien durchaus vorstellbar.

Abends folgte ein Kamingsgespräch mit Carl-Ludwig Paeschke von der ZDF-Reaktion „Zeitgeschichte“. Paeschke erläuterte an dem Beispiel der Amflora-Kartoffel, wie sich die öffentlich-rechtlichen Medien mit Themen wie der Gentechnologie auseinandersetzen und für die Bevölkerung medial aufbereiten. Veranschaulicht hat er das Ganze mit zwei zeitlich versetzten Beiträgen des ZDF.

Den ethischen Aspekten der Gentechnik widmete sich Altstipendiatin Dr. Dr. Karin Blumer von der Novartis International AG. Sie definierte zunächst den Begriff der „Gentechnologie“ und ging dabei genauer auf die Bedeutung und Komplexität dieser wissenschaftlichen Errungenschaft ein. Auch be-

handelte die Referentin die Entwicklungsgeschichte der Gentechnik und erläuterte die nötigen ethischen Grundlagen, um kritische Sachverhalte bezüglich der Gentechnologie besser verstehen und bewerten zu können. Sie brachte immer wieder ethisch fragliche Beispiele mit ein, wodurch die Stipendiaten angeregt wurden, aktiv mitzudenken, neue Fragestellungen aufzuwerfen und sich intensiver mit Wertevorstellungen auseinanderzusetzen und diese zu hinterfragen.

Über „Gentechnologie und Freisetzungsvorläufe“ referierte Dr. Martha Mertens vom Institut der Biodiversität in Regensburg. Sie behandelte vor allem das Feld der grünen Gentechnologie und erläuterte die verschiedenen Möglichkeiten und Anwendungsbereiche dieser Wissenschaft. Es wurden sozio-ökonomische und ethische Fragestellungen behandelt, Probleme des Gentransfers für die Gesundheit und die Umwelt aufgezeigt und der Unterschied zwischen der klassischen Züchtung und der gentechnischen Veränderung eingängig beleuchtet. Auch wurde deutlich, dass die grüne Gentechnik zwar viele neue Möglichkeiten und Chancen für die Zukunft schaffe, jedoch nicht in der Lage sei, Weltprobleme wie den Hunger oder gar den Klimawandel zu lösen. Des Weiteren seien Umwelteinwirkungen sowie Spätfolgen dieser neuartigen Technologie noch nicht vollständig erforscht, weshalb sich Deutschland und vor allem Bayern noch sehr skeptisch zeigen und bereits auf freiwilliger Basis gentechnikfreie Zonen einführen.

Am letzten Tag des Seminars sprach Dr. Klaus-Dieter Fascher vom bayerischen Umweltministerium zum Thema „Rechtliche Grundlagen der Gentechnik“. Er referierte ausführlich über die Regelungen in Deutschland wie der Europäischen Union und informierte über die Risikoabschätzung mit den

verschiedenen anwendbaren Sicherheitsstufen genveränderter Materien. In Bayern gibt es insgesamt etwa 800 Gentechnik-Anlagen, die aber bisher nur mit ungefährlichen Materialien arbeiten, die in den niedrigsten Sicherheitsstufen kategorisiert sind. Auch erklärte Fascher Zulassungsverfahren, Überwachungsmechanismen und Kennzeichnung gentechnisch veränderter Produkte, wobei er auf einige Vorbehalte aufmerksam machte. Wenn Tiere nämlich mit gentechnisch-verändertem Saatgut gefüttert werden und die Fleischprodukte anschließend in den Umlauf kommen, kann der Verbraucher nicht mehr nachvollziehen, ob das Saatgut, mit dem die Tiere gefüttert wurden, gentechnisch verändert war oder nicht. Abhilfe soll hierbei ein „Keine Gentechnik“-Siegel schaffen, mit dem Hersteller ihre genetisch unveränderten Produkte verifizieren lassen können. Zuletzt ging er auf die Gendiagnostik ein, die nicht unter das Gentechnik-Gesetz fällt. So wurden Grundsätze der somatischen Genterapie, der in Deutschland verbotenen Keimbahntherapie und der Präimplantationsdiagnostik besprochen. Auch die Methoden und Möglichkeiten des DNA-Fingerabdrucks, der Stammzellenforschung und des Klonens wurden diskutiert.

Das dreitägige Seminar bot einen guten Rundumblick über dieses sehr komplexe und weitreichende wissenschaftliche Feld. Die Stipendiaten wurden auf den aktuellen wissenschaftlichen und rechtlichen Stand der Gentechnologie gebracht. Es wurde deutlich, dass jede neue Technologie sowohl neue Möglichkeiten als auch neue Probleme mit sich bringt und weitere Forschungsarbeit nötig ist, um Unsicherheiten und Risiken für Mensch, Tier und Umwelt zu minimieren.



Dr. Klaus Dieter Fascher erklärte den gesetzlichen Rahmen der Gentechnik.

Der Dialog ist entscheidend

Seminar zur „Gemeinsamen Europäischen Agrarpolitik“

Von Marie Agethen

Die Seiten der Agrarpolitik aus der Sicht Beteiligter – so hätte im Nachhinein betrachtet ein guter Titel für das Seminar „Gemeinsame europäische Agrarpolitik (GAP)“ sein können. Am Ende wussten die Teilnehmer: Die Entscheidungen der EU zur Agrarpolitik betreffen jeden – ob als Landwirt, BWL- oder Jurastudent oder einfach als Konsument.

Ein Seminar in Hardehausen, hoch im Norden, so mag man es in Bayern gerne sehen. Dass es auch in NRW und Umgebung jedoch viele Stipendiaten der Hanns-Seidel-Stiftung gibt, zeigte die Zahl der von dort angereisten. Von dort, aus dem Politikbetrieb des Düsseldorfer Landtags berichtete Rainer Deppe (MdL) am Freitagabend. Er sprach vom Vorhaben des Umweltministers Rammel unter der rot-grünen Regierung die „Massentierhaltung“ abzuschaffen; ein Begriff, der sowohl konventionelle als auch größere ökologische Betriebe betrifft. Ein Bestand von nicht mehr als 60 Tieren sei gewollt, was jedoch in unserer Zeit für den Vollerwerbslandwirt ein eher geringes Einkommen bei gleichem Risiko bedeutet. Dagegen warb er für die Reglementierung des Umgangs des Landwirts mit der Natur. Schnell wurde deutlich, dass die Diskussion um Agrarpolitik – ob auf europäischer, Bundes- oder Landesebene – keineswegs ein einfaches Thema ist.

Dass Agrarpolitik uns alle angeht, verdeutlichte Professor Dr. Stephan von Cramon-Taubadel, Leiter der Abteilung für Agrarpolitik an der Georg-August-Universität Göttingen, den Stipendiaten eindringlich beim zweiten Vortrag der Veranstaltung. „40 Prozent des gesamten EU-Haushalts fließen in die Landwirtschaft.“ Der Etat, ehemals dazu angelegt, den Frieden und das Zusammenleben in Europa durch Garantierung einer ausreichenden und kostengünstigen Versorgung mit Nahrungsmitteln zu sichern, sucht heute nach einer Rechtfertigung. Nach einer Reihe von Reformen wurden seit den 70er Jahren die Preisgarantien und Zölle langsam abgebaut. Heute folgt der Preis von Milch, Getreide und Fleisch hauptsächlich den Vorgaben des Weltmarkts. Dabei werden jedoch Preise erzielt, die denen von vor 20 Jahren

gleichem, als der Anteil der Subventionen am Preis noch über 84 Prozent betrug: Das alles dank einer modernen und kommerziellen, dabei aber qualitativ hochwertigen Lebensmittelproduktion. Seit den 90er Jahren wurden die Subventionen, die ehemals zur Preisstabilisierung beitrugen, umgeschichtet. Statt national vergeben zu werden, fließen von der EU in Form der 1. und 2. Säule der Agrarpolitik Direktzahlungen an Bodenbesitzer: Bei einem Pachtlandanteil von 60 Prozent ein streitbares System, wie auch Dr. Peter Markus, Leiter der evangelischen Akademie in Villigst, fand. „Einer der größten Nutznießer der Direktzahlungen ist Queen Elizabeth, die großen Grundbesitz hält.“

Einblicke in die Praxis der Landwirtschaft sowie die gebräuchlichen Produktionssysteme erhielten die Teilnehmer am Samstagmittag während einer Exkursion nach Haus Düsse, Lehr- und Versuchsanstalt für die Landwirtschaft der Landwirtschaftskammer Nordrhein-Westfalen. Der Leiter des Hauses, Dr. Gerhard Haumann, demonstrierte den Stand der Technik und begründete die Handlungsmaßnahmen mit Aspekten des Tierwohls. Er gab vielen Teilnehmern einen Einstieg in das Feld des modernen landwirtschaftlichen Betriebs und seiner Wirtschaft.



Besichtigung einer modernen Tierhaltung in der Versuchsanstalt Haus Düsse.

Nunmehr sowohl mit dem landwirtschaftlichen Alltag als auch dem politischen Hintergrund konfrontiert, erwartete die Teilnehmer zurück in der Landvolkshochschule Hardehausen eine Diskussion zu den Auswir-

kungen der GAP, an der zum einen der Kreislandwirt des Kreises Höxter, Johannes Pott-hast, sowie Hubertus Fehring (MdL) teilnahmen, zum anderen aber auch eine Vertreterin von Misereor, Kerstin Lanje. Es sollte der Bogen zwischen praktizierbarer und erfolgreicher Landwirtschaft, Verbraucherinteressen und verantwortlichem Handeln gegenüber den Hungernden der Welt gespannt werden. Dies gelang auf eine überaus erfreuliche Weise. Unter reger Beteiligung des Publikums einigten sich die Vertreter globaler und regionaler Interessen, dass die Überproduktion qualitativ hochwertiger Produkte global keineswegs schädlich sei. Wie ein Teilnehmer formulierte: „Wenn ein Automobilhersteller seine Produkte im Ausland erfolgreich verkaufen kann, gilt das als Erfolg. Das sollte auch für den Absatz hochwertiger Lebensmittel im Ausland gelten.“ Problematisch stellten sich die Verramschung von Schlacht-„Abfällen“ in Entwicklungsländern sowie der Futtermittelimport nach Deutschland dar. So würden riesige Mengen Soja importiert und dafür unüberschaubare Monokulturen, Verwüstung und Abholzung von Regenwäldern in armen Ländern in Kauf genommen. Landwirt und Politiker einigten sich, dass das derzeitige System, welches Direktzahlungen in Abhängigkeit von Umweltmaßnahmen durch Landwirte setzt („Greening“), seinen Zweck verfehle. Beide Parteien sprachen sich für einen Abbau der Direktzahlungen und eine konkrete Reglementierung von landwirtschaftlicher Landnutzung unter Berücksichtigung der Grenzen der Wirtschaftlichkeit aus.

Am Sonntagvormittag schloss Dr. Peter Markus das Seminar. Er sprach über die Gestaltung ländlicher Räume und die sich ergebende Problematik, wenn Interessen von Verbrauchern, Stadtbewohnern und Landwirten aufeinanderstießen. „Es gibt drei Definitionen von Natur: Die Ressource, die Wildnis und die Idylle.“ So sei es wichtig für alle Parteien, den Dialog zu suchen. Umfragen und Subventionen von für „schön“ befundenen Strukturen könnten ein Weg sein.

Referenten wie Teilnehmer waren gleichermaßen angenehm überrascht von der Fruchtbarkeit des Dialogs zwischen Personen und Vertretern von Institutionen und Interessengemeinschaften, die in diesem Seminar aufeinanderstießen. Es war für alle eine sehr informative und bildende Veranstaltung.

Wenn der Mensch tickt und die Atombombe denkt Aufbauakademie „Mensch-Maschine-Komplex“ spürt künstlicher Intelligenz nach

Von Christian Sander und
Andreas Hämmerle

Faszination war den Stipendiaten im leicht verschneiten Wildbad Kreuth ins Gesicht geschrieben, als die Aufbauakademie „Mensch-Maschine-Komplex“ Anfang Dezember 2012 diverse Höhepunkte erreichte.

Die Teilnehmer erhielten im ersten Teil eine Einführung in die künstliche Intelligenz. Prof. Dr. Andreas Butz erläuterte unter dem Titel „Menschliche und künstliche Intelligenz im Zusammenspiel“ praxisorientiert die Grundannahme, dass sich Denken nicht maschinell abbilden lasse. Trotzdem hätten Maschinen eine gigantische Komplexität erreicht, die es ermögliche, dass beispielsweise im Jahre 1997 erstmals ein IBM-Computer einen Schachgroßmeister besiegte. Ein Beweis dafür, dass der Mensch eine Maschine geschaffen hatte, die ihm durch immense Rechenleistung, zumindest in einem abgegrenzten Gebiet, mindestens ebenbürtig ist.

Als Kontrast ging Butz auf die menschliche Intelligenz ein, die als Schöpferin der Maschinen anzusehen ist. Sie sei nicht in Gänze beschreibbar und deshalb auch nicht nachbildbar, denn „kein Mensch könne bauen, was er nicht verstehe.“ Auch wenn der Mensch, aufgrund seiner individuellen Intelligenz, als die Krone der Schöpfung angesehen wird, gibt es auch im Tierreich erstaunliche Beweise für kollektive Intelligenz. Beispielsweise können Bienen durch einen Tanz andere Bienen ihres Volkes auf eine attraktive Nahrungsquelle hinweisen. Wikipedia sei dagegen ein Beispiel von kollektiver Intelligenz der Menschen.

Eine Abgrenzung der Maschinen von den Menschen ist möglich, da keine Maschine

eine soziale Erfahrung, z.B. die Familie, ähnlich dem Menschen haben kann. Dadurch machte Butz klar, dass es Einsatzbereiche gibt, die nur durch die Kombination von Mensch und Maschine optimal gestaltet werden können.

Einen weiteren Input, um in der Terminologie des Seminarthemas zu bleiben, lieferte der Film „Source Code“. Er handelte von dem Einsatz eines Programms, das den Hauptdarsteller in die Lage versetzte, die Zukunft zu beeinflussen. In dieser Parallelwelt sollte ein Attentäter entlarvt und ein zukünftiger terroristischer Anschlag verhindert werden können. Nach mehrmaligem erfolglosem Versuch und ständiger Modifikationen der Situation gelang es schließlich, den Anschlag zu verhindern. Nach kurzweiliger Kinostimmung wurde im Bierstüberl über den Film intensiv diskutiert.

Wie wird die Maschine menschlich?

Am nächsten Morgen wurde immer noch viel über den Film und den Vortrag von Professor Butz diskutiert. Somit zeigte sich, dass das Thema im Alltag eher verdrängt wird, aber erhebliches Interesse wecken kann. Diesen Vorschuss an Interesse nutzte die nächste Dozentin, Dr. Karin Hutflötz: „I, robot – Roboterversionen“ war ihr Thema, das sie vor dem Hintergrund der Sichtweisen von Isaac Asimov und Stanislaw Lem in Bezug auf Menschen und „intelligente“ Maschinen darstellte.

Asimov, der auch als Begründer der drei Robotergesetze gilt, habe weitreichenden Einfluss sogar bis in unsere heutige Zeit, gehabt. Er gilt als geistiger Vater der Filme „Star Trek“ und „I, Robot“. Als Autor der Kurzgeschichte „Robbie“ (1940) prägte er den Geist der Stunde, der allerdings schon vor seiner Zeit entstand. Denn bereits René Descartes vollzog die „Geburt der Neuzeit aus dem Geiste der Mathematik“ und löste so eine ge-

wisse „Automatenbegeisterung“ aus.

Über Beispiele wie die mechanische Ente von Jacques de Vaucanson (1738), die den Gedanken verkörperte, die Natur zu simulieren, näherten die Stipendiaten sich der Frage: Wie wird die Maschine menschlich und wie wird der Mensch maschinenhaft?

Die historische Entwicklung wurde durch Beispiele wie den Film Frankenstein (Mary Shelley, 1818) und Metropolis (Fritz Lang,



Dr. Karin Hutflötz sieht die Anfänge der Begeisterung für Automaten im Mittelalter.

1927) gezeigt, außerdem wurde auf den Golem (Heinrich Galeen, 1920) eingegangen.

Mit dem vermittelten Wissen und Texten von Asimov und Lem entließ Karin Hutflötz die Stipendiaten in die Gruppenarbeit. Auf Basis der Texte wurden die beiden zentralen Fragen beantwortet:

1. Wodurch wird die Maschine menschlich und der Mensch maschinenhaft?
2. Wodurch genau unterschieden sich Mensch und Maschine?

Festzuhalten bleibt, dass der Mensch Menschen braucht. Aber Maschinen entfremden die Menschen einander. So werden die Kinder der heutigen Zeit durch den Umgang mit





Jetzt wird's tierisch: Roboterspielzeug – auf vier Beinen.

Maschinen zum einen sozialisiert, zum anderen entsteht eine Abhängigkeit.

Kein Unterschied zwischen Mensch und Maschine

Am Samstagnachmittag lieferte Prof. Dr. Thomas Schärfl mögliche Antworten auf die Frage, ob Menschen Maschinen und Maschinen Menschen sein können. Sein Vorgehen war es, den Stipendiaten drei rivalisierende Thesen darzustellen, welche jeweils versuchten, die Unterschiede zwischen Menschen und Maschinen zu beleuchten.

Seine erste These definiert sich über einen substanziellen Unterschied zwischen menschlicher und künstlicher Intelligenz. Als Grundlage verwendete er den Dualismus, welcher den Mensch in den Leib und in die immaterielle Seele trennt. Daraus ergibt sich, dass es Maschinen – in Folge des fehlenden Innenlebens – an Bewusstsein und Selbstbewusstsein fehle. Im weiteren Verlauf wurde der Unterschied anhand der Erlebnisqualität und der Erste-Person-Perspektive, wie sie nur ein Mensch erleben könne, aufgezeigt.

Die zweite These verringert die Kluft zwischen Mensch und Maschine, hin zu einem graduellen Unterschied. Diese Sichtweise zeigt, dass Intelligenz und kognitive Leistung durch Maschinen erreicht werden könne. Voraussetzung dafür sei jedoch das Vorhandensein von leistungsfähigen Rechenmaschinen. Dieser Ansatz unterstellt, dass sich Bewusstsein als eine Funktion darstellen lasse. In einem weiteren Schritt könne das Selbstbewusstsein als eine sehr präzise rückgekoppelte, aber beschreibbare Funktion implementiert werden. Der Mensch wird nach dieser Auffassung als eine Maschine mit hinreichend komplexer Rückkopplung verstanden.

Die letzte These löst den Unterschied zwischen Mensch und Maschine komplett auf. Grundsatz dieses Verständnisses ist es, dass

Mensch und Maschine auf materielle Systeme reduziert werden können, wobei ähnliche Funktionen auf unterschiedlichen Technologien abgebildet werden. Da sich die biologischen Zusammenhänge des menschlichen Gehirns in einem physikalischen System nachbilden lassen, existiert kein Unterschied zwischen Mensch und Maschine.

Kennzeichnend für den philosophischen Vortrag von Thomas Schärfl (einem Altstipendiaten der HSS) waren ein offener Dialog und eine Vielzahl an Gedankenexperimenten wie z.B. die Vermenschlichung von Maschinen etc.

Die Geschichte des Roboterspielzeugs beginnt im Straßburger Münster

Am Samstagabend zeigte sich der Mensch-Maschine-Komplex von der Seite der Unterhaltungsindustrie. Unter dem Thema „Vom Spielzeug zum Terminator: Ein Streifzug durch die Geschichte des Roboterspielzeugs“ stellte Matthias J. Lange, mit tatkräftiger Unterstützung seiner Familie, die Entwicklung von „intelligentem“ Spielzeug über die vergangenen 450 Jahre dar.

Die Entwicklung begann im Straßburger Münster. Dort wurde bereits im Jahre 1574 eine astronomische Uhr vorgestellt, die einen mechanischen Hahn beinhaltete, der seine Flügel bewegen konnte. Für die darauffolgenden Jahrhunderte wurden Beispiele der bereits erwähnten Automatenbegeisterung vorgestellt.

Im zwanzigsten Jahrhundert wurde dann die Geschichte des Science Fiction Genre analysiert. In vielen Fällen fand sie Einzug in den Bereich des Spielzeugs. In der Zeit nach dem zweiten Weltkrieg lag das Hauptaugenmerk auf der Entwicklung von Blechspielzeug. Figuren wie der „Super Space Giant“ aus dem Jahr 1960 faszinierten die Gesellschaft und spiegelten die Eroberung des Weltalls wieder. Seit den 1970 Jahren wurde die künstlichen Intelligenzen von R2D2 und Transformers-Tieren vertreten. Die Jahrtausendwende brachte den Markt für Cyber-Tiere mit sich.

Der Dozent hatte eine Vielzahl an Spielzeugen dabei. Diese erlaubten es, die Entwicklung von Roboterspielzeug der jüngsten 100 Jahre praktisch nachzuvollziehen. Dabei faszinierte die Teilnehmer der Aufbauakademie vor allem die persönliche Erfahrung, dass bereits Roboter mit minimaler Interaktion auf große Sympathie stießen.

Odyssee der Intelligenz


Am Sonntagmorgen begann Dr. Johannes Schmitt seinen Vortrag zum Thema „Golem, Roboter, Android. Der Traum von ‚künstlichen Menschen‘ im Film.“ Als Einstiegspunkt wählte er die bereits bekannten Theorien von Isaac Asimov. Im speziellen wurde die Idee des positronischen Gehirns in der Figur „Data“ in der Serie „Star Trek – The Next Generation“ analysiert. Schmitt zeigt eine Vielzahl von Parallelen in den Werken des Genres auf. So tauchen in den Filmen „Der Golem“ (1920) und „Frankensteins Braut“ (1935) Elemente auf, welche in späteren „Star Trek“-Folgen aufgegriffen wurden.

Besonders faszinierend war es, in den verschiedensten Werken die Darstellung des Menschen als Schöpfer „künstlicher Intelligenz“ zu entdecken. Ein Großteil des Vortrags beschäftigte sich darauffolgend mit „2001 – Odyssee im Weltraum“ vom Regisseur Stanley Kubrick. Auch in diesem Film konnte Schmitt die außergewöhnliche Bildsprache erläutern. So werden im Finale des Films Elemente verwendet, welche im Deckenfresko der Sixtinischen Kapelle des Malers Michelangelo zu finden sind.

Abschließend wurde am Beispiel des Films



Theologe Prof. Dr. Thomas Schärfl stellte drei rivalisierende Thesen um Leib und Seele von Mensch und Maschine auf.

„Dark Star“ von John Carpenter die mediale Umsetzung der Erkenntnistheorie nach René Descartes verdeutlicht. Um eine programmierte Atombombe davon abzuhalten, ihren Detonationsbefehl auszuführen, wird diese von einem Astronauten in einen logischen Diskurs gezwungen, welcher besagte, dass der erhaltene Befehl nicht real sei, sondern nur vorgetäuscht sei. Die Bombe kommt im Zuge logischer Analyse zum Schluss, dass das einzig Reale, dessen Existenz sie nicht anzweifeln kann, sie selbst ist. Sie wiederruft ihre Detonationsprogrammierung. Dies entspricht der Erkenntnis: „Cogito ergo sum“ („Ich denke, also bin ich.“), wie sie von Descartes definiert wurde. 

Elektromobilität zwischen Hype und Realität

Fachtagung Ingenieurwissenschaften auf der Fahrt in die Zukunft

Von Dr. Helmut Scherer

Eine Million Elektroautos, so das Ziel der Bundesregierung 2012, sollen bis 2020 auf unseren Straßen rollen. Für eine Autoliebhabernation wie Deutschland scheint diese Zahl im ersten Moment eher gering zu sein. Betrachtet man jedoch die Herausforderungen, die das Thema Elektromobilität zu meistern hat, wird schnell klar: eine Million ist ein hehres Ziel, das nur durch gemeinsame Anstrengung von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft erreicht werden kann.

„Elektromobilität“ war das Thema der von Dr. Helmut Scherer und Johannes Hölzl organisierten Fachtagung Ingenieurwissenschaften für CdAS-Mitglieder und HSS-Stipendiaten im Mai 2013 im Kloster Banz. Vertreter aus Wirtschaft, Bildung und Politik gaben in ihren Vorträgen drei Tage lang einen Einblick in die Thematik. Mit einem Überblick über die Modellregionen in Deutschland und die Struktur der nationalen Organisationen für Elektromobilität begann die Veranstaltung. Am zweiten Tag durften die Teilnehmer selbst die Elektroautos im Alltag ausprobieren und Testfahrten mit einem Opel Ampera und einem Tesla Roadster machen. Themenschwerpunkte des Nachmittags waren die Sicherheit der Batterien sowie die Herausforderungen und Entwicklungen auf dem Gebiet der Speichertechnologien. Den Abschluss der Tagung bildete die Modellregion Bad Neustadt und die dort gesammelten Erfahrungen für zukünftige Projekte.

Impulse für die Mobilität

Christina Tenkhoff, Leiterin des Fachbereichs Elektromobilität bei der Nationalen Organisation Wasserstoff- und Brennstoffzellentechnologie, kurz NOW, eröffnete mit ihrem Vortrag „Modellregionen Elektromobilität – Ergebnisse und Erfahrungen“ die Tagung. Ziel der Organisation ist es, mithilfe von Geldern der Bundesregierung Impulse in der Mobilität und der Strom- und Wärmezeugung zu setzen. Damit sollen die von der Bundesregierung gesteckten Ziele erreicht werden. Dies ist neben der Reduktion des CO₂-Ausstoßes von 80 bis 95 Prozent bis 2050 auch eine Erhöhung der Anzahl der

Elektroautos auf deutschen Straßen auf eine Millionen bis 2020 und fünf Millionen bis 2030. Sehr schnell wurde jedoch klar, dass noch viel mehr in Gang kommen muss, um dieses Ergebnis erreichen zu können.

An Problemen muss noch viel gearbeitet werden

Altstipendiat Michael Garkisch präsentierte unter dem Titel „E-Mobilität aus Sicht der Autohersteller – Theorie und Praxis am Beispiel der Adam Opel AG“, wie sich die Industrie der Herausforderung stellt. Mit dem „E-Pionier Opel Ampera“ will die Firma seit 2012 mit der starken Konkurrenz aus Asien, Frankreich und den USA mithalten. An Problemen wie Reichweite und langen Ladezeiten muss noch viel gearbeitet werden – aber Elektroautos bringen auch viele Vorzüge, wie die Teilnehmer der Tagung bei den Testfahrten feststellen konnten. Motorengeräusche treten nicht auf und die Autos beschleunigen sehr gut dank hohem Drehmoment.

Speichersysteme: Die Konkurrenzfähigkeit mit Verbrennungsmotoren ist mit jetzigem Stand der Dinge noch in weiter Ferne.

Crashtests für Autos und Batterien

Den Tag beendete Daniel Quinger, Geschäftsführer der TÜV Süd Battery Testing GmbH, mit seinem Vortrag „Sicherheit der Elektrofahrzeuge / Batteriesicherheit“. Neben Crashtests an Autos und Batterien müssen auch Notabschaltungssysteme sowie chemische und elektrische Sicherheit geprüft werden. In der anschließenden Diskussion wurden vor allem die Großzellensysteme, die fast ausschließlich von deutschen Autobauern genutzt werden, kritisch gesehen, da sie häufig Sicherheitsmängel aufweisen. Dieser Sonderweg der deutschen Hersteller könnte aus Sicht des Referenten zu einem Wettbewerbsnachteil werden.

Den Abschluss der Tagung bildete ein Einblick in die Modellregion Bad Neustadt von Sebastian Martin. Bad Neustadt erhält als



Stefan Pickel und Helmut Scherer (v.l.) mit dem dicken Ladekabel für den Tesla.

Der Leiter des Instituts für Automobiltechnik Dresden, Prof. Dr.-Ing. Bernard Bäker, erklärte in „Energiespeicher für Elektromobilität“ unter anderem die Technik und Physik der verschiedenen Batteriebauarten und gab Einblicke in die Entwicklung zukünftiger Systeme sowie die damit verbundenen Herausforderungen. Größtes Problem der Elektromobilität sind noch immer die Kosten für die

eine von drei bayerischen Modellregionen von der Landesregierung Gelder, um Projekte zu subventionieren. So werden etwa Ladesysteme oder Car-Sharing im alltäglichen Leben geprüft. Weiter werden Fort- und Weiterbildungsmöglichkeiten für Schüler und Facharbeiter angeboten, um sie auf die kommenden Herausforderungen am Arbeitsplatz vorzubereiten.

Die Kraft, die Geschichte bewegt

Promotionsfachtagung III/2012 „Ideengeschichte: Mensch und Umwelt“

Von Alina und Lennart Hügel

„Ideengeschichte: Mensch und Umwelt“, unter diesem Thema stand die von Dr. Rudolf Pfeifenrath organisierte und geleitete Promotionsfachtagung im November 2012. Was aber erwartete die 45 Teilnehmer, Promotionsstipendiaten der Hanns-Seidel-Stiftung? Sollten sie in die hohe Kunst der Mülltrennung eingewiesen werden? Über Sinn und Unsinn des Umweltengels, des Dosenpfands oder gar über Claudia Roth debattieren?

„Ideengeschichte“, so lehrt der Brockhaus, sei eine „Betrachtungsweise, die davon ausgeht, dass die Geschichte primär von idealen Kräften bewegt wird oder abhängt, die hinter den geschichtlichen Ereignissen wirken, z. B. die Idee der Erlösung, der Freiheit, der Gerechtigkeit usw.“. Und tatsächlich: Die vielfältigen Einflüsse des Menschen auf seine und aus seiner Umwelt standen auf der Tagesordnung, nicht allein der Umweltschutz. Die Mannigfaltigkeit solcher Einflüsse und die Komplexität der Beziehungen wird bereits mit Blick auf die behandelten Vortrags- und Diskussionsthemen deutlich: Die Bandbreite reichte von der Extremismusforschung über europäische Rechtsprechung, von der Mediokratie über den Menschen als religiöses Wesen bis hin zum Klimawandel und die dadurch induzierten sicherheitspolitischen Herausforderungen. „Und was hat das jetzt mit Umwelt- oder Umgebungseinflüssen zu tun?“, mag sich der Leser fragen. Hierauf soll in unserer nun folgenden Reise durch das dreitägige Seminar eingegangen werden.

Misserfolge der Extremisten herausstellen

Prof. Dr. Eckhard Jesse hielt den ersten Vortrag zum Thema „Extremismustendenzen in Deutschland“. Unter Extremismus sei, negativ formuliert, die Antithese zum demokratischen Verfassungsstaat und seinen immanenten Werten der Volkssouveränität, des Minderheitenschutzes und der Rechtsstaatlichkeit zu verstehen. Positiv formuliert sei der Extremismus durch dogmatisiertes Denken, eine übersimplifizierte Einteilung der Welt in Freunde und Feinde, die fehlende Überprüfung der Verhältnismäßigkeit zwischen zu erreichenden Zielen und eingesetz-

ten Mitteln sowie einem ausgeprägten Sinn für Verschwörungstheorien gekennzeichnet. Professor Jesse unterschied zwischen drei wesentlichen Extremismusströmungen in Bezug auf Deutschland, dem Linksextremismus (übersteigerte Betonung der Ungleichgewichte und Ungerechtigkeiten in der Bevölkerung) und Rechtsextremismus (antiegaltäre, rassistische und nationalistische Weltanschauung) sowie dem Fundamentalismus im Sinne des Anstrebens einer Theokratie, eines Gottesstaates. Diese Extremismusströmungen können sich in bis zu vier Erscheinungsformen manifestieren, abhängig von der Befürwortung von Gewaltanwendung (A) und/oder einer festen Organisationsstruktur (B), und zwar im Terrorismus (A & B), in extremistischen Parteien (B), Autonomen respektive rechten Kameradschaften (A) und Intellektuellen (weder A noch B). Zu allen angesprochenen Phänomenen und Strömungen gab Jesse seinem Auditorium zahlreiche einleuchtende und historisch fundierte Beispiele. Jesse blieb aber nicht bei Deskriptivem oder Interpretativem stehen, sondern leitete auch Forderungen für die gegenwärtige Politik ab. Beispielsweise entlarvte Jesse methodische Fehler wie die Verwendung von Suggestivfragen in der aktuellen Studie der Friedrich-Ebert-Stiftung „Die Mitte im Umbruch“, welche neun Prozent der Deutschen ein „geschlossenes rechtsextremes Weltbild“ unterstellt. Die Politik dürfe nicht ständig bestimmte Extremismusformen übersteigert darstellen: „Man sollte nicht ständig vermeintliche Erfolge der Extremisten konstruieren [wie z.B. durch die FES-Studie], sondern stärker die zahlreichen Misserfolge der Extremisten herausstellen.“ Begünstigt würden extremistische Strömungen auch durch die kritisch zu sehende Konsenskultur in Deutschland, welche die (Volks-)Parteien immer näher zusammenrücken lasse, sodass der Bürger immer weniger das Gewicht seiner Stimme, trotz Regierungswechseln, sehe. Hierin sieht Jesse auch eine der wesentlichen Ursachen für den Bedeutungsverlust der Volksparteien SPD und CDU/CSU.

Rechtlichen Konsens finden

Im zweiten Vortrag, „Der europäische Konsensfindungsprozess in der Rechtsprechung“, vermittelte Prof. Dr. Rudolf Streinz das Spannungsfeld zwischen nationaler Rechtsordnung und supranationalem Recht nicht nur

hintergründig und tiefgehend, sondern für Juristen wie Nichtjuristen instruktiv und – auch durch den humorvollen, beispielsweise Beitragsstil – anschaulich. Streinzens Beitrag verdeutlichte nicht nur die Bedeutung von Recht und Rechtsprechung für die Entfaltungsmöglichkeiten des Menschen in seiner Umwelt, sondern führte auch die vielschichtigen Interdependenzen höchster nationaler und supranationaler Gerichte und Rechtstraditionen aus. Unterschiedliche Rechtstraditionen, wie beispielsweise die starke Kontrolle der deutschen Politik durch das Bundesverfassungsgericht (BVerfG) im Gegensatz des Primats der französischen Politik gegenüber dem „Conseil Constitutionnel“ seien



Über Recht und Richter referierte Prof. Dr. Rudolf Streinz.

ebenso wie unterschiedliche, von verschiedenen Rechtssystemen geprägte Richterpersönlichkeiten in einem supranationalen Gericht wie dem Europäischen Gerichtshof (EuGH) oder einem internationalen Gericht wie dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen – dies erkläre auch Unterschiede in Urteilsstil und Urteilsbegründungen im Vergleich zu nationaler Rechtsprechung. Unterschiedliche Urteilsstile fänden sich beispielsweise in Frankreich, wo gelte: „Der Richter hat zu entscheiden, nicht zu rasonieren!“ und in Deutschland, wo Streinz angesichts der sehr ausführlichen Urteilsbe-

gründungen des BVerfG Finanzminister Dr. Schäuble mit den Worten zitierte: „Lehrbücher erwachsen nicht in Rechtskraft!“. Auch unterschiedliche Verfahrenssprachen begründeten Hindernisse, die in Rechtsanwendung und Rechtsprechung überwunden werden müssten. Das Spannungsfeld zwischen nationalen und supranationalen Gerichten lasse sich nur durch gegenseitige Rücksichtnahme auflösen: Dabei seien einerseits Kontrollvorbehalte nationaler Gerichte (wie beispielsweise das in der durch die „Solange“-Rechtsprechung des BVerfG konkretisierte Kooperationsverhältnis zwischen BVerfG und EuGH) ebenso wichtig wie zurückhaltend auszuüben, andererseits müsse der EuGH die – teilweise ausufernde – Rechtsetzung der EU, welcher häufig belastbare eigene Rechtsetzungskompetenzen fehlten, stärker kontrollieren. Teilweise seien in der Tagespresse kolportierte Störungen im national/supranationalen Konsensfindungsprozess auch schlicht dem Unvermögen und der Hast mancher Journalisten geschuldet – Professor Streinz empfahl den Stipendiaten, im Zweifel besser selbst einen Blick in die Urteile zu werfen.

Medien, Demokratie und Kompetenz

Prof. Dr. Gabriele Goderbauer-Marchner zeigte in ihrem Referat „Leben in der Medialität“ schließlich Einflüsse der Medien auf Gesellschaft und Politik auf. Goderbauer-Marchner riss eine Vielzahl medienpolitischer und medienbezogener Themen an und enthielt sich nicht manch kritischer und zuspitzender Kommentare. Öffentliche Akteure wie Politiker seien immer stärker von der Wahrnehmung durch die Medien und der medialen Darstellung ihrer Person abhängig. Die Printmedien ihrerseits befänden sich – durch das Aufkommen von Onlinemedien, durch öffentlich-rechtliche Konkurrenz und eigene Versäumnisse – in einer schweren Krise, der durch Neustrukturierung insbesondere regionaler Tageszeitungen begegnet werden müsse. Desweiteren forderte die Referentin eine Stärkung der Medienkompetenz von Kindern. Goderbauer-Marchner regte durch ihre diskussionsfreudige und mit eigenen Meinungen nicht zurückhaltende Art sowie einer Vielzahl von Thesen einen lebendigen Austausch mit dem Plenum an.

Religion als menschliche Grundkonstante?

Von hoher wissenschaftlicher Komplexität und Durchdringung gekennzeichnet war Prof.

Dr. Thomas Schärtls Vortrag „Der Mensch – Von Natur aus religiös?“. Schärtl suchte aus religionsphilosophischer Sicht zu eruieren, ob jeder Mensch von Grund auf religiös sei, es sich hierbei also um eine menschliche Grundkonstante oder lediglich eine kulturelle Errungenschaft handele. Die Schwierigkeiten in der Beantwortung dieser Frage begannen schon mit der richtigen Definition des Begriffes Religion. Unter Zuhilfenahme verschiedener Definitionen von Religion aus der Literatur ließ Schärtl zunächst die Stipendiaten darüber debattieren, ob bestimmte Sätze eine religiöse Komponente, wenigstens im Sinne des Zeremoniellen, aufwiesen. Beispiele waren u.a. „Ich richte morgen eine House-Warming-Party in München aus“ (Ja) oder „Von der Leyen schlägt Grundrente für alle vor“ (Nein). Er verdeutlichte dann, warum es grundsätzlich schwierig sei, wissenschaftliche Aussagen über eine Religion zu treffen, weil schließlich die Religion tiefe Wahrheit nicht hypothetischer Art voraussetze, Wesen der Wissenschaft aber gerade der institutionalisierte Zweifel sei. Ein Glaube lasse sich nicht hypothetisch leben, Hypothesen müsse aber die Religionswissenschaft untersuchen. Ob ihm dieser Spagat gelinge, ließ Professor Schärtl mit entwaffnender Ehrlichkeit offen: „Es gibt Leute die sagen, was ich hier mache ist ein Dokument des Scheiterns. Aber ich glaube, ich hänge noch mit mindestens einem Finger am Abgrund der

die Dignität der Religion verdeutlichen“. Wiederum erfreute sich das Plenum an einer kontroversen, konstruktiven Diskussion mit dem schlagfertigen Vortragenden.

Herausforderung Klimawandel

Das Seminar schloss mit dem Vortrag Prof. Dr. Jürgen P. Kropps zum Thema „Klimawandel als Ursache sicherheitspolitischer Herausforderungen“, in welchem Einflüsse des Menschen auf das Klima ebenso verdeutlicht wurden wie Auswirkungen des Klimas auf den Menschen und seine Umwelt. Kropp zeigte unter Zuhilfenahme naturwissenschaftlicher Messungen, Rechnungen und Modellen auch für den Laien nachvollziehbar auf, welchen Einfluss menschliches Handeln auf die Entwicklung des Weltklimas zu nehmen scheint und welche Konsequenzen auch sicherheitspolitischer Art drohten, wenn die Emission klimaschädlicher Gase durch den Menschen nicht begrenzt und regional sogar umgekehrt würde. So zeigten Studien bereits einen Zusammenhang zwischen lokalen/globalen Konflikten und klimatischen Veränderungen auf, die sich in Zukunft – insbesondere vor dem Hintergrund der Ressourcenknappheit – zu verschärfen drohten. Kropp banalisierte dabei nicht, sondern machte seine Sicht, dass insbesondere für die westliche Welt Handeln das Gebot der Stunde sei, sehr deutlich; gleichwohl erlag er nicht der Versuchung, seinen Worten durch Horrorsze-



Prof. Dr. Jürgen Kropp schlug den Bogen vom Mensch übers Klima zu Konflikten, um ideelle Kräfte zu wecken.

Schlucht!“. Nach der kritischen Würdigung moderner Religionskritiker, u.a. aus den Neurowissenschaften, stellte Schärtl einen grundlegend menschlichen Religionsbegriff aus „sieben Bausteinen“ vor, um dergestalt die grundsätzliche Ausrichtung des Menschen auf Religion zu veranschaulichen. Wiederum nicht ohne eine entwaffnend ehrliche Vorbemerkung: „Ich will hiermit nicht die Richtigkeit [meiner These] belegen, sondern

narien Bedeutung zu verleihen, sondern antwortete auf zahlreiche Fragen aus dem Plenum besonnen und objektiv. Insofern ließ sich der Eindruck gewinnen, er wolle in den Teilnehmern – ganz im Sinne des Seminartitels „Ideengeschichte“ – ideelle Kräfte wecken, die einmal geeignet sein könnten, die Geschichte zu beeinflussen.



Europa erleben mit EuroNet (I)

Stipendiaten beschäftigen sich im Simulationsspiel mit der Funktionsweise Europas

Von Manuel Zeiler und
Kathrin Engelmeyer

Die Grundidee der Europäischen Union war es, nach dem zweiten Weltkrieg Frieden zwischen Deutschland und Frankreich zu schließen. Dies hatte lange Zeit nach jahrhundertelanger Feindschaft zwischen beiden Staaten niemand für möglich gehalten. So schlug der damalige Außenminister von Frankreich, Robert Schuman, eine Einrichtung einer europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl vor, um Frieden zwischen den Siegern und Besiegten von Europa zu sichern. Die Idee wurde Wirklichkeit, als sich die sechs Gründerländer Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg und die Niederlande zur Montan-Union zusammenschlossen, aus der später die Europäische Gemeinschaft hervorging.

Die Europäische Union hat ab Juli 2013 28 Mitgliedstaaten. Über 500 Millionen Menschen der verschiedensten Nationalitäten, Sprachen, ethnischen Zugehörigkeiten und Kulturen leben im Raum von Mittelmeer bis zum Polarkreis und von den Atlantikküsten bis in die osteuropäischen Tiefebene.

Warum sollte sich vor allem die jüngere Generation mit Europa auseinandersetzen?

Bereits in den Anfängen der Europäischen Union wies der damalige französische Außenminister Robert Schuman in der Schuman-Erklärung auf die Notwendigkeit einer Vereinigung der Staaten hin: „Der Weltfriede kann nur durch schöpferische, den drohenden Gefahren angemessene Anstrengungen gesichert werden (...)“. Darüber hinaus stellte er klar, dass Europa „sich nicht mit einem Schlage herstellen“ ließe und dies ein langandauernder und mühsamer Prozess sei. Gerade deshalb sind nun auch die nachfolgenden Generationen verpflichtet, sich mit dieser Thematik auseinanderzusetzen um die Politik vor allem auch auf europäischer Ebene voranzutreiben. So entscheidet die jüngere Generation maßgebend, wie Europa in der Zukunft aussehen wird. Die Stipendiaten sollten deshalb nicht nur deutschlandweit politisch bewandert sein, sondern auch über

den Tellerrand hinausschauen und auch die Rolle Deutschlands innerhalb der Europäischen Union klar erkennen.

Warum besitzt die EU besonders für Deutschland einen so hohen Stellenwert?

Ein wirtschaftliches Wachstum in Deutschland kann nur mit Europa verzeichnet werden. Die EU bietet eine Vielzahl von freien und offenen Märkten für die deutschen Produkte. Davon abgesehen sprechen auch viele wichtige politische Gründe dafür, die EU zu unterstützen. Deutschland spricht im Namen eines vereinten Europas. Zuletzt sorgt ein Zusammenschluss der Länder für langfristigen Frieden. Krieg gegen Europa bedeutet auch Krieg gegen die einzelnen Mitgliedsstaaten selbst. Die einzelnen Länder, Deutschland eingeschlossen, teilen mit ihren Nachbarn viele wichtige wirtschaftliche Interessen.



Soll auch die Türkei in die EU aufgenommen werden?

Im Oktober 2005 wurden die Beitrittsverhandlungen der Türkei mit der EU aufgenommen, nachdem dem Land bereits sechs Jahre zuvor der Status eines offiziellen Beitrittskandidaten der Europäischen Union zuerkannt wurde.

Mithilfe des Simulationsspiels EuroNet hatten die Teilnehmer nun die Möglichkeit, im Rahmen eines dreitägigen Seminars in

Wildbad Kreuth in die Rollen der Beteiligten am Entscheidungsprozess eines EU-Beitritts der Türkei zu schlüpfen und sich mit den Funktionen und Meinungen der einzelnen Akteure auseinanderzusetzen. Die insgesamt 25 Stipendiaten wurden dazu auf folgende Rollen aufgeteilt: das Europäische Parlament mit Vertretern der „EVP“ (Europäische Volkspartei), der „SPE“ (Sozialdemokratische Partei Europas) und den „Grünen“, den Rat der EU mit Vertretern aus Deutschland, Frankreich, Großbritannien, Österreich, Polen und Griechenland sowie die Europäische Kommission und den Hohen Beauftragten für Außen- und Sicherheitspolitik (HBAS). Eine tragende Rolle im Rahmen der Beitrittsverhandlungen spielten natürlich auch die Delegierten der Türkei sowie Vertreter von Amnesty International und die Pressesprecher, die alle Beteiligten in Echtzeit über politische und wirtschaftliche Neuigkeiten aus dem Europaraum auf dem Laufenden hielten. Zu Beginn erarbeiteten die einzelnen Teams ihre Stellung innerhalb Europas und stellten diese daraufhin im Plenum vor.

Im weiteren Verlauf bezogen die einzelnen Interessensvertreter klar Stellung zu einem möglichen Beitritt der Türkei und versuchten mithilfe von schlagkräftigen Argumenten, die restlichen Gremien von ihrem Standpunkt zu überzeugen. Somit war genug Zündstoff gegeben für die darauffolgende Talkrunde und die anschließende Presseschau, bei denen die wichtigsten Vertreter kontrovers miteinander diskutierten und noch einmal die Möglichkeit hatten, ihre Meinung gegenüber Journalisten zum Ausdruck zu bringen. Dabei hatten es die türkischen Vertreter gar nicht einfach, den Rest der Entscheidungsfinder

von den Vorteilen eines Beitritts zur EU zu begeistern. Die Hauptargumente, dass sich die EU zusammen mit der Türkei als Schlüsselposition im Nahen Osten gegenüber den arabischen Ländern stärken könne und die Türkei bereits weitgehende Reformen zur Bekämpfung des Terrorismus und zur Verbesserung der Kriminalitätsrate eingeleitet habe, stießen bei Deutschland, Frankreich, Österreich, der EVP und vor allem Amnesty International auf keine offenen Ohren und wurden durch deren kritischen Argumente zugrunde geredet. Die Skepsis wurde begründet durch

die Bedrohung des Arbeitsmarktes in wirtschaftlich starken EU-Ländern durch türkische Zuwanderer aus dem Billiglohnsektor sowie den weiterhin ungeklärten Zypernkrieg und die damit verbundene Inakzeptanz der auf dem Südteil der Insel lebenden Griechen. Auch die andauernden Menschenrechtsverletzungen und der starke Einfluss der islamischen Kultur auf den christlich geprägten Großteil der EU-Mitgliedsländer wurden angemahnt. „Wenn wir nicht heute helfen, die Probleme vor Ort zu lösen, werden sie uns eines Tages im eigenen Land einholen.“ Genau wie die deutschen und französischen Außenminister während der Simulation äußerte schon Angela Merkel im Jahr 2006 ihre Bedenken zu einer übereilten Zustimmung zum Beitritt. Der Denkanstoß seitens Großbritanniens, mit einem Beitritt die kulturelle Vielfalt in Europa zu erweitern und die Außengrenze der EU mit Einfluss auf die arabischen Nachbarländer zu vergrößern, heizte die Diskussion noch einmal an.



Präsentation der Standpunkte einzelner Länder.

Abschließende Entscheidung nach vielen hitzigen Diskussionen

Am Sonntag gegen Ende der Veranstaltung kam es dann zur Entscheidung. Die Europäische Kommission lehnte einen Beitritt ab, da die Kopenhagener Kriterien nicht erfüllt seien. Auch das Europäische Parlament sprach sich gegen einen Zutritt der Türkei zur

EU aus, mit der Argumentation, die geforderten Auflagen seien nicht zufriedenstellend erfüllt worden. Die Vertreter des Europäischen Rates konnten sich schließlich nicht einstimmig einigen, womit so die Entscheidung feststand, die Türkei nicht in die EU mit aufzunehmen. Auch der Vorschlag, eine privilegierte Partnerschaft mit der Türkei abzuschließen, wurde nicht umgesetzt, da sich Polen ausdrücklich dagegen aussprach. Die während der Simulation erzielten Ergebnisse wurden bestätigt durch eine Umfrage des Pressteams, das am Sonntagmorgen eine kurze private Meinungsumfrage zum Bei-

tritt der Türkei in die EU im Bildungszentrum durchgeführt hatte. Von insgesamt 60 Teilnehmern stimmten 88 Prozent gegen einen Beitritt und sechs dafür, zwei Prozent der Stimmen waren unglücklich.

Eine gelungenes Seminar, aus dem jeder etwas mitnehmen konnte

Jeder Teilnehmer hatte während des Rollenspiels seine individuelle Aufgabe und musste sich intensiv mit seiner Position auseinandersetzen. So waren ausgiebige Recherchearbeiten und Aufbereitungen der Vorträge und Präsentationen zu erledigen. Die Stipendiaten sammelten ein breites Fachwissen an, um den eigenen Standpunkt gut vertreten zu können. Das spiegelte sich auch bei den jeweiligen Diskussionen wider. Hierdurch entstanden viele lebhaft und interessante Gespräche, die auch nach Seminarschluss im Bierstüberl weiter geführt wurden.

Das Feedback aus der Veranstaltung war durchwegs positiv. Viele begrüßten die Idee, sich im Laufe der Simulation aktiv zu beteiligen und dadurch die Zusammenhänge und den Aufbau der EU „spielerisch“ zu erlernen. Die Europapolitik wurde in nur einem Wochenende vielen ein gutes Stück näher gebracht. Zu danken ist auch den Seminarleitern Peter Fuß und Johannes Rudolf, die die Stipendiaten während des Wochenendes stets mit Engagement und Humor durch die Simulation führten und mit Rat und Tat zur Seite standen.



Im Sommer 2013 fand das erste Rollenspiel „EuroNet“ in Wildbad Kreuth statt, über das das seinerzeitige Pressteam Kathrin Engelmeyer und Manuel Zeiler berichteten.

So blau war der Himmel beim ersten „EuroNet“-Seminar 2013 im Juni nicht. Das Bild entstand bei der zweiten Auflage (siehe nächste Seite), zwei Wochen nach dem ersten Schnee in Kreuth ...



Wie funktioniert Europa wirklich?

Europäische Politik wird bei der Simulation EuroNet (II) greifbar gemacht

Von Benedikt Vogler und Felix Braun

Wie aus dem nebenstehenden Zitat von Franz Josef Strauß hervorgeht, konstituiert die Europapolitik einen wesentlichen Schwerpunkt des politischen Handelns innerhalb Deutschlands, insbesondere bei sicherheitspolitischen Fragen.

Im Rahmen des Planspiels „EuroNet“ wurden europäische Themenkomplexe, vor allem Außen- und Sicherheitspolitik, bearbeitet. So war es zu Beginn des Seminars für die Stipendiaten für das Verständnis von den Kompetenz-, Machtgefügen und Zuständigkeitsverteilungen von großer Wichtigkeit, sich zunächst mit den verschiedenen Institutionen und Interessensgruppen innerhalb der europäischen Sicherheitspolitik auseinanderzusetzen. So gibt es zahlreiche Akteure mit den unterschiedlichsten Befugnissen innerhalb der gemeinsamen Außen- und Sicherheitspolitik der EU. Beispielsweise erarbeitet der Rat der EU Beschlüsse insbesondere in der Außenpolitik. Der „Hohe Vertreter“ der EU für Außen- und Sicherheitspolitik hingegen hat die Aufgabe, die Ergebnisse der verschiedenen Gremien zu bündeln und die EU nach außen hin zu vertreten. Das europäische Parlament hingegen hat am wenigsten Durchsetzungsmöglichkeiten, was sich dann auch im Seminar widerspiegelte.

Wie funktioniert nun Europa wirklich? Werden extreme Parteien stärker in Europa? Wird es in der Zukunft eine wirksame Außenpolitik der EU geben? Wie kann sich die EU ohne eigene Armee verteidigen? Hanns-Seidel-Stipendiaten sind in der Regel gut über das politische Geschehen in Brüssel und Straßburg informiert – doch selbst nicht nur Beobachter, sondern Handelnde zu sein, das war für fast alle Teilnehmer neu. Genau dies machte den Reiz der Simulation „EuroNet“ aus. Doch was genau zu erwarten war, konnten sich wohl die wenigsten ausmalen. Verantwortlich für die Organisation war Dr. Rudolf Pfeiferath, für die Durchführung der Simulation Ingo Strehl und Peter Fuss. Die drei Herren hielten sich aber stets im Hintergrund, sodass die Stipendiaten ihre Positionen und Präsentationen selbstständig erarbeiten mussten.

So ging es zu Beginn um die grundlegende Erläuterung der Funktionsweise des Spiels

durch die beiden Seminarleiter. Fokus der Simulation waren der mögliche EU-Beitritt der Türkei und ein mögliches Engagement der EU im Syrien-Konflikt. Im Prinzip geht es um Verhandlungen innerhalb der EU mit all ihren Akteuren, welche von den Teilnehmenden „gespielt“ werden (Rat der EU; Europäisches Parlament mit den drei Hauptparteien „Europäische Volkspartei“, „Sozialdemokratische Partei Europas“ und „Die Grünen“; Hoher Vertreter für Außen- und Sicherheitspolitik; Europäische Kommission; Beitrittskandidat Türkei; Amnesty International; Presse). Und gleich nachdem die Posten ausgelost waren, begann auch schon die Arbeit – bis in die späten Abendstunden.

Der Samstag startete mit dem launigen „Morning Flash“ des Presse- (und Autoren-) Teams. Daraufhin wurden die Vorbereitungen vom Vorabend genutzt und die eigenen Positionen vorgestellt. Die Präsentationen wurden eingeleitet vom Rat. Dabei vertraten die Länder aber (ganz realitätsnah) hauptsächlich ihre Eigeninteressen. Die meisten Akteure verlangten zwar oftmals eine Stärkung der EU, jedoch über das Wie gab es kaum Einigkeit. Zwischen den „diplomatischen“ Zeilen spiegelten sich dann auch oft Konflikte wider: z.B. Machtverteilung zwischen EU-Kommission und EU-Parlament, Führungsanspruch innerhalb der EU-Staaten oder auch die Flüchtlings- und Asylpolitik.

Durch eine aufmerksame und kritische Pressearbeit erfuhren alle Teilnehmer, welche Konsequenzen eine unvorsichtige Aussage haben kann. Der Beitrittskandidat zeigte sich von seiner besten Seite und vermochte es, viele Vorzüge zu präsentieren, was bei den meisten Akteuren zu großen Diskussionen führte. Insgesamt hat sich gezeigt, dass in der EU Entscheidungen nicht ohne die Berücksichtigung der Interessen vieler verschiedener Beteiligter getroffen werden können – im „daily business“ von Brüssel eine der größten Herausforderungen.

Frisch gestärkt begann nach dem Mittagessen die Sitzung des Hohen Vertreters der EU für Außen- und Sicherheitspolitik und des Politischen Sicherheitskomitees zu beiden Fragestellungen. Dort zeigte sich hinsichtlich eines Beitritts der Türkei in die EU eine starke Spaltung. Insbesondere sorgten geopolitische und kulturelle Erwägungen hier für Uneinigkeit. Beim Syrien-Konflikt war von allen Seiten eine Lösung erwünscht, allerdings

käme ein Militärschlag nur nach einer UN-Resolution, welche zu diesem Zeitpunkt unrealistisch erschien, in Frage. Sanktionen wurden einstimmig forciert, humanitäre Hilfe wurde von allen Staaten versprochen, bei möglichen Waffenlieferungen für die Rebellen herrschte jedoch Uneinigkeit. Anschließend folgten die Verhandlungen in der alle involvierten Stipendiaten „ihre“ Position dar-

Wie (...) klar geworden sein dürfte, räume ich der Europapolitik Vorrang ein, weil ihr Erfolg oder Misserfolg letztlich unser Schicksal (...) entscheidet.

Franz Josef Strauß, 1968

legen und versuchen konnten, die anderen zu überzeugen.

Einen Höhepunkt des Wochenendseminars stellte zweifelsohne die „Talkshow“ dar. Für alle Beteiligten war dies eine völlig neue und lehrreiche Erfahrung. Auch bei diesem Format war diplomatisches Geschick von hoher Relevanz, um schwerwiegende und ungewollte Folgen zu vermeiden. Dabei zog die türkische Seite provokante Vergleiche zum Frauenbild der katholischen Kirche, England bot die Aufnahme von Flüchtlingen an und die Kommission sprach sich vehement gegen eine Aufnahme der Beitrittsverhandlungen mit der Türkei aus.

Am dritten Tag standen nach der Presse-schau, die einen Rückblick auf den Samstag lieferte, weitere Diskussionen rund um das Thema Europa und die finalen Entscheidungen an. Die Arbeitsgruppen präsentierten grundlegende Fragestellungen. Schließlich konnte der Rat der EU keine Einstimmigkeit für die Aufnahme von Beitrittsverhandlungen erzielen – im Fall von Syrien herrschte jedoch Einigkeit: die EU sprach sich geschlossen gegen eine militärische Intervention aus.

Die hohe Realitätsnähe, die Interaktivität und der tiefe Einblick in die Abläufe der EU, insbesondere bezüglich außenpolitischer Fragestellungen, werden mit Sicherheit allen Stipendiaten in guter Erinnerung bleiben.

München, Budapest, Bratislava, Wien, München Aufbauakademie „Krisenprävention und Friedenssicherung“ 2013

Von Markus Aichele

Nein, hierbei handelt es sich nicht um das Wiederaufleben der Drei-Wetter-Taft-Werbung aus den 90er Jahren, sondern um die Ziele der von Dr. Rudolf Pfeifenrath und dem Jugendoffizier Hauptmann Martin Scherer geleiteten Aufbauakademie „Krisenprävention und Friedenssicherung im internationalen Konzert der Nationen“.

Ein Reisebus der Bundeswehr beförderte die Stipendiaten sicher und komfortabel über die Strecke von insgesamt 1754 Kilometern. Die einhellige Meinung der Stipendiaten war, dass man den Reiseanbieter „Y-Tours“ dringend weiterempfehlen könne, auch wenn dieser (noch?) nicht auf den einschlägigen Reiseportalen gelistet ist. Die Fahrten im Bus wurden vorrangig zur Wissensvermittlung genutzt. Bereits die Hinfahrt nutzte Pfeifenrath zur Bildung seiner Stipendiaten, indem er über die Geschichte Wiens von den Anfängen in der Römerzeit, der Bedeutung des Habsburger Geschlechts für Wien und insbesondere über die drei großen Türkenbelagerungen dozierte. Durch den Verweis auf aktuelle europapolitische Positionen der Bundesrepublik Österreich gelang es ihm, aufzuzeigen, wie stark diese geschichtlichen Hintergründe aktuelle politische Positionen prägen. Diese historische Einführung mit ihren Brücken in die Gegenwart war ein lebendiges Beispiel für den Ausspruch von Helmut Kohl: „Wer die Vergangenheit nicht kennt, kann die Gegenwart nicht verstehen und die Zukunft nicht gestalten“.

Ungarische Verfassungsänderungen

In Budapest standen eine Stadtführung, ein Besuch bei der deutschsprachigen Andrássy-Universität und eine Führung durch das ungarische Parlament mit anschließender Diskussion über die ungarische Verfassung auf dem Programm. Für eine Diskussion über die aktuelle politische Lage in Ungarn nahm sich Dr. Ernő Jenő Schaller Zeit. Er ist Mitarbeiter der Stiftung PMA (Stiftung für ein Bürgerliches Ungarn), welche der aktuell mit einer Zweidrittelmehrheit regierenden Fidesz-Partei nahesteht. Er stellte die Vorzüge der bereits durchgeführten sowie der geplanten Verfassungsänderungen, dar. Die Kri-

tik an diesen Gesetzesänderungen, welche vor allem im westlichen Ausland, aber auch seitens der EU-Kommission geäußert wurden, tat er als Kampagne gegen die Regierung von Viktor Orbán ab. Er forderte für Ungarn ein, dass es seine formal seit 1949 bestehende Verfassung, welche folglich aus der Zeit des Ostblocks stamme und in Teilen immer noch diesen Geist besitze, zu ändern. Einwänden seitens der Stipendiaten, dass sich die Kritik weniger grundsätzlich auf die Tatsache einer Änderung, sondern konkret auf verschiedene Maßnahmen beziehe, wurde mit dem Verweis auf andere europäische Staaten, die vergleichbare Gesetze in ihrer Verfassung verankert hätten, entgegnet. Die Stipendiaten gingen zwar aus der Diskussion nicht unbedingt als glühende Verfechter der Änderungen hervor, dennoch war es für alle äußerst interessant, die Möglichkeit zu erhalten, diese andere Perspektive kennenzulernen.



Eingangsbereich des ungarischen Parlaments.

Unmut über die Euro-Rettung

Nach drei Tagen in Budapest war Ortswechsel angesagt: Es ging weiter nach Bratislava in der Slowakei. In der deutschen Botschaft Pressburg (dies ist die offizielle Bezeichnung seitens des Auswärtigen Amtes) empfingen Militärattaché Oberstleutnant i.G. Lars Ukerwitz und Stabsfeldwebel Peter Tirtay die Besucher. Sie führten in die aktuelle politische Lage in der Slowakei ein, welche vor allem von wirtschaftlichen Problemen und Diskussionen über die Euro-Rettungspolitik geprägt sei. Insbesondere die Euro-Ret-

tungspolitik führe in der Slowakei zu großem Unmut. Die Slowakei selbst weist zwar selbst nur eine geringe Staatsverschuldung von etwa 40 Prozent des Bruttoinlandsprodukts auf und sei daher nicht direkt betroffen. Allerdings müsse die Slowakei somit im Rahmen der Euro-Rettungspolitik Länder unterstützen, welche über ein wesentlich höheres Bruttoinlandsprodukt (BIP) verfügten. Bekanntermaßen wurde auch in Deutschland insbesondere im Anschluss an die Veröffentlichung der Studie der Europäischen Zentralbank zur Vermögensverteilung in Europa besonders hitzig über die Euro-Rettungspolitik debattiert. Die Brisanz der sich aus der Euro-Rettungspolitik ergebenden Diskussionen in der Slowakei lässt sich somit gut nachvollziehen.

Ein Europa – eine Währung, eine Armee?

Militärattaché Ukerwitz und Stabsfeldwebel Tirtay begleiteten die Stipendiaten außerdem beim Besuch des slowakischen Verteidigungsministeriums, wo über die momentan vorgenommene Transformation der slowakischen Streitkräfte und die Positionierung der Slowakei in der NATO informiert wurde. Die Frage des Jugendoffiziers Martin Scherer, ob die Slowakei im Rahmen der Diskussion über die Bündelung europäischer Streitkräfte bereit sein könnte, auch einzelne Truppengattungen nicht mehr selbst zu besitzen, sondern von den europäischen Partnern im Bedarfsfall anzufordern, wurde klar verneint. Vermutlich wird in den meisten anderen europäischen Armeen und Regierungen eine ähnliche Meinung herrschen, so dass die derzeit geführte Diskussion über die Bündelung europäischer Streitkräfte noch lange Zeit in Anspruch nehmen dürfte.

Europa geht durch den Magen

Nachdem dem Tag in Bratislava ging es weiter nach Wien, wo ein Besuch der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE), ein Besuch der Organisation erdölexportierender Länder (Opec), eine Stadtführung durch „das politische Wien“ sowie ein Besuch der Vereinten Nationen (UN) auf der offiziellen Agenda stand. Das inoffizielle Highlight war allerdings der Besuch am Donnerstag beim Schnitzelwirt, der den geselligen Abschluss unter diese gelungene Fahrt in drei faszinierende europäische Hauptstädte setzte.

Unbekannter Organismus Familie

CdAS-Herbstakademie nimmt sich das Spannungsfeld Politik und Familie vor

Von Heiko Richter

Die Welt ist schnell geworden, unübersichtlich und voller Herausforderungen. Flexibel sollen wir sein, ständig Höchstleistungen vollbringen, auf der Höhe des technischen Fortschritts. Scheinbar gibt es im Leben nur mehr eine Konstante: die Familie. Oder etwa nicht? Dieser Frage gingen die Referenten der Herbstakademie des CdAS nach, die zwar schon Ende 2012 stattfand – aber so schnell nicht an Aktualität verlieren wird. „Familie im Fokus der Politik“ war das Rahmenthema für ein „familiäres“ Wochenende in Wildbad Kreuth.

Auch der Familie als Institution wird wissenschaftlich wie politisch viel abverlangt, machte Prof. Dr. Irene Gerlach, Vorsitzende des wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, gleich zu Beginn deutlich. Reproduktion, Sozialisation, Solidarität, Haushalt und Erholung: All das soll das traute Heim leisten. Die Wissenschaftlerin machte drei Instrumente aus, die Politikern zur Steuerung der Familienpolitik zur Verfügung stehen: Recht, Geld und Infrastruktur. An diesen Stellschrauben versuchen sich die Verantwortlichen, mit kontinuierlich wechselnden Vorzeichen. Heute fließen knapp 200 Mrd. Euro in die Familienförderung, was rund drei Prozent des Bruttoinlandsprodukt (BIP) ausmache. Man habe erkannt: Familienpolitik ist Querschnittspolitik, die in alle Lebens- und Handlungsbereiche hineinwirke. Im Mittelpunkt stehe dabei übrigens nicht nur der Staat, so Gerlach, die auch die Gesellschaft, die Wirtschaft und jeden Bürger selbst in die Pflicht nahm.

Familienpolitik in der Bundesrepublik kann sich auch wie ein Spiegelbild des gesellschaftlichen Wandels lesen. Standen zu Beginn eine große Ideologisierung und ein Fokus auf die Institution Familie als solches im Mittelpunkt, begann in den 70er Jahren auch hier eine Aufbruchzeit. Erst in den 80er Jahren setzte sich die breite Überzeugung durch, dass die Leistungen der Familie, etwa bei der Pflege von Angehörigen, stärker anerkannt werden muss. Ein Jahrzehnt später ging es vor allem um Leistungsgerechtigkeit, das

Wort „Humanvermögen“ wurde Mode. Und heute? Vereinbarkeit ist das große Schlagwort, es wird um die richtige Ausgestaltung der Teilnahmegerechtigkeit gerungen.

Und die Erfolge der viele Zäsuren? Sie werden derzeit, unter anderem von Gerlach, erstmals unter die Lupe genommen. Die Statistik spricht gegen die Politik: Die Geburtenrate sinkt kontinuierlich, mit weitreichenden Konsequenzen für den Arbeitsmarkt und die Sozialversicherungssysteme. Die Leistungsfähigkeit unserer Volkswirtschaft, prophezeite die Münsteraner Wissenschaftlerin, sinke aufgrund des demographischen Wandels künftig um jährlich 0,75 Prozent – eine Herausforderung für die Politik, aber nicht alleine für sie: „Sie können nicht alles über Politik steuern“, so Gerlach mit Blick auf die Rahmenbedingungen bei den europäischen Nachbarn.

beit vorantrieb. Der Nutzen der Erziehung wurde sozialisiert, die Funktion des eigenen Nachwuchses als unmittelbare Alterssicherung hatte sich überlebt, die „Kosten-Nutzen-Abwägung“ der Eltern geändert. Der emotionale Nutzen von Kindern liege statistisch bei 1,3 – warum also mehr Kinder in die Welt setzen?

„Wir haben zwei Zukunftsoptionen“, so Familienexperte Schroeter: „entweder die Forcierung der Arbeitsteilung oder eine subsidiäre Gesellschaft“. Während bei erster Option Kinder à la „Schöne neue Welt“ rein ökonomisch betrachtet (und optimiert) würden, müsse die Familie bei zweiter Wahl wieder größere Verantwortung erhalten. Der Wunsch des Referenten war daher klar formuliert: Hilfe und Unterstützung für Familien durch die Gesellschaft, weg von kleinteiliger Förderung, hin zu direkter Familienförderung, wie



Prof. Dr. Johannes Schroeter (rechts, mit Tagungsleiterin Dr. Gudrun Hackenberg-Treutlein vom CdAS-Vorstand) wünscht sich mehr direkte Familienförderung.

Unterstützung für Familien durch die Gesellschaft

Etwas weiter holte Prof. Dr. Johannes Schroeter, Landesvorsitzender des Familienbundes der Katholiken in Bayern, aus. Er machte sich Gedanken über die „Familie im Zentrum des gesellschaftlichen Wandels“ und zeigte auf, dass die Demographie keine Modeerscheinung ist. Seit 1880, so Schroeter, sei in Deutschland das Bestandsminimum an Geburten nicht mehr erreicht worden. Was war geschehen? Die Agrargesellschaft hatte sich zugunsten der Industrialisierung aufgelöst, Geschlechterrollen geändert, „die Vereinbarkeit von Familie und Beruf kam unter die Räder“. Der Familienexperte malte auf, wie der Arbeitsalltag nach Adam Smith mit seinem Blick auf Produktivitätssteigerungen die räumliche Trennung von Wohnen und Ar-

der hin zu einem christlichen Menschenbild.

Und wo bleibt das Kind in dieser Diskussion? Das wusste Prof. Dr. Jörg Maywald, Geschäftsführer der deutschen Liga für das Kind und Sprecher der „National Coalition“ für die Umsetzung der UN-Kinderrechtskonvention in Deutschland. Vorhandene Bilder von der eigenen Kindheit, zeigte er auf, sind weniger Abbilder denn Rekonstruktionen – oder mit Freud zu sprechen: keine Erinnerungen aus, sondern an die Kindheit. Auch das Bild auf das Kind ist, so lernten die Zuhörer, einem Wandel unterworfen, seit Jahrhunderten: Galten Kinder in der Antike als Eigentum des Vaters, wurden sie im Mittelalter als Geschenk Gottes aufgefasst. Während die Aufklärung das Kind als „Objekt von Bildung und Erziehung“ begriff, will die Postmoderne das Kind als „(Rechts-)Subjekt“ verstanden wissen.

Das Christentum habe das Bild vom unvollständigen Menschen hin zum Individuum geändert, aber erst im 20. Jahrhundert, dem „Jahrhundert des Kindes“ (ein 1902 erschienener Buchtitel von Ellen Key), entstanden erste Kinderrechte, die nach und nach durch Verträge Verbindlichkeit erlangten. Maywald blickte auch auf die Familie, die von einer Lebensgemeinschaft mit vier und mehr Kindern zu einem „durchdachten Projekt“ mit ein bis zwei Kindern wurde.

In Deutschland steht das Kindeswohl bisher nicht im Grundgesetz, es ist juristisch nicht definierbar – Juristen sähen darin meist „die am wenigsten schädigende Alternative“ für das Kind. Dabei müsse man unterscheiden zwischen Kindeswohl und Kindeswille: Nicht alles, was ein Kind möchte, ist mit nüchternem Blick betrachtet gut. Auch Maywald sah die Familien als Mittelpunkt für die Rolle des Kindes, entließ aber die Politik nicht aus ihrer Pflicht: Familienpolitische Konzepte müssten sich stärker als bisher am Kindeswohl ausrichten, politische Korrekturen bis hin zum Kindes-Wahlrecht hielt der Referent für angebracht.

Krisen selbständig meistern

Wenn Staat und Gesellschaft vollends versagen, landen Schicksale nicht selten bei CdAS-Mitglied Maximilian Straßer. Er ist ehrenamtlicher Geschäftsführer der Findelkind-Sozialstiftung in München und berichtete über „fehlende soziale Netzwerke als Armutsrisiko“. Familie und Freundeskreis, Vereine und Berufsleben, all das schaffe Verbindungen, die sich in Krisensituationen bezahlt machen könnten. Immer mehr Menschen – allen voran Langzeitarbeitslose, Migranten, Alleinerziehende und alte Menschen – hätten diese Netzwerke nicht mehr und fielen bei Notlagen daher oft in die gesellschaftliche Isolation. Wenn schnelle Hilfe gefragt ist, kommt seine Hilfsorganisation ins Spiel: „Wir verstehen uns als soziale Feuerwehr, die schnell und unbürokratisch einspringt“, so Straßer. Zunächst gehe es darum, die Grundbedürfnisse zu stillen, bevor Partner wie die Caritas oder Frauenhäuser weitere Hilfen bereitstellen könnten. Ziel ist es, Bedürftige wieder in Netzwerke zu integrieren und mit dem notwendigen Wissen auszustatten, Krisen selbständig meistern zu können.



Maximilian Straßer hilft als Geschäftsführer einer Sozialstiftung vielen Menschen in Not.

Das Fazit der von Dr. Gudrun Hackenberg-Treutlein und Franz Niedermaier organisierten und geleiteten Akademie: Die Familie erfüllt mehr Aufgaben, als man gemeinhin annehmen möchte – sie ist jedoch genauso einem stetigen Wandel unterworfen wie die Gesellschaft um sie herum. So gesehen dürften Themen wie Demographie, Familienförderung und Kindeswohl auf absehbare Zeit zentrale Themen der Politik bleiben.

Ist die Welt morgens um sechs Uhr noch in Ordnung?

Regierungssprecher Steffen Seibert im Gespräch mit dem CdAS Berlin-Brandenburg

Von Dr. Sandra Busch-Janser

Dank des Mitglieds Dr. Richard Schubert pflegt die CdAS-Regionalgruppe Berlin-Brandenburg schon seit Jahren einen guten Kontakt zum Presse- und Informationsamt der Bundesregierung. 2007 nutzte er erstmals den Kontakt zu seinem ehemaligen Mit-Stipendiaten Ulrich Wilhelm, Sprecher der Bundesregierung von 2005 bis 2010, um der Gruppe bei einem Gespräch im kleinen Kreis einen Einblick in den Arbeitsalltag des Bundespresseamts zu ermöglichen. Bei einer

weiteren gemeinsamen Veranstaltung mit den Altstipendiaten der Konrad-Adenauer-Stiftung 2010 stellte sich Wilhelm kurz vor seinem Ausscheiden aus dem Amt des Regierungssprechers noch einmal den Fragen der rund 35 Teilnehmer und erzählte die eine oder andere kurzweilige Anekdote aus dem Politikbetrieb.

Den damals etablierten Kontakt zur Kommunikationszentrale der Bundesregierung konnte die CdAS-Gruppe auch nach dem Wechsel im Amt wieder aufnehmen, und so stand Ende Oktober 2012 der ehemalige ZDF-Nachrichtenmoderator Steffen Seibert, seit August 2010 Chef des Bundespresseamts

tes, für ein entspanntes Hintergrundgespräch zu Verfügung. Die rund 20 teilnehmenden Altstipendiaten und aktiven Stipendiaten erfuhren viel über die unterschiedlichen Herangehensweisen auf beiden Seiten des Newsdesks und die Herausforderungen, die ein Seitenwechsel mit sich bringt.

Bei ihren Fragen griff die Gruppe auch die Debatte über den Einfluss der Politik auf die Medien auf und diskutierten mit Seibert über die Rolle des Regierungssprechers als Dienstleister für Journalisten und als Frühwarnsystem für die Politik. Aber auch auf persönlichen Fragen gab es für die Stipendiaten und Altstipendiaten Antworten: Sie erhielten unter anderem Einblicke in den Tagesablauf – 6.00 Uhr erste Online-News, 8.30 Uhr Morgenlage im Bundeskanzleramt – und erfuhren, dass es für Seibert immer noch spannend ist, aus nächster Nähe zu beobachten, wie man Politik orchestriert. Der Regierungssprecher erklärte auch, welche Rolle Twitter für ihn spielt und wie dadurch der persönliche Austausch – zumindest mit einer Teilöffentlichkeit – möglich wird. Auch die Regionalgruppe ist eingeladen, den Austausch fortzusetzen – sogar auf dem noch direkteren Kanal eines erneuten Treffens.



Regierungssprecher Steffen Seibert (r.) im Gespräch mit Dr. Richard Schubert und dem CdAS.

Foto: M. Oelschlegel

Auf den Spuren des Wandels

Kooperationsseminar „Sicherheit und Freiheit“ in Dresden und Leipzig

Von Anna Bischoff und Eva Keiter

Unter dem Motto „Sicherheit – Freiheit: Spuren des Wandels“ stand das Kooperationsseminar zur Europäischen Sicherheitspolitik Ende Oktober 2013. 30 Stipendiat(inn)en sowie Dr. Rudolf Pfeifenrath, Leiter der Fachhochschul- und Promotionsförderung der Hanns-Seidel-Stiftung und zwei Jugendoffiziere der Bundeswehr nach Dresden und Leipzig führte.

Bereits auf der Fahrt nach Dresden wurde ein kurzer Ausblick gegeben. So hielt Björn Stigler, Jugendoffizier aus München, einen Kurzvortrag zur Münchener Sicherheitskonferenz. Darüber hinaus wurde ein Zwischenstopp in dem 50-Einwohnerdorf Mödlareuth, auch „Little Berlin“ genannt, eingelegt, welches wie Berlin zum Symbol der deutschen Teilung wurde. Anhand eines zwanzigminütigen Filmes im deutsch-deutschen Museum konnte man die Geschichte des seinerzeit zweigeteilten Dorfes verfolgen oder im Freigelände Informationen über die ehemalige Grenzanlage sammeln.

Demokratie: gläsern und verletzlich

In Dresden erhielt die Gruppe zu Beginn eine Führung durch den Sächsischen Landtag, wobei die Geschichte sowie die Architektur des Landtags präsentiert wurden. Sehr eindrucksvoll ist der gläserne Plenarsaal, welcher die bauliche Umsetzung des runden Tisches darstellt und dessen gläserne Hülle das Demokratieverständnis sym-

bolisiert, aber auch die Verletzlichkeit der Demokratie offenbart. Im Anschluss beantworteten die Abgeordneten Aline Fiedler (CDU) und Carsten Biesok (FDP) zahlreiche Fragen, die unter anderem die Themen Mindestlohn, Neuverschuldungsverbot sowie den Umgang mit „extremen Parteien“ wie den Linken oder der NPD betrafen. Aber auch zu der Stellung der Sorben in Sachsen und der FDP im Sächsischen Landtag nach dem schlechten Wahlausgang bei der Bundestagswahl 2013 nahmen sie Stellung. Nach der Mittagspause folgte die Stadtführung „Die Mär vom ‚Blauen Wunder‘ und ‚Elbflorenz‘“ mit Ilka Petermann, die sehr lebendig und packend auf Dresdens Geschichte und Wahrzeichen einging. Aber auch Witz und Charme kamen nicht zu kurz und so wurden beispielsweise zwei Runden um das Stadion von Dynamo Dresden gedreht oder berühmte Erfindungen aus Dresden vorgestellt. Ferner erwähnte sie, dass Dresden flächenmäßig die viertgrößte Stadt Deutschlands ist, jedoch 62 Prozent der Fläche grün sind. Desweiteren wurden natürlich die Frauenkirche sowie der Dresdner Zwinger besichtigt. Abschließend konnten bei einer Audioguide-Führung im Historischen Grünen Gewölbe, welches nach umfangreichen Restaurierungen und Teilrekonstruktionen im neuen Glanz erstrahlt, knapp 3.000 Werke der Juwelier- und Goldschmiedekunst sowie Kostbarkeiten aus Bernstein, Elfenbein, Edelsteingefäße und kunstvolle Bronzestatuetten bestaunt werden.

Einen Tag beim Militär

Der darauffolgende Tag war stark militärisch geprägt. So erhielten die Stipendiaten in der Graf-Stauffenberg-Kaserne, der Offiziersschule des Heeres, in



Wurde nach der Wende wieder aufgebaut: Die Frauenkirche in Dresden, die nach dem Bombenangriff im Februar 1945 zusammengebrochen war.

einem Kurzfilm allgemeine Informationen zur Garnisonsstadt Dresden, der Historie der Kaserne sowie den Ausbildungsinhalten der Schule. Der stellvertretende Jugendoffizier Mathias Mahr führte anschließend in einem Rundgang über das Gelände der Kaserne. Im Anschluss daran berichtete Jugendoffizier Jan Helmchen über seine Erfahrungen bei der Bundeswehr sowie bei Auslandseinsätzen und ging auch kritischen Fragen nicht aus dem Weg. Bei einer Führung im Militärgeschichtlichen Museum lag der Schwerpunkt auf den Jahren „1945 – heute“. Es blieb aber auch genug Zeit, das Museum selbst zu erkunden

Bezug auf den „Runden Tisch“ nimmt der gläserne Plenarsaal des sächsischen Landtags in Dresden.





Dresden – hier die Teilnehmer zwischen Zwinger und Schloss – war einer der Schwerpunkte des Kooperationsseminars.

und so konnten je nach Interesse beispielsweise die Ausstellungen „Leiden am Krieg“, „Tiere beim Militär“ oder „Schutz und Zerstörung“ besichtigt oder der Keil des Architekten Libeskind von innen begangen werden. Gegen Abend erfolgte die Abfahrt nach Leipzig, wo ein gemeinsames gemütliches Abendessen zusammen mit der Leipziger Stipendiatengruppe im „Bayerischen Bahnhof“ stattfand.

Buchdruck und Zensur in Leipzig

Am Mittwoch stand die Deutsche Nationalbibliothek Leipzig auf dem Programm, welche die Aufgabe hat, alle deutschen und deutschsprachigen Publikationen, Medienwerke über Deutschland sowie die Übersetzungen deutschsprachiger Werke und die zwischen 1933 und 1945 veröffentlichten Schriften von Emigranten zu sammeln und zu archivieren. Mittlerweile beläuft sich der Bestand der Nationalbibliothek auf eine Anzahl von fast 30 Millionen Einheiten. Ein Teil der Ausstellung befasst sich mit dem Thema Zensur: Seit der Buchdruck durch Johannes Gutenberg erfunden wurde, erreichten Schriften eine große Anzahl an Menschen. Die Zensur-Listen der katholischen Kirche (Index librorum prohibitorum) sind eins von vielen bekannten Beispielen für den Versuch, Kontrolle über den Lesestoff der Bevölkerung auszuüben. Zu Zeiten der DDR hatte die Zensur eine ausgeprägte Bedeutung, die anhand etlicher Exponate deutlich wurde.

Die anschließende geführte Stadtrundfahrt durch Leipzig gewährte Einblicke in das aktuelle sowie das vergangene Leben in dieser Stadt: Die „Straße des 18. Oktober“, eine direkte Verbindungssachse zwischen dem neuen

Rathaus und dem Völkerschlachtdenkmal, erinnert an das Datum des Sieges über Napoleon im Rahmen der Befreiungskriege, während derer sich die Truppen der Verbündeten Österreich, Preußen, Russisches Kaiserreich und Schweden gegen die französische Besatzung wehrten. Das Völkerschlachtdenkmal selbst, ein mächtiger Granitbau in Form einer Glocke, wurde von Bruno Schmitz erbaut und ist ein von weitem sichtbares Monument und Wahrzeichen der Stadt Leipzig. Weitere Stationen der Stadtrundfahrt waren die Neue Messe, die russische Alexej-Gedächtniskirche, der Bayrische Bahnhof, das Neue Rathaus, das Golitzer Schlösschen, der Auwald, in welchem Schiller gern lustwandelte, dazu passend das Schiller-Häuschen, in welchem dieser auf Einladung einer Leipziger Familie eine Zeit lang lebte, die VEB Buntgarnwerke, die Mediacity des MDR, der Panometer (ein Gasspeicher), die Großmarkthalle, die Alte Messe und noch viele mehr.

Die Nikolaikirche war Zentrum des bürgerlichen Widerstands 1989

Die Nikolaikirche wurde gemeinsam mit Frank Pörner, einem Zeitzeugen der Friedensgebete und Montagsdemonstrationen im Vorfeld des Mauerfalls, besichtigt. Sie erhielt in diesem Rahmen eine zentrale Rolle: Hier fanden die ersten Friedensgebete statt, die u.a. dazu genutzt wurden, sich offen und ohne Angst vor Restriktionen durch die SED bzw. Stasi über die (politische) Lage der DDR zu äußern. Die Nikolaikirche war das Zentrum der sich 1989 ausbreitenden Montagsdemonstrationen, und im Rahmen der Erzählungen von Frank Pörner bekamen alle einen Eindruck von der damaligen Stimmung.

In der Gedenkstätte „Runde Ecke“, einem ehemaligen Stasi-Bunker, berichteten zwei Zeitzeugen, Tobias Hollitzer und dessen Mutter Irmgard Hollitzer, eindrucksvoll von dem Leben in der DDR im Zeitraum um die Wende herum und dem politischen und gesellschaftlichen Engagement der Menschen. Das dort eingerichtete Museum sowie die abschließende Gesprächsrunde mit Tobias Hollitzer unterstützte den bleibenden Eindruck.

Abends wurde die Baumwollspinnerei Leipzigs in Augenschein genommen: eine ehemalige Fabrik, die heute durch die Ansiedlung von Ateliers namhafter Künstler wie Neo Rauch und ebenso namhafter Galerien („eigen+art“) ein künstlerisches Zentrum Deutschlands darstellt. Durch einen Film wurde deutlich, wie umfangreich die Sanierung der Gebäude bzw. der Umbau für die Umnutzung tatsächlich waren und auch heute noch sind.

Die DDR als Museum

Am letzten Tag stand das Zeitgeschichtliche Forum Leipzig auf dem Programm, in welchem das Leben in der ehemaligen DDR sowie die Zeit der friedlichen Revolution um 1989 herum anschaulich dargestellt wurden: einschlägige Ost-Marken sowie ein nachgebautes Tram-Abteil, in welchem etliche Bewohner der DDR über den ehemaligen Grenzübergang „Bahnhof Friedrichstraße“ in den Westen flohen. Viele weitere Exponate vertieften den Eindruck von einem Leben hinter der Mauer, auch zur Zeit der Wende. Nach dem abschließenden Mittagessen in „Auerbachs Keller“ brach die Gruppe zur Heimreise auf.



Die Sonne als Vorbild

Münchner Stipendiaten besuchen Kernfusions-Forschung in Garching

Von George Kalmutchi

Die Versuchsanlagen zum Thema Kernfusion besuchte die Münchner Stipendiatengruppe VIII im Januar 2013. Promotions-Stipendiat Dipl.-Phys. Tobias Hartmann hatte in das Max-Planck-Institut für Plasmaphysik (IPP) nach Garching eingeladen. Die Aufgabe des 1960 gegründeten Institutes liegt in der Erforschung der physikalischen Grundlagen für Fusionskraftwerke.

Hartmann führte in die Grundlagen der Kernfusion ein und erläuterte den aktuellen Stand der Technik. Ähnlich wie in der Sonne soll Energie aus der Verschmelzung leichter Atomkerne gewonnen werden.

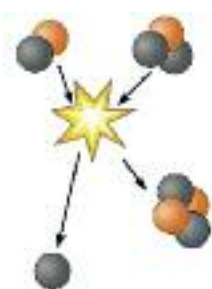
Physikalisch ausgedrückt verbinden sich Deuterium- und Tritium-Atome (Isotope des Wasserstoffs) zu einem Heliumatom und einem freien Neutron. Die Reaktion ist stark exotherm und es werden je Atomfusion ca. 17,6 MeV (Megaelektronenvolt) an Energie frei – eine ungeheure Menge.

Zum Vergleich: Während bei der Reaktion in der Sonne Temperaturen von etwa 15 Millionen Grad Celsius entstehen, werden in den experimentellen Anlagen Plasmatemperaturen von ca. 200 Mio. °C erreicht.

Eine Menge von 40 Litern schwerem Wasser (Deuterium) und dem Lithium aus einer Laptopbatterie (Lithium wird zur Gewinnung von Tritium benötigt) sind energetisch äquivalent zu 40 Tonnen Kohle.

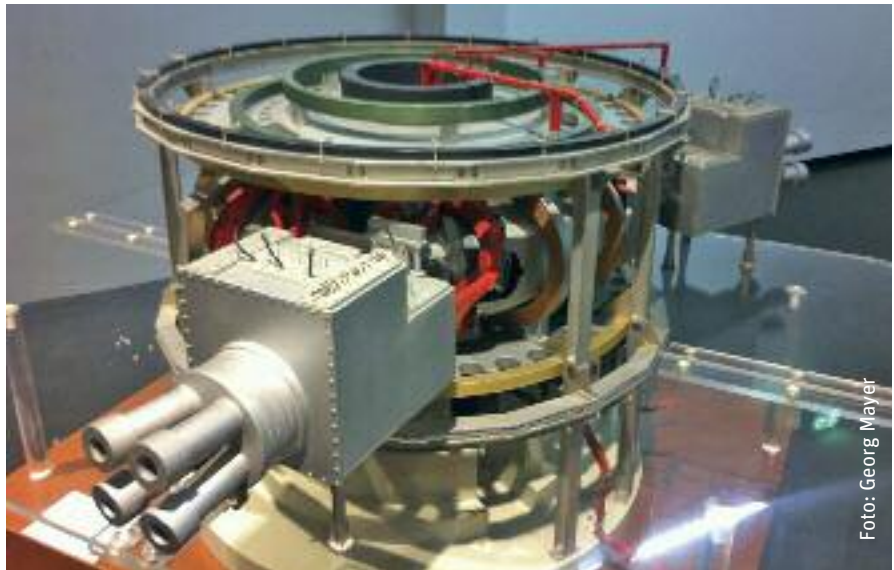
Im Fusionsreaktor schwebt das

Plasma in einem starken Magnetfeld. Plasma wird von Physikern als 4. Aggregatzustand angesehen, da im Plasma die Teilchen (Elektronen, Protonen und Neutronen) frei schweben. Das Plasma wird durch Stromheizung, Neutralteilchenheizung und Hochfrequenzheizung aufgeheizt, um seinen Zustand zu erreichen und zu behalten. Da das Plasma aus elektrisch geladenen Teilchen besteht, kann



Prinzip der Fusion: Ein Deuterium- und ein Tritium-Atom verschmelzen zu einem Helium-Atom, ein Neutron bleibt übrig.

Grafik: IPP



Modell eines Fusions-Reaktors.

man sie mittels eines magnetischen Käfigs einschließen.

Grundsätzlich gibt es im Bereich der Kernfusionsforschung zwei Technologien: der Tokamak (in Garching) und der Stellarator. In Greifswald wird derzeit der Stellarator Wendelstein 7-X gebaut. Er soll 2014 in Betrieb genommen werden. Das Magnetfeld wird gedreht sein, so dass innere Teilchen nach außen kommen und umgekehrt. Dies soll zu geringeren Verlusten führen. Außerdem ist dann kein Plasmastrom (Fluss von Plasma) notwendig, somit wäre der Dauerbetrieb möglich.

Das Tokamak-Konzept („Toroidale Kammer in Magnetspulen“) entsteht durch äußere Spulen für das Toroidalfeld und Plasmastrom für das Poloidalfeld. Der Plasmastrom wird hier mittels eines Transformators induktiv erzeugt. Damit ist nur ein gepulster Betrieb möglich. Die Anlage in Garching, ASDEX Upgrade, ist seit 1991 in Betrieb. Weitere Anlagen sind Joint European Torus (JET) in Großbritannien und ITER in Frankreich. Das Ziel ist die Erreichung der Zündung, also der Selbstheizung für einen Dauerbetrieb mit anschließender Energiegewinnung.

Im Kontrollraum der Anlage in Garching steht der Zähler im Moment bei 29.500 „Schüssen“. Die Experimente (Schüsse) dauern jeweils 10 Sekunden. Dabei ist zum Start

der Anlage etwa halb so viel Energie notwendig wie der Verbrauch der gesamten Stadt München.

Für den Betrieb eines Fusionskraftwerks sollen Neutronen die Wärmeenergie nach außen auf die Wand übertragen. Damit wird ein Wasserkreislauf geheizt, um mittels einer klassischen Turbine Strom zu erzeugen. Das erste Fusionskraftwerk wird schätzungsweise im Jahr 2050 einsatzbereit sein. Ein Vorteil gegenüber einem Atomkraftwerk ist, dass man keine Endlager für das verstrahlte Material braucht. Tritium ist zwar radioaktiv, aber durch die kurze Halbwertszeit können die speziell angefertigten Wände und andere Bauteile nach einer Periode von ca. 50 Jahren wieder verwendet werden. Außerdem entsteht in diesem Prozess kein Kohlendioxid, somit werden auch Klima- und Umweltschutzbedingungen langfristig erfüllt.

Die Energiezentrale ist ebenfalls wichtig bei diesem enormen Stromverbrauch. Die Leistung für den Startvorgang der Anlage wird durch einen 220 Tonnen schweren Schwungrad-Generator gesichert. Das Schwungrad wird auf bis zu 2000 Umdrehungen pro Minute beschleunigt und kann dann für zehn Sekunden die nötige Energie liefern. Durch die hohen Ströme und Spannungen sind spezielle Komponenten wie Sprengstoffsicherungen nötig.

Die Führung endete im Besucherzentrum, wo Modelle der Anlagen, Bauteile und andere Exponate ausgestellt sind.

WWW

ipp.mpg.de

Foto: Georg Mayer

Flieg, Vogel, flieg!

Besuch der Stipendiatengruppe München VIII in der Flugwerft Schleißheim

Von George Kalmutchi

Die Flugwerft Schleißheim, ein Teil des Deutschen Museums, war Ziel einer Exkursion der Stipendiatengruppe München VIII im Juli 2013.

Der Flugplatz Schleißheim hinter den Museumshallen ist einer der ältesten noch in Betrieb befindlichen Flugplätze Deutschlands. 2012 wurde sein 100-jähriges Jubiläum gefeiert. Der Flugplatz war für Post zuständig, ab 1921 auch für Passagiere. Er war gemeinsam mit dem Flugplatz Oberwiesenfeld (an der Stelle des olympischen Dorfes von 1972) in Betrieb. Während des Ersten Weltkriegs war dort eine Nachtjägerstaffel stationiert. Im Zweiten Weltkrieg wurde die Flugwerft von Bomben schwer getroffen. Deshalb versuchte man, Bombenlöcher zu „malen“, um den Feind in die Irre zu führen. Häftlinge des Konzentrationslagers Dachau mussten als Räumkommando die nicht explodierten Bomben entfernen. Bei Kriegsende 1945 besetzten die Amerikaner den Flugplatz, der dann 1947 dem Bundesheer übergeben wurde. Aus strategischen Gründen betrachteten ihn die US-Streitkräfte bis 1959 als wichtigen militärischen Stützpunkt in Süddeutschland. Zu Beginn des Vietnamkrieges war Schleiß-

heim ein Bildungszentrum für US-Hubschrauberpiloten.

Laut Josch Fink, der die Gruppe führte, wollte der frühere bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß in Schleißheim einen zweiten Oberpfaffenhofer Flugplatz gründen. Die Gemeinde weigerte sich aber, so dass die Lösung zur Weiterverwendung der Flugwerft als Luftfahrtmuseum gefunden wurde. Von dieser Einigung bis zur tatsächlichen



Foto: Wenke/Hötzing

Die Flugwerft Schleißheim, ein Teil des Deutschen Museums, besichtigten Münchner Stipendiaten.

Eröffnung im Jahr 1992 vergingen zehn Jahre. Doch Strauß starb 1988 und etwa eine Hälfte des Fonds wurde zurückgenommen. Somit hat die Flugwerft Schleißheim nur Raum für ein Drittel aller Objekte, die ausgestellt werden könnten. Eine große Anzahl der ausgestellten Apparate sind auch tatsächlich betriebsfähig und werden für Freizeit und Touristik benutzt.

Unter vielen Modellen gibt es die „Muscular II“, ein Flugzeug, das mit Muskelkraft betrieben wird – auch beim Starten und Landen. Es erreicht eine Höchstgeschwindigkeit von 45 km/h. Ein weiteres interessantes Modell ist der „Fieseler Storch“. Er braucht nur etwa seine eigene Länge (zehn Meter) zum Landen und zwischen sieben und 40 Meter zum Starten. Das Sanitäts- und Rettungsflugzeug „WACO YKS-6“ ist heute noch öffentlich buchbar.

Auf dem Weg zum größten klimatisierten Hangar Europas warfen die Stipendiaten einen kurzen Blick in die Fluggeschichte und lernten über den Flugpionier Otto Lilienthal. Er baute 1894 in Berlin den „Normal-Segelapparat“. Dieser war ein Gleiter, der tatsächlich fliegen konnte. Im großen Hangar stehen eine indische „VFW 614 ATTAS“ oder eine „CASA 2.111 B Heinkel He 111“, der berühmte Rosinenbomber („Douglas C-47 Skytrain“) der Berliner Luftbrücke und der Prototyp des Eurofighters.

Auf dem Weg ins All

Stipendiaten zu Besuch im Kontrollzentrum der DLR in Oberpfaffenhofen

„Mit Kompetenz und Innovation“ macht sich das Deutsche Luft- und Raumfahrtzentrum (DLR) in Oberpfaffenhofen auf den Weg ins All. Die Stipendiaten mehrerer Münchner Hochschulgruppen besuchten Ende Juli 2013 das Kontrollzentrum GSOC des DLR, wo zahlreiche Satelliten überwacht werden.

Die unbemannte Raumfahrt dient unter anderem der Erdbeobachtung oder zur Kommunikation. Im Bereich der bemannten Raumfahrt werden verschiedene Experimente durchgeführt, die auf der Erde wegen des Einflusses der Schwerkraft nicht möglich sind. Im GSOC, wo seit 1969 über 60 erfolgreiche

Raumfahrtmissionen begleitet und geleitet wurden, findet unter anderem die Koordination der Abläufe der Columbus-Mission der Internationalen Raumstation ISS statt. Die Astronauten, die sich mehrere Monate ohne Unterbrechung im All befinden, können direkt mit den Mitarbeitern in Oberpfaffenhofen kommunizieren.

Eine große Gefahr für die Raumfahrt stellt der „Weltraumschrott“ dar. Durch Kollisionen mit umherfliegenden Trümmern kann die ISS Löcher bekommen oder unbemannte Satelliten aus ihrer Bahn geworfen werden.

Derzeit untersucht das DLR, wie mit Robotern Trümmerteile eingefangen oder Satelliten auf ihre Bahn zurückgebracht werden können.

M. Lehner



Ganz nah am Weltall: Stipendiaten in Oberpfaffenhofen.

Schmid will auf den OB-Sessel

Stipendiaten besuchten CSU-Fraktionschef im Münchener Rathaus

Von George Kalmutchi

Von Josef Schmid, dem Fraktionsvorsitzenden der CSU im Münchner Stadtrat, war die Stipendiatengruppe München VII ins Rathaus zu einer Diskussion eingeladen. Verschiedene – im Dezember 2012 – aktuelle und heiße Themen wurden diskutiert, wie etwa die Erweiterungspläne des Münchner Flughafens, der Nahverkehr, das Kulturangebot der Stadt und lokale politische Ambitionen.

Josef Schmid, auch Altstipendiat der HSS, stellte eingangs seine Tätigkeit und die Arbeit im Rathaus dar. Im Stadtrat gibt es wöchentlich zwei Fraktionssitzungen, für die immer viele Unterlagen bereitgestellt werden. Die Stadträte haben im Rathaus lediglich ein Schließfach sowie einen von der Stadt gestellten Laptop mit Drucker. Die Tätigkeit im Stadtrat ist ehrenamtlich und wird durch eine Pauschale plus einem Betrag für die Teilnahme an den Sitzungen „entlohnt“.

Schmid hat in Passau und München Diplom-Kaufmann und Jura studiert. Politik war und ist für ihn ein Hobby, da sich der Volljurist auch jetzt nicht als „Berufspolitiker“ sieht: Er arbeitet derzeit als selbstständiger Wirtschaftsanwalt. Schmid war Mitglied in der Jungen Union, seit 1987 ist er in der CSU. Seit 2002 ist er als Stadtrat in der CSU-Fraktion, deren Vorsitzender seit 2007. Er war bereits bei der Wahl 2008 Spitzenkandidat der CSU und wird 2014 wieder als Oberbürgermeisterkandidat antreten.

Ein Bürgerentscheid über den Bau einer dritten Start- und Landebahn für den Münchner Flughafen führte in der Landeshauptstadt bekanntlich zu einem ablehnenden Ergebnis. So ein Entscheid ist ein Jahr bindend. Eine „moralische Bindung“ bestehe auch danach, solange sich nicht wesentliche Voraussetzungen ändern, so Schmid. Zumindest komme eine bessere Anbindung des Flughafens auf der Schiene in Sicht.

Weiter interessierten sich die Stipendiaten auch für den Standpunkt der CSU zum Semesterticket und zum MVV. Die Semesterticket-Abstimmung im Stadtrat war gerade positiv ausgefallen. Die CSU setze sich aber vor allem für den Ausbau der U-Bahn ein, erläuterte Schmid, was zu einer einfacheren,



Wird Josef Schmid (Mitte) neuer OB in München? Stipendiaten besuchten den Fraktionsvorsitzenden der CSU und Altstipendiaten der HSS im Rathaus.

schnelleren, langfristigeren und auch nachhaltigeren Lösung des ständig wachsenden Verkehrsaufkommens beitrage. Ein weiteres Problem sind die hohen Mietpreise in München, die zusammen mit den – damals noch erhobenen – Studiengebühren hohe Kosten insbesondere für Studenten verursachen.

Eine sehr große Investition für München ist die zweite Stammstrecke der S-Bahn unter dem Zentrum der Stadt. Deren Realisierung kommt auch dem Thema des Fernverkehrsknoten auf den Magistralen Berlin-Rom (Nord-Süd) und Paris-Budapest (West-Ost) entgegen, einem wichtigen Aspekt für die Stadt. Der Durchbruch für die Finanzierung der Stammstrecke wurde im Herbst 2012 erreicht. Es sind auf der neuen Strecke nur drei Haltepunkte vorgesehen: Hauptbahnhof, Marienhof (unter dem Platz nördlich des Rathauses) und Ostbahnhof.

Zum studentischen Leben gehören auch kulturelle Angebote. Die Stadt München hat da zweifellos viel zu bieten, wie die Pinakotheken, Musik oder Theater. Musicalbühnen sollten noch gebaut werden, ist Schmidts Vorstellung. Es gibt im Vergleich zu anderen großen Städten in München weder eine Museumskarte noch werde von der Stadt Werbung für ihre Angebote betrieben – in Schmidts Augen Ansatzpunkte für Verbesserungen.

Für jeden Einwohner von München sollten 34 Quadratmeter Grünfläche vorgesehen werden. Da der Platz dafür nicht unbegrenzt

vorliegt, müsse die Vorschrift angepasst werden. Und auch der Olympiapark in München bedürfe weiterer Investitionen. Dies war im Rahmen der Bewerbung zu den Olympischen Winterspielen 2018 vorgesehen – die jedoch nicht erfolgreich war. Schmid befürwortete den neuen Anlauf der Stadt, um die Winterspiele 2022 in die Stadt zu holen. (Anm. der Red.: Mit dem ablehnenden Bürgerentscheid im November 2013 ist die Olympia-Idee passé für München.)

Ein weiteres Thema in der Diskussion mit den Stipendiaten waren die acht Städtepartnerschaften der Stadt München. Es werden jährlich etwa zwei neue Anträge gestellt. Aber aus finanziellen Mitteln könne die Stadt weitere Partnerschaften nicht mehr annehmen.

Zum Schluss diskutierten Schmid und die Stipendiaten die mittelfristige politische Strategie der CSU München. Der Fraktionschef bleibt auch nach der verlorenen Wahl 2008 Kandidat für das Amt des Oberbürgermeisters bei der nächsten Wahl 2014. Ein wichtiger Faktor sei die Bekanntheit der Kandidaten: Schmid habe jetzt einen Bekanntheitsgrad von etwa 40 Prozent. Mit einer neuen Kampagne hoffe er, diesen Wert bis auf 90 Prozent steigern zu können. Sein Ziel ist es, für die CSU den nächsten Oberbürgermeister der Stadt München zu stellen!



Den Weg zum Priestertum erkundet

CdAS Schwaben besucht das Priesterseminar St. Hieronymus der Diözese Augsburg

Von Bernd Rochna

Die Jahreshauptversammlung 2013 der CdAS-Regionalgruppe Schwaben fand diesmal in den ehrwürdigen Mauern des Priesterseminars in Augsburg statt. Zuvor wurde von Altstipendiat und Priesteramtsanwärter Bernd Udo Rochna eine Führung durch dieses zwar noch junge, aber sehr bedeutsame Gebäude organisiert. Unterstützt wurde er dabei von dem stellvertretenden Senior der Seminargeinschaft Dominik Loy, welcher seinen Weg zum katholischen Priester vor zwei Jahren begonnen hatte – und frischgebakener HSS-Stipendiat.

Im Rahmen der Führung wurde vor allem auf den Umstand hingewiesen, dass das Priesterseminar Augsburg sowohl als die älteste und zugleich auch als die jüngste Einrichtung dieser Art bezeichnet werden kann. Ursprünglich befand sich das Priesterseminar in Dillingen, wo es im 17. Jahrhundert gegründet wurde. Im Jahr 1971 erfolgte unter dem damaligen Bischof Dr. Josef Stimpfle der Umzug nach Augsburg, wo die Seminaristen zunächst im Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern untergebracht waren. Im Süden Augsburgs wurde Mitte der 1980er Jahre ein

Seminargebäude errichtet, das Papst Johannes Paul II. bei seinem Deutschlandbesuch im Jahr 1987 feierlich einweihte.

Die CdAS-Mitglieder zeigten sich sowohl von der Architektur als auch von der Vielfältigkeit der Nutzung des Gebäudes beeindruckt. Großes Interesse fanden auch die Informationen aus erster Hand rund um die Priesterausbildung, die sowohl direkt in diesem Haus als auch im Rahmen eines Studiums der Theologie an der Universität Augsburg erfolgt. Altstipendiat Rochna, der sein Theologiestudium im Juli 2012 abgeschlossen hat und sich nun in der Pfarrei St. Stephan in Mindelheim auf seine Diakonen- und Priesterweihe vorbereitet, betonte, dass das

Zentrum des Priestertums stets die Liturgie und damit die konkrete Gottesbegegnung darstellen müsse. Ohne dieses tragende Fundament seien alle anderen Aspekte dieses Berufsstands leer und hätten keinen dauerhaften Bestand. Dieser elementare Sachverhalt wird auch durch die Architektur des Priesterseminars zum Ausdruck gebracht: Die Kapelle ist der Mittelpunkt des Gebäudes.

Bei der anschließenden Jahreshauptversammlung mit Vorstandswahlen wurden Dr. Volker Göbner (Sprecher), Toni Thalmeier (Stellvertreter) sowie Bernd Udo Rochna (Stellvertreter) in ihren Ämtern bestätigt. Zudem verstärkt Frank Halbritter als weiterer Stellvertreter das Team.



Foto: PS St. Hieronymus

Den heiligen Ulrich, der vor gut 1000 Jahren die Basis der heutigen Staatenlandschaft schuf, nahmen die Schwaben in ihre Mitte beim Besuch im Priesterseminar der Diözese Augsburg.

Regensburger Stipendiatengruppe besichtigt Flughafen München

Anfang des Jahres unternahm eine Abordnung Regensburger HSS-Stipendiaten unter Teilnahme von Studenten der Hochschulgruppe Kempten eine gemeinschaftliche Fahrt zum Münchner Flughafen Franz Josef Strauß.

Warum er vielfach als „Bayerns Tor zu Welt“ bezeichnet wird, wurde bereits im Rahmen einer einführenden Präsentation im Besucherzentrum deutlich: Seit der Eröffnung im Jahr 1992 am neuen Standort im Erdinger Moos ist der Münchner Airport sukzessive in die Gruppe der passagierstärksten Flughäfen Europas vorgerückt und liegt mit aktuell knapp 38 Millionen Fluggästen pro Jahr im

europaweiten Vergleich auf Platz sechs. National kann nur Frankfurt mehr Passagiere vorweisen. Im Verlauf eines Vortrags sowie der darauf folgenden Diskussionsrunde konnten die Studierenden einen differenzierten Eindruck davon gewinnen, unter welchen wirtschaftlichen, ökologischen und politischen Aspekten die Entwicklungsperspektive des Flughafens München zu betrachten sei.

Mit vielfältigen Informationen und Gedankenanstößen ausgerüstet brach die Gruppe anschließend zu einer Bustour über das Flughafenvorfeld auf und warf einen einzigartigen Blick in das Innenleben des Airport-Betriebs. Die Fahrt führte vorbei an der Baustelle des neuen Satellitengebäudes, mit dem

sich München für die prognostizierten Passagierzahlen der kommenden Jahre rüstet, ließ einen Blick auf Technik-Hangars und parkende Flugzeuge zu und vermittelte unter dem konstanten Anrollen neuer Maschinen ein Bild davon, wie ausgeklügelt das „System Flughafen“ funktioniert. Abgeschlossen wurde dieser Ausflug hinter die Kulissen durch eine Besichtigung von Terminal 2.

Seine Abrundung fand der beeindruckende Tag bei einer gemütlichen Brotzeitrunde im Flughafenrestaurant Tante Ju, das ganz im Zeichen dieses Flieger-Tages den Spitznamen eines historischen Passagier- und Transportflugzeugs trägt.

Sebastian Fuchs

Nordschwaben auf Höhenflug

Donauwörth zwischen Luft(-fahrt) und (Hoch-)Wasser – Global Player in einem Dorf

Von Dr. Volker Göbner

High-tech-Maschinenbau, mittelalterliche Wurzel und aktuelle Kommunalpolitik waren die Themen des CdAS Augsburg/Schwaben Ende Oktober 2013 in Donauwörth.

Das mittelständische Unternehmen „Grenzebach“ in Hamlar nahe Donauwörth war das erste Ziel im Rahmen der von Armin Kiener organisierten „Schwabenrunde Nord“ der CdAS-Regionalgruppe. Nur die wenigsten wussten vorher, was sie dort erwartete. „Unsere Produkte sind in der Öffentlichkeit nicht so bekannt,“ bestätigte Personalchef Peter Marcinkowski. Allein in Hamlar, einem 150-Seelen-Dorf, arbeiten rund 500 Mitarbeiter „beim“ Grenzebach. „Es geht im wesentlichen um den Materialfluss bei flachen Produkten“, beschrieb Marcinkowski. Mit Produktionsstraßen für Flachglas ist das Unternehmen groß geworden. Am „kalten Ende“ wird in einer 300 Meter langen Bearbeitungsstrecke das Glas bei rund 80 °C geritzt und aufgebrosen, längs und quer. Ohne Unterlass ist so eine Produktion in Betrieb, 24 Stunden am Tag, sieben Tage die Woche, bis zu 18 Jahre lang. So lange muss das „Fließband“ halten. Höchste Anforderungen also nicht nur an Präzision, sondern auch Haltbarkeit. Schwäbische Qualitätsarbeit eben.

Längst ist Grenzebach Weltmarktführer und hat Standorte in den USA, Indien, China, Taiwan und Moskau. Glas für LCD-Bildschirme, Displays oder Solarzellen wird mit den Anlagen von Grenzebach ebenfalls produziert. Selbst im rückläufigen Solarmarkt habe das Unternehmen durch innovativste Technologie Projekte gewinnen können.

Wie bewegt man Gegenstände, wie arbeiten mehrere Roboter gleichzeitig an einem bewegten Objekt – so könnte man die Denksportaufgaben für die Entwickler bei Grenzebach umschreiben. Nischen entdecken, innovative Lösungen finden – das sieht man in Hamlar als permanente Aufgabe: neue Technologien entwickeln oder einsetzen und so die Zukunft des Unternehmens sichern. „Wir versuchen, immer der Erste zu sein“, verriet der Personalchef das Erfolgsgeheimnis. Inzwischen gehören vollautomatische Verladestraßen für Fluggepäck oder der erste Robo-



Schon im Mittelalter rezyklierten die Donauwörther Baustoffe: Das Rathaus ist zum Teil mit alten Steinen der Mangoldburg gebaut.

ter-basierte Flugsimulator ebenso zum Produktportfolio wie ein Roboter fürs Rührreischweißen. In der Steuerung intelligenter Bewegungen in Logistik-Zentren (eine äußerst komplexe Aufgabe) sieht man bei Grenzebach neue Chancen.

Eine reiche Reichsstadt im Mittelalter

Zweiter Programmpunkt war eine Stadtführung durch Donauwörth mit CdAS-Mitglied Gerhard Rauwolf. Eigentlich sei die Stadt vor rund 1.500 Jahren auf einer Insel im Flüsschen Wörnitz gegründet worden. „Ried“ oder „Wörth“ sagte man damals zu so einer Flussinsel. Erst ein paar Hundert Meter weiter mündet die Wörnitz in die Donau, über die etwa im Jahr 950 eine Brücke – Schlüsselstellen der Machthaber im frühen Mittelalter – gebaut wurde. Als Freie Reichsstadt zog sich das evangelische Donauwörth 1606 den Zorn von Herzog Maximilian von Bayern zu und wurde mit der Reichsacht belegt.

Heute ist Donauwörth „Große Kreisstadt“ mit 18.000 Einwohnern (bei ebensovielen Arbeitsplätzen!) und wird von Armin Neudert „regiert“. Der Oberbürgermeister (CSU) wird sich im März für eine dritte Amtszeit zur Wahl stellen. „Kommunalpolitik kann langfristig angelegt werden, sie unterliegt nicht der Hektik der Medien“, sagte Neudert über die Vorzüge der politischen Ebene, die am nächsten an den Bürgern ist. So wurde etwa der von

Unkraut überwucherte Mangold-Felsen in den vergangenen zehn Jahren zum Bildungszentrum. „Familienfreundlichkeit ist wichtig“, sagt Neudert über eine Stadt, der Demografie-Forscher einen großen Bevölkerungsschwund vorhersagen. Extrem ausgebaut wurde die Kinderbetreuung in Donauwörth, die sich die Stadt heute 1,4 Millionen Euro jährlich kosten lässt – gegenüber 600.000 Euro vor ein paar Jahren („ohne Gegenfinanzierung“). „Aber das ist auch ein Standortvorteil“, weiß der OB. Größter Arbeitgeber in Donauwörth ist Eurocopter. 6.000 Menschen arbeiten dort. Rund 100 Millionen Euro hat der Luftfahrt-

konzern in den vergangenen Jahren investiert. „So ein Konzern stellt auch Forderungen an die Stadtpolitik“, verdeutlicht Neudert. Ein anderer Brennpunkt ist die Donau: Hochwasserschutz und Naherholung zugleich



„Die Vernetzung der Donaustädte würde mich reizen“, hätte Donauwörths OB Armin Neudert ein Steckenpferd, so er im März wieder gewählt wird.

sind die Stichworte auf der Agenda. Der OB bringt den Gegenpol zur Gefahr durch das Wasser auf den Punkt: „Es gibt fast nichts schöneres als eine Stadt am Fluß – das bringt ja auch Atmosphäre!“



Sieg im Spiel gegen die „Große Koalition auf dem Fußballplatz“ Achtungserfolg beim „Stipendiatischen Fußballturnier 2013“

Von Thomas Pfannkuch

Die Mannschaft der Hanns-Seidel-Stiftung hat beim „Stipendiatischen Fußballturnier 2013“ den siebten Platz belegt. Im letzten Spiel setzte sie sich gegen ein gemischtes Team von Konrad-Adenauer-Stiftung und Friedrich-Ebert-Stiftung durch.

Jedes Spiel beginnt bei Null. Wichtig ist auf'm Platz. Fußballphrasen, für die man im Doppelpass drei Euro bezahlt. Und dennoch sind sie treffend und gelten heute noch – auch für das Team der Hanns-Seidel-Stiftung, das am 6. Juli beim „Stipendiatischen Fußballturnier 2013“ in Mainz bei strahlendem Sonnenschein gegen sieben Teams weiterer Begabtenförderungswerke antrat.

Nach der Auslosung der beiden Vorrundengruppen war klar: Das nächste Spiel ist immer das schwerste. Als erster Gruppengegner wartete der Titelverteidiger des Cusanuswerks auf das motivierte Team aus Bayern. Es hieß: Purpur gegen weiß-blau. Von Beginn an war das Team der HSS auf dem Kleinfeld unter Druck. Und das lag daran, dass das Team – wie auch bei den nächsten Spielen – mit einem Spieler weniger antreten musste. Bedingung des Turniers war, stets als Mixed-Team auf dem Platz zu stehen oder mit einem Mann weniger aufzulaufen. Und da sich leider keine Spielerin für das Turnier finden ließ, musste der mannschaftliche Nachteil durch individuellen Einsatz und Kampfeswillen wettgemacht werden. Das Team der Hanns-Seidel-Stiftung setzte sich aus sechs aktuellen Stipendiaten und zwei Altstipendiaten zusammen. Zusätzliche Unterstützung bekam das Team durch den Sohn eines Altstipendiaten.

Nach einer wunderbaren Kombination ging das HSS-Team in der ersten Halbzeit mit 1:0 in Führung. Doch das Spiel dauert 20 Minuten und Schluss ist, wenn der Schiri pfeift. Mitte der zweiten Halbzeit gelang dem Team der bischöflichen Studienförderung noch der Ausgleich. Das HSS-Team war dennoch glücklich: der erste Punkte konnte notiert werden.

Im zweiten Gruppenspiel gegen den späteren Sieger der Friedrich-Naumann-Stiftung hatte das HSS-Team keine Chance: 0:3. Dann stand fest: Im letzten Gruppenspiel wird abgerechnet. In einem eng umkämpften Spiel



Das Team der Hanns-Seidel-Stiftung: hintere Reihe (v.l.) Hubert Eberle, Andreas Dangelmayer, Maximilian Förster, Thomas Pfannkuch, Rainer Klämbt; vordere Reihe (v.l.): Lukas Regner, Thomas Seifert, Emmanuel Ametephe, Valentin Klämbt.

gegen das Ernst-Ludwig-Ehrlich-Studienwerk (ELES) geriet das Team schnell mit 0:1 in Rückstand. Dann hatte das HSS-Team durch einen verschossenen Neunmeter erst kein Glück und dann kam durch zwei Pfostenschüsse auch noch Pech hinzu. Der Pfosten ist und bleibt der beste Freund des Torwarts. Das Team musste in der Offensive alles riskieren. Das Risiko wurde nicht belohnt. ELES gewann das Spiel letztendlich 0:2 und die HSS-Auswahl verpasste durch die Niederlage die Chance, noch auf den zweiten Tabellenplatz zu springen, der zum Halbfinale berechtigt hätte. Mit einem Freundschaftsspiel hatte die aggressive Spielweise des ELES-Teams hingegen wenig zu tun.

Gegen die „Große Koalition auf dem Fußballplatz“ aus Konrad-Adenauer-Stiftung und Friedrich-Ebert-Stiftung konnte im Platzierungsspiel mit einem verdienten 2:0 der siebte Platz erzielt werden. Bei der Premiere der Hanns-Seidel-Stiftung beim Stipendiaten-

Gegen den Titelverteidiger des Cusanuswerks holte das Team der Hanns-Seidel-Stiftung (blaue Trikots) ein 1:1 Unentschieden.

Cup, auch wegen der Benachteiligung, ein beachtliches Ergebnis. Im Finale setzte sich die Friedrich-Naumann-Stiftung mit 3:0 gegen die Studienstiftung des deutschen Volkes durch, der dritte Platz ging ans Cusanuswerk.

Trikottitelträger

Einen „Titel“ konnte das HSS-Team dennoch gewinnen: Die Wertung der besten Teamkleidung ging mit weitem Abstand nach Bayern. Dank der großzügigen Unterstützung durch den CdAS konnte für das gesamte Team ein kompletter Trikotsatz geordert werden. Herzlichen Dank an den CdAS-Vorstand!

Fußballerinnen dringend gesucht!

Nach dem Spiel ist vor dem Spiel. Oder in diesem Fall: Nach dem Turnier ist vor dem Turnier. Die Mannschaft der Hanns-Seidel-Stiftung hat sich vorgenommen, im nächsten Jahr noch stärker und mit weiblicher Unterstützung beim 4. Stipendiaten-Cup wieder anzutreten.



Foto: Martin Urschel

Am Puls der Zeit: Drohnen mit dem 4D-Effekt Besichtigung bei Cassidian in Manching

Von George Kalmutchi

Der Standort Manching (bei Ingolstadt) der Firma Cassidian stand im Mittelpunkt eines Besuchs von Münchner Stipendiaten der Hanns-Seidel-Stiftung.

Andreas Hammer, Senior Vice President und Head of Central Functions, verschaffte den Besuchern einen Überblick. Cassidian gehört zu EADS, dem seit 2009 größten Unternehmen für Luft- und Raumfahrt. EADS besteht aus vier großen Unternehmen: Airbus, Eurocopter, Cassidian und Astrium. Airbus ist Weltmarktführer für Passagierflugzeuge. Eurocopter produziert Helikopter für den weltweiten Einsatz bei Feuerwehr, Rettung, Polizei und Militär. Astrium stellt Raketen sowie Satelliten her und Cassidian hat ein weites Portfolio für die Verteidigung mit luft-, see- und bodengestützten Systemen. Im Bereich Sicherheit geht es um Grenzsicherheit, Notrufleitstellentechnik, digitalen Sicherheitsfunk und „Cyber Security“ (mit dem primären Ziel des Selbstschutzes von Cassidian und EADS). Stars von Cassidian sind Drohnen. Das Topmodell „EuroHawk“ erreicht eine Flughöhe von 20 Kilometer und hat eine Reichweite von 6.000 Kilometer. Diese Drohnen erfüllen die sogenannten „4D Missionen“: dumm, dull, dangerous und dirty.

Nach der Einführung führte Hilmar Eckert,



Welche Brisanz das Thema „Drohnen“ international wie in der deutschen Verteidigungspolitik bekommen sollten, ahnten die Stipendiaten beim Besuch von Cassidian in Manching noch nicht.

Head of Protocol in Manching, durch die Eurofighter-Produktion. Hier werden mehr als 140 Top-Secret-Projekte durchgeführt. Dazu gibt es auch eine Bibliothek mit 90.000 klassifizierten Dokumenten. Es wird nach dem „Need2Know-Prinzip“ gearbeitet: Jeder weiß genau das, was er für seine Arbeit braucht.

Der Eurofighter ist ein sehr komplexes Projekt, an dem vier Nationen beteiligt sind: Deutschland (Flight Control), Großbritannien (Avionics), Spanien (Structural Technology) und Italien (Utilities). Die Produktionszeit eines solchen Militärjets von Baubeginn bis

zur Auslieferung beträgt drei Wochen. Ein solches Flugzeug, mit einem „25-Jahre-glücklich-sorglos-Paket“ inklusive (Neurüstung/ Update, Wartung, Reparatur) kostet 100 Millionen Euro. In jedem Flugzeug liegen ca. 100 Kilometer Kabel. Am Standort Manching werden auch andere militärische Flugzeuge, wie Transportflugzeuge und die Flugzeuge mit dem NATO-AWACS-Frühwarnsystem gewartet.

Ein kurzer Besuch im Museum der Messerschmitt-Halle – in der einige alte, aber flugfähige Modelle ausgestellt sind – rundete den Termin in Manching ab.

Bodyguard mit Worten

Die Hochschulgruppe Esslingen im Ministerium für Wirtschaft und Finanzen von „BW“

Die kleine Stipendiatengruppe Esslingen war Anfang Juni 2013 in das baden-württembergische Ministerium für Wirtschaft und Finanzen zu einem Gespräch mit Staatssekretär Ingo Rust (SPD) geladen.

Staatssekretär Ingo Rust ist gebürtiger Abstätter und studierte an der Hochschule Esslingen Maschinenbau, bis 2011 war er Assistent und Lehrbeauftragter der Hochschule. 2011 wurde er Staatssekretär im Ministerium für Wirtschaft und Finanzen unter Minister Nils Schmid (SPD). Rust erzählte von seinem beruflichen Alltag und was zu seinen

Aufgaben im Ministerium gehört. Im Anschluss wurde über die großen Themen diskutiert: das Bildungssystem in Baden-Württemberg, die Mautfrage, die baden-württembergische Finanz- und Schuldenlage sowie der Länderfinanzausgleich. Auch auf kritische Fragen gab der Staatssekretär souveräne Antworten und machte seine Sicht der Dinge verständlich.

Nach diesem Gespräch hatte die Hochschulgruppe noch ein Treffen im Westflügel des Schlosses mit dem Leiter der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Ministeriums, Daniel Abbou. Dieser erläuterte den Teilneh-

mern auf sehr direkte, aber auch sehr sympathische Art die Arbeitsweise der Pressestelle einer solchen Institution. So beginnt ein Tag Abbous mit dem Lesen vieler (über-) regionaler Zeitungen und des Pressespiegels, der sämtliche Artikel enthält, die das Ministerium und seinen Chef betreffen. Sobald Abbou auf dem neuesten Stand der aktuellen Meldungen und Nachrichten ist, folgen Pressekonferenzen und Besprechungen mit dem Minister sowie dem Staatssekretär. Daniel Abbou ist Ratgeber und sogleich „Bodyguard mit Worten“ wie er es selbst ausdrückte.

Johanna Ascherl

Nach der Wahl ist vor der Wahl

Leipziger Stipendiaten im Gespräch mit Bobachtern der US-Wahlen

Von Michael Schramm

„Osama bin Laden ist tot und General Motors lebt.“ Joe Bidens Slogan wurde zu einem der am häufigsten zitierten Sätze des US-Wahlkampfes, der im Herbst 2012 nicht nur die USA in Atem gehalten hatte.

Zu einer Podiumsdiskussion über den Wahlkampf in den USA Ende Oktober 2012 hatte die Hochschulgruppe Halle/Leipzig der Hanns-Seidel-Stiftung in Kooperation mit dem CdAS und der Leipziger Stipendiatengruppe der Konrad-Adenauer-Stiftung eingeladen. Im Seminarraum des Zeitgeschichtlichen Forums – der Leipziger Standort der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland – versammelten sich nur wenige Stunden vor dem letzten und entscheidenden Fernsehduell zwischen Barak Obama und seinem Herausforderer Mitt Romney ca. 75 (Alt-)Stipendiaten. Auf dem Podium begrüßten die beiden Gruppensprecher Stephan Dehn (KAS) und Michael Schramm (HSS) Kerstin Plehwe (Vorsitzende der Initiative ProDialog und als Moderatorin für n-tv in der Wahlnacht zusammen mit Dieter Kronzucker live berichtend), Prof. Crister Garrett (Institut für Amerikanistik der Universität

Leipzig) und Helena P. Schrader (Konsulin für politische und wirtschaftliche Angelegenheiten am US-Generalkonsulat in Leipzig).

Zu Beginn berichtete Kerstin Plehwe von ihren Erfahrungen, die sie während des US-Wahlkampfes vor Ort sammeln konnte und ging dabei auf die Vorwahlen, die Medialisierung des Wahlkampfes und die Mega-Budgets sowie den Verlauf der vorherigen Wahlen ein. Anschließend stellten Garrett und Helena Schrader als Landsleute mit Außenperspektive die Kandidaten und das Wahlsystem im Kontext des „american way of life“ vor.

Die Themen der Diskussion waren vielseitig: Ausgehend von der Frage nach der für Außenstehende recht schwer nachzuvollziehenden Unterscheidbarkeit der Wahlprogramme von Republikanern und Demokraten rückten schnell die wirtschaftlichen Pro-

bleme der USA sowie deren Folgen für die Weltwirtschaft in den Mittelpunkt des Interesses. Immer wieder wurde dabei vor allem von Garrett und Schrader auf die besondere politische Kultur und die in vielen Punkten von der europäischen verschiedene Mentalität der US-Amerikaner hingewiesen.

Nach intensiven 90 Minuten Diskussion und vielen interessanten Einsichten sowie nicht minder vielen offenen Fragen wurde der gesellige Teil der Veranstaltung von den beiden Sprechern mit einer Einladung zum vom CdAS spendierten Imbiss eröffnet.

Wie die Wahl ausging, ist bekannt. Nun bleibt abzuwarten, ob nach der zweiten Amtszeit Obamas General Motors nach wie vor leben wird und ob oder wie sich die USA als letzte Supermacht der Welt in diesen krisenreichen Zeiten behaupten kann.



Diskutierten mit Stipendiaten in Leipzig (Foto rechts) über die US-Wahlen: (v.l.) Journalistin Kerstin Plehwe, Stephan Dehn und US-Konsulin Helena P. Schrader.



Fotos: M. Schramm

Auf den Spuren der „Bewegung“ in München

Die Feldherrenhalle auf dem Münchner Odeonsplatz ist ein markantes Gebäude der Landeshauptstadt. Auch sie hat – wie so viel hier – eine wechselvolle Geschichte. Münchens CdAS-Regionalgruppensprecher Dr. Michael Nadler blickte auf einem Stadtspaziergang zurück und informierte über das „braune München“.

Der Startpunkt der Tour war wohlbedacht: Die 1841 bis 1844 im Auftrag von König Ludwig I. nach dem Vorbild der Loggia dei Lanzi in Florenz erbaute Feldherrenhalle ist kein Nazibau, und doch spielte sie in der „Hauptstadt der Bewegung“ eine wichtige Rolle. Am Morgen des 9. November 1923 stießen Hitler und seine Anhänger hier auf die Bayerische Landespolizei, die den Hitler-Ludendorff-Putsch blutig stoppte und 16 Putsch-

sten tötete. Nach der Machtergreifung 1933 stand hier eine „Ehrenwache“ der SS. Jeder Passant musste die Gefallenen mit dem Hitlergruß ehren. Alljährlich wurde ein „Marsch auf die Feldherrenhalle“ zum Gedenken an den missglückten Putsch abgehalten.

Die zentralen Gebäude des NS-Regimes waren nicht weit entfernt zu finden, zeigte Michael Nadler bei weiteren Stationen an der Briener Straße. Schräg gegenüber des heutigen „Platzes der Opfer des Nationalsozialismus“ befand sich das Wittelsbacher Palais, in dem Himmler (er war schon 1923, damals noch unbedeutend, im Zentrum des Geschehens) im Oktober 1933 das Hauptquartier der Gestapo einrichtete. Hier, mitten in München, wurden unliebsame Personen, Andersgläubige, Oppositionelle verhört und eingesperrt, das Denunziantentum blühte.

In der Briener Straße könnte fast jedes Haus eine düstere Geschichte erzählen. Diverse Parteiorganisationen hatten hier ihre Vertretung, vom „Haus der Deutschen Ärzte“ über das „KdF“-Hauptquartier bis zum Sitz der „Deutschen Arbeitsfront“ und natürlich, unweit des Königsplatzes, das „Braune Haus“, die Parteizentrale der NSDAP. Hier entsteht derzeit ein neues NS-Doku-Zentrum. Gleich um die Ecke der „Führerbau“ und, baugleich gegenüber auf der anderen Straßenseite, der NSDAP-Verwaltungsbau, dazwischen zwei Ehrentempel für die Putschisten, davor der monumentale Königsplatz, von Hitler in „Königlicher Platz“ umbenannt – ein perfekter Ort für Aufmärsche.

Michael Nadler stellte eindrucksvoll dar, wie weit die NS-Diktatur in die Gesellschaft hineinregierte.

Heiko Richter

„Wisse, vor wem du stehst!“

Besuch der Stipendiatengruppe München VIII in der Ohel-Jakob-Synagoge

Von George Kalmutchi

Die Ohel-Jakob-Synagoge der Israelitischen Kultusgemeinde München und Oberbayern besuchte die Stipendiatengruppe München VIII Anfang Februar 2013. Elisabeth Rees-Dessauer führte durch das Gemeindezentrum, das neben der Synagoge weitere Einrichtungen umfasst – unter anderem das Rabbinat, das Kulturzentrum, das Jugendzentrum, eine Grundschule und einen Kindergarten, ein koscheres Restaurant wie auch einen mietbaren Festsaal.

Die Führung begann am Gemeindezentrum vis-à-vis der Synagoge. Die beiden Gebäude sind unterirdisch durch den „Gang der Erinnerung“ verbunden. Auf einer Seite einer beleuchteten Wand stehen die Namen aller Münchner Juden, die im Holocaust gestorben sind. Auf der anderen Wandseite stehen vier Worte: Erinnern, Trauern, Gedenken und Mahnen sowie Lernen, Versöhnen, Sprechen und Leben. Auf dem Weg nach oben zur Synagoge sieht man den am 9. November 2003 gelegten Grundstein.

Genau drei Jahre später, am 9. November 2006, wurde die Synagoge eingeweiht. Sie ist kleiner als die ehemalige, 1887 errichtete Münchner Synagoge (500 Plätze im Vergleich zu 1800 Plätzen). Die ursprüngliche Synagoge wurde in der NS-Zeit 1938 abgerissen. Die Zeitkapsel der alten Synagoge wurde aber gerettet, aufbewahrt und am Eingang in der neuen Synagoge ausgestellt.

Steine aus Jerusalem

Die Außenmauer der neuen Synagoge erinnert an die Klagemauer in Jerusalem (die letzte Mauer des israelitischen Tempels, der von den Römern zerstört wurde), der obere Teil an die Struktur eines Zeltes. Wenn man in der Synagoge im richtigen Winkel nach oben blickt, kann man an der Decke viele Davidsterne erkennen. Der Stein um den Thoraschrein wurde aus Jerusalem importiert, die anderen Steine kommen aus Bayern und der

Schwäbischen Alb. Die Vorderseite ist, wie bei Synagogen üblich, nach Jerusalem ausgerichtet.

Nach jüdischem Ritual tragen Männer sowie verheiratete Frauen eine Kopfbedeckung. Dies gilt als Zeichen des Respekts und zur Erinnerung, dass Gott über den Menschen steht. Im Inneren ist die quadratische Synagoge in mehrere Bereiche eingeteilt. An den beiden Seiten sitzen während des Gottesdienstes die Frauen, im mittleren Bereich sitzen die Männer (orthodoxe Aufteilung). Die vorderen Sitze sind für den Chorus (beim jüdischen Gottesdienst werden keine Instrumente benutzt). Vor den Teilnehmern stehen

einmal gelesen. Die Lesung erfolgt in der Mitte auf der Bühne (hebr. Bima). Dort gibt es ein Pult, worauf die Rollen gelegt werden. Während die Schriftrollen in die Mitte der Synagoge getragen werden, drehen sich alle Leute aus Respekt mit dem Gesicht zu ihnen. Gottes Name wird nicht gesprochen, um seinen Namen nicht zu entwerten. Stattdessen werden Synonyme verwendet.

In der Synagoge finden auch jüdische Hochzeiten statt. Dazu wird über die vier Pfosten in der Mitte ein weißer Baldachin gelegt. Während der Hochzeit werden Männer und Frauen durch die Mitte getrennt (rechts Männer, links Frauen).



Foto: Tobias Hartmann

Modern und schlicht ist die neue Synagoge in München, die die Stipendiaten besichtigten. Den Thoraschrank – von einem blauen Vorhang verdeckt – umrahmen die zehn Gebote.

vorne rechts die beiden Rabbiner (der Hauptrabbiner und der Jugendrabbiner), vorne links der Kantor und der Chordirigent. Vor allen befindet sich der große Thoraschrank mit den fünf Büchern Mose, aus denen bei jedem Gottesdienst gelesen wird. Auf dem Thoraschrank selbst stehen (auf Hebräisch) die zehn Gebote. Ein Vorhang mit zwei Friedentauben bedeckt die Thorarollen, die aus Pergament gefertigt sind. Über dem Vorhang steht geschrieben „Wisse, vor wem du stehst!“. In einem Jahr werden alle Bücher

Orthodoxe Selbstbestimmung

Die Gemeinde in München umfasst heute ca. 9.500 Mitglieder, wobei mehr als 60 Prozent in den jüngsten 20 Jahren zugezogen sind. Sie versteht sich als orthodoxe Einheitsgemeinde. Dem entsprechend stellt sie einen Rabbiner an. Dieser hat auch andere Verpflichtungen außer dem Gottesdienst, unter anderem die Seelsorge und das Prüfen der Kaschrut (jüdische Speisegesetze) im koscheren Restaurant.

www

ikg-m.de

Die Zauberflöte auf schwedisch

Stipendiatenfahrt der Hochschulgruppe München/Augsburg nach Stockholm

Von Christian Hargasser und Maximilian Golder

Die schwedische Hauptstadt Stockholm war das Ziel einer Studienfahrt der Hochschulgruppe München/Augsburg.

Erster Programmpunkt der Fahrt Ende Oktober 2012 war das modern eingerichtete Nobelmuseum. Bei einer Führung wurden die einzelnen Preise und ihre Herkunft erklärt und Preisträger, wie z. B. der Friedensnobelpreis für die Europäische Union oder der Literaturnobelpreis für Mo Yan vorgestellt. Große Aufmerksamkeit wurde auch dem Leben und Wirken des Alfred Nobel gewidmet, der, seiner Zeit weit voraus, einen globalen Konzern geleitet hat. Ein interessantes Detail zur Preisverleihung ist, dass während der Zeremonie neben jedem Preisträger ein Mitglied der schwedischen Königsfamilie sitzen muss. Zum Zeitpunkt des Besuchs fand eine Sonderausstellung über die 2009 ausgezeichnete, deutsche Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller statt.

Am nächsten Tag fand ein Besuch in der deutschen Botschaft statt. Nach einem kurzen Sicherheits-Check wurden die Stipendiaten von einem Pressebeauftragten und einer Referentin freundlich empfangen. Im Gespräch mit den beiden Mitarbeitern wurden Eindrücke über den Alltag in der Botschaft mit ihren 43 Mitarbeitern vermittelt. Eine Hauptaufgabe liegt darin, für die deutsche Sprache und Kultur in Schweden zu werben. Besonderes Interesse galt dem RAF-Anschlag am 24. April 1975 auf die Botschaft. In Folge dieses Anschlags wurden die Sicherheitsvorkehrungen in der Botschaft deutlich verstärkt. Auch jetzt noch sind Botschaften ein Ziel von Anschlägen. So wurde erst Tage zuvor in der benachbarten, amerikanischen Botschaft ein Brief mit giftigem Pulver abgegeben.

Bei einer Sightseeing-Bootstour waren wichtige Sehenswürdigkeiten wie das Stockholmer Stadthaus (Rathaus), einige Feuerschiffe und eine alte Münchner Brauerei zu bewundern. Immer wieder wurde auf die gute Wasserqualität und den hohen Lebensstandard in Stockholm hingewiesen. Abends stand der Besuch des Stockholmer Opernhauses mit Mozarts „Zauberflöte“ auf dem

Programm. Auch wenn die moderne und lebendige Inszenierung durchgehend in schwedischer Sprache war, konnte man dem Verlauf gut folgen. Auch für Opernneulinge war diese Vorführung sehr kurzweilig. Nach der dreistündigen Aufführung überraschte der erste Schnee – ein Kälteeinbruch, der selbst für Schweden ungewöhnlich war.



Blockhütten aus ganz Schweden sind im Freilichtmuseum „Skansen“ gesammelt.

So waren die alten, beheizten Blockhütten im Freilichtmuseum „Skansen“ am nächsten Tag eine willkommene Zuflucht, um sich aufzuwärmen. In den Hütten, die aus ganz Schweden zusammengetragen wurden, erfuhr man interessantes über das Leben der früheren Hausbesitzer. Daneben sah man einige typische Tiere wie Bären, Rentiere und Elche. Im Anschluss daran besuchten die Stipendiaten den schwedischen „Riksdagshuset“, den Reichstag. Das ehemalige Bankgebäude bietet Platz für 349 Abgeordnete. Für 1.200 Mitarbeiter gibt es aber nur vier Parkplätze. Beim Bau der Tiefgarage war man auf archäologische Funde gestoßen. Die geplante Tiefgarage beherbergt jetzt ein Museum.

Nachdem am ersten Abend ein gemeinsames Essen an den Kapazitäten der schwedischen Re-

staurants gescheitert war, wurden am zweiten Abend gemeinsam Nudeln im Hotel gekocht. Bei dieser Gelegenheit wurde auch das Reiseziel für das folgende Jahr bestimmt. Die Wahl fiel auf Lissabon.

Am folgenden Tag der Abreise war die Besichtigung des Rathauses geplant, das bereits von außen während der Bootstour aufgefallen war. In diesem Gebäude vereinte der Architekt verschiedene Baustile. Nach Angaben des schwedischen Führers steht dort die größte Orgel Skandinaviens. Den Turm des „Stadshus“ zieren die drei Kronen, das königliche Wappen. Der himmelsähnliche Dachstuhl im Saal der Stadträte symbolisiert die Offenheit der dort getroffenen Entscheidungen. Am eindrucksvollsten jedoch war der goldene Saal, dessen Wände mit vergoldeten Mosaiksteinen ausgeschmückt sind. Amüsant war der Hinweis auf die Abbildung des Stockholmer Schutzpatrons, für dessen Kopf wegen zu schnell ausgeführter Bauarbeiten kein Platz mehr war und der mit dem Hals daher an der Decke endet. Der Kopf wurde auf der gegenüberliegenden Wand nachträglich eingefügt. Nach der Besichtigung ging es weiter zum Königsschloss. Dort wurde der feierliche Wachwechsel beobachtet.

Danach ging es schon wieder zurück zum Flughafen und nach München, wo schon mehr Schnee lag als in Stockholm.



1628 war die „Vasa“ bei ihrer Jungfernfahrt gesunken. Das Schiff wurde nach der Bergung 1961 aufwendig restauriert und konserviert. Als eines der besterhaltenen Schiffe aus dieser Zeit kann es von außen besichtigt werden. Grund für den Untergang waren eine ungünstige Bauweise und die falsche Verteilung der Last. Ein Teil der Kanonen war schon damals aus wirtschaftlichen Gründen aus dem Wrack geborgen worden.

Arbeitet so, dass die Umfragen gut werden! Diskussion im Landtag mit Staatsminister a.D. Erwin Huber und Markus Blume

Mitte Juli 2013 wurde die Münchner Stipendiatengruppe I im Landtag zu einer Diskussion mit dem CSU-Politiker Erwin Huber empfangen. Die Einführung wurde von Markus Blume, einem ehemaligen Stipendiat der HSS und seit 1998 MdL sowie zu dieser Zeit Sprecher der Gruppe der jungen Abgeordneten U40, übernommen.

Markus Blume, Abgeordneter für München-Ramersdorf (im September 2013 wiedergewählt) ging eingangs auf die speziellen Münchner „Probleme“ ein. Jeder zweite Grundschüler habe einen Migrationshintergrund – einerseits Zeichen der Internationalität und Offenheit der Gesellschaft, andererseits mit Integrationsproblemen behaftet. Hohe Mieten und Lebenshaltungskosten sind eine weitere Herausforderung für die Münchner CSU. Vor diesem Hintergrund verwies Blume auf ein Projekt am Ostbahnhof, wo ein kreatives Viertel mit neuen Wohnungen, Arbeitsplätzen und Bildungsplätzen geschaffen werden soll. Weitere große Themen sind die

dritte Start- und Landebahn für den Flughafen, die zweite Stammstrecke der S-Bahn sowie die langfristige Entwicklung der Energiebranche nach dem Atomausstieg. 20 bis 30 Prozent der bayerischen Bevölkerung möchten in Städte ziehen. Um der Landflucht zu begegnen, sei beschlossen worden, keine (Grund-)Schule mehr zu schließen, um nicht auch den letzten Grund für einen Verbleib in der ländlichen Region zu beseitigen. Im Gegensatz dazu wachse München schnell und brauche neue Infrastruktur, neue Schulen und insbesondere neue Gymnasien. Vehement habe sich die CSU für den Euro eingesetzt, der für Bayern eine immense Bedeutung habe. „Es gilt tatsächlich einen Preis zu bezahlen, der sich aber auch lohnt. Vorteile liegen aber im Wettbewerb und im Beschäftigungsgrad“, so Markus Blume. Die Politik selbst habe sich in den jüngsten fünf Jahren beschleunigt. Insbesondere „soziale Medien“ haben die Kommunikation auf politischer Ebene verändert – ein Vorteil für jüngere Abgeordnete, so Blume.

Schon seit 1978 ist Erwin Huber (im Sep-

tember '13 im Wahlkreis Dingolfing wiedergewählt) im Landtag, darunter viele Jahre als Staatsminister mit mehreren Mandaten. Daneben war er von 1988 bis 1994 Generalsekretär und 2007 bis 2008 auch Vorsitzender der CSU. Seine erste Aufgabe als Abgeordneter 1978 war es, Franz Josef Strauß zum Ministerpräsidenten zu wählen. Auch Huber verglich die Politik früher und heute. Durch Internet und ein Vielzahl von Live-Medien geschehe alles „real-time“, was zu Zeitdruck und Hektik führe. Aber mit dem Alter, so Huber, komme auch die Verantwortung.

Huber zitierte Strauß: „Richtet euch nicht nach Umfragen, sondern arbeitet so, dass die Umfragen gut werden!“ Heute arbeite man meistens umgekehrt, man richte sich nach den Umfragen als dem „Willen des Volkes“. Laut Huber sei das Erfolgsmodell etwa in der Mitte. Der Politik fehle es heutzutage auch sehr an Professionalität. Die große Bühne der Politik ist aber in Berlin. Dort werden die Linien für die Wirtschaftspolitik, für das Arbeitsrecht und die Steuergesetzgebung gelegt. Somit bleibe wenig Entscheidungsraum für das Land. Bayern habe mit seinen zwölf Millionen Einwohnern allerdings eine gewichtige Stimme. Wirtschaftliche Aspekte wurden von Huber ebenfalls angesprochen. Ein wichtiges Thema sei die Erwerbsquote sowie auch der Gehaltsunterschied zwischen Männern und Frauen. Die Mentalität müsse sich hier ändern und der Staat müsse Mütter und Familien mehr unterstützen. Dies könne beispielsweise durch Elternzeit für beide Eltern und durch mehr Krippen und Schulen geschehen.

George Kalmutchi/vg



Foto: Carolin Pirkel

So zu arbeiten, dass die Umfragen den Erwartungen entsprechen, empfahl Staatsminister a.D. Erwin Huber (rechts) in Anlehnung an Franz Josef Strauß den heutigen Politikern.

Exkursion in die Machtzentralen der Landeshauptstadt

Auf Bildungsreise in die Landeshauptstadt war die Stipendiatengruppe Bamberg, um sich beim Bayerischen Rundfunk in Unterföhring und in der Staatskanzlei umzusehen.

Zwischen Kameras, Lampen und Mikrofonen mussten sich die Stipendiaten in einem Fernsehstudio bewegen, da dieses gerade umgebaut wurde. Im Tonstudio wurde erklärt, wie Tonspuren aufeinander gelegt oder synchronisiert werden und wie bestimmte Geräusche, wie beispielsweise das Klirren eines Glases, nachträglich eingefügt werden können. Im Regieraum wurde deutlich, wie

viele Personen tatsächlich für eine Live-Sendung vor einer großen Wand mit vielen Bildschirmen arbeiten. Tontechniker, Bildmischer, Bauchbindentexter, Redakteure und Regisseur sind nur die wichtigsten, um das endgültige Bild, Text und Ton zu produzieren. In Unterföhring befindet sich auch der Requisitenfundus mit den Dekorationen für Fernsehproduktionen. „Es hat uns überrascht, wie viele Dekore hier noch selbst produziert werden“, kommentierte Isabell Brähler-Körner den Rundgang durch Schreinerei, Näherei, Malerei und Deko-Werkstatt.

Zweite Station war die Staatskanzlei, wo Birgit Kleinhappl über den Aufbau sowie Organe und Abteilungen informierte. Ein Besuch in der Staatskanzlei wäre nur halb so interessant, wenn man nicht auch auf dem Rundgang durch Orangerie (der Glasbalkon zum Hofgarten hin) Kuppelsaal, Zirbelstube und Empfangsvorzimmer der Ministerpräsidenten in den Ministerratssaal käme, wo auch die Bamberger Stipendiaten einmal ausprobieren konnte, wie es sich auf einem Ministersessel so sitzt.

I. Brähler-Körner/vg

Weinseminar in Meersburg

Konzilstadt Konstanz vor dem Stabwechsel in Baden-Württemberg besichtigt

Von Dr. Steffen Mayer

Dass man in Baden-Württemberg zu Geselligkeit bei Wein und gutem Essen neigt, ist jenseits von Iller, Rhein und Neckar durchaus bekannt. So lag eine Veranstaltung zur Pflege der Geselligkeit und des guten Geschmacks in der CdAS-Regionalgruppe Baden-Württemberg nahe, die im Ländle verstreuten Mitglieder zumindest einmal im Jahr in großer Zahl zu vereinen. An einem Wochenende im Jahr 2002 hatte daher das erste Weinseminar der Regionalgruppe Baden-Württemberg am Bodensee stattgefunden – in einer Region, die wegen der guten Böden und des milden Klimas geeignet erschien, guten Wein hervorzubringen.

Zusammen mit der Regionalgruppe Schwaben traf man sich unter dem Motto „Wirtschaftsfaktor Öchslegrad“ (der Titel spiegelte den wissenschaftlichen Rahmen der Veranstaltung), um auch die Chemie des Weines bei einem zünftigen Winzervesper zu studieren.



Vor dem Weinseminar wurde Konstanz besichtigt. Weithin sichtbar ist dort seit ein paar Jahren die „Imperia“, eine unzüchtig (un)bekleidete Dame, die weltliche wie kirchliche Herrscher in der Hand hat – eine der vielen Anspielungen in



Foto: Volker Göbner

Bei den Wahlen zum CdAS-Regionalgruppenvorstand Baden-Württemberg ging das Amt des Sprechers von Dr. Steffen Mayer (3.v.r) auf Yorck Fratzky (r.) und das des stellvertretenden Regionalgruppensprechers von Dr. Klaus Rinkel (l.) auf Dr. Wolfgang Pühs (2.v.l.) über.

Es erwies sich wieder einmal als richtig, dass Wein vereint und so fand das Weinseminar einen festen Eintrag in die Kalender der Mitglieder der Regionalgruppe im Südwesten und darüber hinaus. Ja, es wurde ein geradezu legendärer Bestandteil des gesell-

schaftlichen Lebens der Baden-Württemberger, zweimal in Meersburg, in Zell-Weierbach, mehrfach in der Ortenau, im Remstal und in Neckarwestheim.

Neben der Geselligkeit liebt der Baden-Württemberger Kontinuität. Angemessene Zeiträume zur Ausübung von Ehrenämtern sind etwa zehn Jahre. Daran haben sich Regionalgruppensprecher Dr. Steffen Mayer und der stellvertretene Regionalgruppensprecher Klaus Rinkel gehalten. Und was konnte ein schönerer Rahmen für einen Wechsel an der Spitze der Regionalgruppe sein, als das Weinseminar.

Fast auf den Tag genau nach zehn Jahren fand im November 2012 das Weinseminar abermals in Meersburg statt. Insgesamt 19 Teilnehmer kamen zuerst zu einer Stadtführung nach Konstanz auf der anderen Seite des Bodensees. Man fand sich an der „Imperia“ ein, einem einst umstrittenen Werk des Künstlers Peter Lenk, um auf den Spuren der Vergangenheit in der Konstanzer Gegenwart die Konzilstadt zu erlaufen.

Abends ließ es sich dann Dr. Jürgen Dietrich, Direktor des Staatsweinguts Meersburg, nicht nehmen – in wacher Erinnerung des Jahres 2002 –, abermals Probensprecher bei einem guten Menü zu sein und die Weine des Staatsweinguts zu präsentieren.



der Stadt auf das Konzil, das die Periode dreier (gleichzeitiger) Päpste (daher auch drei Pfaue) beenden sollte. 499 Jahre später kamen die Altstipendiaten. Abends wurde dann der Bodenseewein probiert.



Mechler, Vereinödung und Power-Grip im Allgäu „Schwabenrunde“ des CdAS auf Klufftis Spuren in Kempten

Von Dr. Volker Göbner

Der Allgäuer ist ein „Mechler“. Eine wörtliche Übersetzung dafür gibt es nicht. Aber der Allgäuer an sich gibt sich nach vorne skeptisch und grantelnd, eigenbrötlerisch – trefflich in der Person eines gewissen Kommissar Klufftinger beschrieben. Hinter den Türen (manche sagen despektierlich im Hinterhof) ist der Allgäuer aber ein Tüftler und gibt sich nicht zufrieden, wenn etwas vermeintlich nicht geht.

Das beruht sicher nicht darauf, dass der Allgäuer dort lebt, wo andere ihren Urlaub verbringen. Denn der Allgäuer lebt schon viel länger dort, als die deutsche Arbeiterbewegung nennenswerte Erfolge in Sachen Urlaub erzielt hat. Denn zuerst war das Allgäu, dann kam Schloss Neuschwanstein (ja, das liegt auch im Allgäu) und erst nachher der gewöhnliche Tourist. Und aus alter Historie heraus ist das Allgäu auch von der „Vereinödung“ gekennzeichnet. Einödhöfe sind ein Charakteristikum der hügeligen Landschaft.

Kempten als Vorzeigestadt im Klimaschutz

Alle drei Aspekte – die Mechler, die Vereinödung und die Touristen – spielen heute eine wesentliche Rolle, wenn man sich das Allgäu unter dem Aspekt „Energiewende“ anschaut. Wer Energie sagt, meint in dieser Gegend das „Allgäuer Überlandwerk“, etwas sperrig mit AÜW abgekürzt. Carmen Albrecht, daselbst für energiewirtschaftliche Grundsatfragen und Produktinnovationen zuständig, erläuterte bei der „Schwabenrunde Süd“ der CdAS-Regionalgruppe Augsburg/Schwaben, dass die Stadt Kempten und das Allgäu in Sachen Energiewandel schon jetzt eine Vorzeige-Region sind.

Die ersten Studien über erneuerbare Energien wurden schon 2008 durchgeführt, viele Projekte initiiert. „E-Mobilität“ heißt es heute, damals wurden die „ersten“ Elektroautos vorgestellt, Elektro-Fahrräder und Segways versuchte man einzuführen. „Die Öffentlichkeit war damals sehr skeptisch“, erinnert sich Umwelt-Ingenieurin Carmen Albrecht.

Doch der Allgäuer wäre kein Allgäuer, wenn er nach ersten Problemen aufgeben würde. So gibt es heute 300 E-Fahrräder an

rund 100 Verleihstationen. „Das ist auch touristisch interessant“, betont Albrecht. Auch können heute 40 E-Autos gemietet und an 15 öffentlichen Ladestationen gratis aufgeladen werden. Ein Problem sei die Abrechnung – aber auch da finden die Allgäuer eine Lösung. Intelligente Stromnetze werden gerade in Wildpoldsried untersucht und auch am Stein der Energie-Weisen, der Steuerung des Stromverbrauchs, arbeitet das AÜW. Ideal wäre es beispielsweise, wenn der Eigentümer einer Photovoltaikanlage den bei Sonnenschein erzeugt Strom gleich in der Batterie seines Elektro-Autos speichern würde, statt selbigen erst ins Netz (das ja in der ganzen Republik auf einen Ausbau wartet) einzuspeisen.

„Wir waren immer ein Jahr voraus“, fasst Carmen Albrecht die Projekte und Ideen zusammen. Ein neuer Schwerpunkt ist die bundesweite Vernetzung der Projekte, um Erfahrungen auszutauschen.

Aktuell wird der gesamte Bereich des AÜW, eine rein kommunale Gesellschaft, mit 33 Prozent regenerativer Energie versorgt. Exponentiell „zugebaut“ wurde dabei in den vergangenen Jahren im Bereich der Photovoltaik. Sowohl private Anlagen wie auch Beteiligungsmodelle boomten. Heute sind 125 MW an Solarzellenleistung installiert, sechs Mal soviel wie 2006. Ebenfalls ein großes Potenzial hat die Windkraft im Allgäu. Doch hier ist der Widerstand aus der Bürgerschaft erheblich. Die Stromerzeugung aus Biomasse hat im Allgäu ihre Grenzen in der bereits erwähnten Vereinödung und der vor allem durch Weide-Wiesen geprägten Landschaft. Denn einen großen Anteil an der Landwirtschaft haben kleine Bauernhöfe, die als Einödhöfe über die Hügel versprenkelt sind. Auch die Power-Pflanze für die Biogas-Anlagen, der Mais, ist im Allgäu noch lange nicht so verbreitet wie in typischen Ackerbau-Regionen.

Eine ambitionierte Marke gilt es indes zu erreichen: Bis 2020 sollen 70 Prozent des Allgäu-Stroms aus regenerativen Quellen stammen. Das Potenzial sei vorhanden.



Carmen Albrecht erläuterte die Klimaschutzpolitik des Allgäuer Überlandwerks.

Schluckspecht: 64 Kubikmeter pro Sekunde

Die Wasserkraft in Bayern sei weitgehend ausgebaut (also ausgenutzt), wird immer wieder kolportiert. Pfeifendeckel. „Repowering“ ist das Zauberwort, das noch mehr Strom aus den Flüssen holt. Ein Musterbeispiel ist das Illerkraftwerk „Kesselstraße“ des AÜW, durch das Gerhard Juli führte. 320 Prozent höher ist die Ausbauleistung dieses Wasserkraftwerks, das 2010 eingeweiht wurde. Schon in den 50er Jahren war dort ein kleines Wasserkraftwerk errichtet worden. 20 Kubikmeter Wasser pro Sekunde flossen seither maximal durch die Turbinen. Mit dem Neubau können bis zu 64 Kubikmeter pro Sekunde genutzt werden. Daraus werden bei Vollast in zwei Turbinen mit je 1,4 MW Nenn-

Eine Herausforderung für Techniker, Architekten und Städteplaner sind das erneuerte Wasserkraftwerk „Kesselstraße“ und die alten Industriebauten links und rechts der Iller.



leistung rund 10,5 Millionen Kilowattstunden Strom – der Jahresverbrauch von rund 3.000 Haushalten.

Doch nicht nur das energietechnische „Upgrade“ war eine Herausforderung, sondern auch die architektonische Verpackung an einer besonderen Lage. Denn seit über 130 Jahren war diese Stelle der Iller geprägt von zwei dominierenden Bauten der frühen Textilindustrie. Doch zuletzt standen die Gebäude links und rechts der Iller nur noch unter Denkmalschutz, statt unter Dampf. Der Betongold-Boom der Neuzeit hat die zerfallenden Ruinen dem Dornröschenschlaf entrisen. Auf der einen Seite ist das Gebäude bereits entkernt, knapp 90 Wohnungen sollen darin entstehen. Auf der anderen Seite laufen die Vorbereitungen dazu.

14 Millionen Euro wurden in den Neubau des Wasserkraftwerks investiert. Rund 1,5 Millionen Euro davon gingen als Mehrkosten in die zusätzlichen Anforderungen innovativer Architektur. Denn das Gebäude steht nicht als quaderförmiger Bau auf einem Wehr, sondern schmiegt sich wie eine eingefrorene Riesenwelle in den Lauf der Iller.

Zu allem Überfluss spannt sich genau über das Kraftwerk eine antike Kabelbrücke im Baustil von Eiffels Turm. Zwar liegen hier keine Kabel mehr, aber der Denkmalschutz steht auf solche Überbleibsel. Die Integration des eisernen Stegs mit der antikgrünen Rostschutzfarbe lässt indes den Betrachter glauben, er hätte eine grundlegende Aufgabe für die Funktion der Anlage.

Von innen betrachtet sieht man (dezent von Gerhard Juli darauf hingewiesen) die Details der Innovation. Dach und Gebäude sind beispielsweise mit Gleitlagern entkoppelt. Denn der Beton oben dehnt sich in der Sonne beträchtlich aus, das Fundament dagegen ist rund ums Jahr wassergekühlt und hat eine recht konstante Temperatur. Um das geschwungene Dach statisch zu halten, sind Stützbögen eingezogen – die im Inneren den Eindruck einer ökologischen Sichtbeton-Kathedrale vermitteln. Das Kraftwerk ist indes tatsächlich bereits zu einem Mekka geworden. In 120 Führungen jährlich wird es Besuchern gerne gezeigt – und hat bereits zahlreiche Preise eingeheimst, darunter den „Deutschen Architekturpreis Beton“ von 2011. Nicht ganz unbeteiligt an dem ganzen Projekt war die Stadt Kempten (Hauptgesellschafter des AÜW). Auch stadtplanerisch ist dieser Bereich ein Schwerpunkt, wie Kempens Wirtschaftsreferentin, CdAS-Mitglied Monika Beltinger, erklärte.

Fische, die „Strom-“aufwärts schwimmen wollen, müssen eine „Treppe“ (5,2 Meter Höhenunterschied) nehmen. Durch 30 Schlitzflüsse fließt ein Teil des Wassers diese Treppe hinunter. Dabei reichert sich das Wasser mit Sauerstoff an – und zeigt den Fischen so gleich den direkten Weg nach oben. Dem Umweltschutz geschuldet ist auch die geräuschkämmende Einhausung des Überlaufs am Staubalkenwehr.

Der richtige Grip steht im „Schmelzwerk“ unter Druck

Nicht nur die Erzeugung und Verteilung des Stroms nahm der CdAS bei dieser Veranstaltung unter die Lupe, auch den zweitgrößten Stromverbraucher der Region ließ man zu Wort kommen. Daniel Burtsche präsentierte zunächst einen kleinen Teil der Produktpalette des ESK (ESK Ceramics GmbH & Co. KG; vormals Elektroschmelzwerk Kempten). Hauptsächlich stellt das ESK innovative Nicht-Oxid Keramik her: Pulver, Bauteile und Beschichtungen.

Borcarbid, Bornitrid, Siliciumcarbid, Siliciumnitrid sowie Mischkeramiken werden als Dichtringe oder Kugellager, zur Neutronenabsorption in der Kerntechnik oder als ballistischer Schutz in der Wehrtechnik eingesetzt. Der hohe Energiebedarf für das Schmelzen und Carbidisieren von technischer Keramik war vor über 90 Jahren der Treiber für die Standortentscheidung nach Kempten zu gehen. Die Iller-Wasserkraftwerke lieferten bereits in den 1920er Jahren den Strom für das Schmelzwerk.

„Was uns antreibt, sind Produktinnovationen für neue Marktsegmente“, vermittelte Burtsche, zuständig für den technischen Vertrieb für die Automobilindustrie – einer von 30 verschiedenen Industrien weltweit, die von ESK aus dem Allgäu heraus bedient werden. So sorgt zum Beispiel die Stahlfolie mit Nickelbeschichtung und winzigen, eingelagerten Diamantsplittern für die rutschfreie Verbindung von bewegten Teilen in der Kraftübertragung. Dieses Produkt wurde unter dem Markennamen „EKagrip®“ bereits über 85 Millionen Mal in die Automobilindustrie ausgeliefert. Die Technologie zur Reibwert-erhöhung wurde bereits vor zehn Jahren von der Automobiltechnik auf die Wasserkraft übertragen, später auch für Windkraftwerke.

Extrem energieintensiv ist die Herstellung der keramischen Schmelzen beispielsweise von Borcarbid. Bei über 2.700 Grad Celsius durchläuft das Material drei Wochen lang die sogenannte „Ofenreise“, ehe es weiter verarbeitet werden kann. Über sechs Millionen Euro macht die Stromrechnung (etwa 50 Gigawattstunden) des ESK aus, erklärte Clemens Kippes, kaufmännischer Geschäftsführ-

er und ebenfalls CdAS-Mitglied. Auf das Unternehmen mit 650 Mitarbeitern kommen allein 2013 Mehrkosten durch die EEG-Zulage in Höhe von über 800.000 Euro jährlich zu. „Das muss erst wieder verdient werden“, stellte Kippes klar. Einen Energie-Manager habe man längst eingestellt, der auch in verschiedenen Bereichen den Energieverbrauch deutlich reduzieren konnte. Doch da sind technische Grenzen gesetzt. „Man muss sich unter diesen Rahmenbedingungen immer wieder die Frage stellen, ob es überhaupt noch Sinn macht, Keramik in Deutschland zu schmelzen“, sagte Kippes. Denn auch wenn die Produktion extrem stromintensiv ist, kann das Unternehmen als Ganzes nicht von der Ökostromumlage befreit werden. „Wir zahlen den vollen Strompreis“, so Kippes.



Daniel Burtsche erklärte die Produkte des ESK.

Riskante Politik

Mit einem Blockheizkraftwerk will das ESK einen Teil des Stroms selber erzeugen. Eine Investition von knapp neun Millionen Euro. Das würde auch die Netze entlasten. Doch das Hin und Her der Politik („Strompreisbremse“ etc.) stellten solche Investitionen in Frage – nicht nur im ESK. „Wir brauchen Entscheidungssicherheit!“, forderte Kippes im März 2013 eine verlässliche Politik ein.

Aber das ESK kümmert sich nicht nur um den eigenen Stromverbrauch. Laut Kippes gehen zehn Prozent des Weltenergieverbrauchs in Pumpen. „Da ist noch einiges möglich“, sagen die Produktioningenieure vom ESK, und da wird es auch neue Produkte geben, verspricht Kippes. Wenn das Unternehmen eine energiepolitische Zukunft in Deutschland hat (die Mitbewerber stehen in China und der Ukraine ...), wird es neue Perspektiven für High-Tech-Arbeitsplätze im Allgäu geben – Ideen für innovative Produkte und Konzepte für eine nachhaltige Produktion liegen bereits vor. 

Förderpreis der Hanns-Seidel-Stiftung für junge Liedermacher 2014

Visionen Europa – „Lieder, die Brücken bauen“

Der Förderpreis für junge Liedermacher wird alljährlich von der Hanns-Seidel-Stiftung e.V. verliehen.

Der Förderpreis steht Gruppen und Solisten offen. Das Durchschnittsalter der Teilnehmer sollte 40 Jahre nicht überschreiten. Aus den eingesandten Tonträgern (CDs) ermittelt eine unabhängige Fachjury vier Preisträger.

Die Preisträger werden im Rahmen der kulturellen Veranstaltung „Songs an einem Sommerabend“ in drei öffentlichen Auftritten im Bildungszentrum Kloster Banz/Bad Staffelstein präsentiert. Die Veranstaltung findet vom 3. bis 5. Juli 2014 statt.

Teil der alljährlichen Veranstaltungsreihe ist auch ein Gesprächsforum, an dem namhafte Vertreter der Medien, der Musikbranche, der Musikwissenschaft und der Politik mitwirken und somit dem Nachwuchs die Chance eröffnen, sich mit den mannigfachen Bedingungen der heutigen Musikszene vertraut zu machen.

Bewerbungen sind zu richten an:

Hanns-Seidel-Stiftung e.V.
Institut für Begabtenförderung
z.Hd. Herrn Prof. Hans-Peter Niedermeier
Postfach 19 08 46, 80608 München
(Telefon 089/12 58-272, Telefax 089/12 58-403
E-Mail: weiss-r@hss.de)
www.hss.de/preise/liedermacher.html



Folgende Unterlagen sind beizufügen:

- kurzgefasster Lebenslauf (biografische Notizen mit Angaben über musikalische Vorbildung, Altersangabe sowie ein Foto)
- CDs (in zweifacher Ausfertigung)

Einsendeschluss ist der 1. März 2014.

Die von der Fachjury ermittelten und ausgezeichneten Gruppen und Solisten erhalten einen Förderungsbeitrag von je 2.500 Euro.



„Europa tut weh!“

Kooperationsseminar zur europäischen Sicherheitspolitik in Brüssel

Die Zentralen Europas – politisch wie militärisch – sowie einige Brennpunkt zentraler europäischer Geschichte nahmen 30 Stipendiat(inn)en im April 2013 in Brüssel im Rahmen eines viertägigen Kooperationsseminars der HSS mit den Jugendoffizieren der Bundeswehr unter die Lupe. Doch leerer Bauch studiert nicht gerne – und so wurden auch die einschlägigen kulinarischen „Brennpunkte“ gleich mit untersucht.

Politik und Medien

Philipp Holzheid, Mitarbeiter der bayerischen Landesvertretung in Brüssel (das gerne als „Schloss Neuwahnstein“ titulierte Gebäude zwischen „gläsernen“ Palästen des EU-Parlaments) informierte als Einstieg über „Das Netzwerk der Landesvertretungen in Brüssel“. Holzheid machte dabei klar, wie sehr sich unterschiedliche nationale Mentalitäten und Arbeitsweisen auf den politischen Willensbildungsprozess auswirken.

Anschließend präsentierte Daniel Bolder, EU-Repräsentant der Deutschen Bank, die „Finanz- und Bankenkrise in Europa und regulatorische Antworten der EU“. Ausgehend von den Ursachen der Finanzkrise im Jahr 2009 wurden die Lösungsversuche der EU, wie beispielsweise die mit Basel III verbundenen strengeren Vorgaben an die Eigenmittelausstattung von Kreditinstituten oder die Finanztransaktionssteuer vorgestellt. Durch den Vortrag wurde deutlich, dass aktive Einflussnahme von Interessensgruppen auf die Gesetzgebung der EU zwingend notwendig sei, um sachgerechte Lösungen zu erreichen.

Zu Fuß ging es weiter zum Büro der Hanns-Seidel-Stiftung, wo Christian Forster, Leiter der Verbindungsstelle in Brüssel, unverblümt vor Augen führte: „Europa tut weh.“ Frieden, Wohlstand und Demokratie reichten

heutzutage nicht mehr aus, um die Krisen in der EU zu lösen. Neben Finanz- und Schuldenkrise herrscht auch eine moralische Krise, die nur gelöst werden könne, indem man Europa als wesentlichen Teil der eigenen Identität wahrnehme und weniger als intransparentes, komplexes und nahezu unverständliches bürokratisches Konstrukt.

Die Schlüsselrolle der Medien im politischen Willensbildungsprozess erörterte Birgit Schmeitzner, Journalistin des Bayerischen Rundfunks. „Bad news“ bedeuteten aus journalistischer Sicht tatsächlich „good news“. Viel zu einseitig sei allerdings die Berichterstattung einiger Medienvertreter aus Brüssel: Die Jagd nach der nächsten Schlagzeile habe sich verstärkt, eine objektive Berichterstattung sei nicht immer einfach zu gewährleisten, so der Tenor der erfahrenen Radio-Moderatorin.

Viele weitere Gespräche und Besichtigungen standen in diesen Tagen auf dem Programm: Das EU-Parlament und sein Besucherzentrum, ein Abendessen mit Markus Ferber, dem Vorsitzenden der CSU-Europagruppe, eine Führung durch das historische Brüssel mit dem weltberühmten Pinkeljungen, dem „Manneken Pis“, und dem „Grand Place“ sowie das „Atomium“. Noch einmal in



Ein Männchen, eine Stadt – kaum ein Wahrzeichen ist so bekannt wie das Brüsseler „Manneken Pis“.

der bayerischen Landesvertretung erlebten die Besucher eine Podiumsdiskussion über die aktuelle Lage Bulgariens mit.

Themen wie Berufs- und Praktikumsmöglichkeiten in der EU, die europäische Forschungsförderung, Hintergründe und Fakten zur Europapolitik sowie Lobbyismus füllten einen weiteren Tag in Brüssel.

Kampfeslust und Kampfesfrust

Einen Tag lang gingen die Teilnehmer militärischer Gegenwart und Vergangenheit auf den Grund. Zunächst führte der Weg ins operative Hauptquartier der NATO bei Mons, etwa eine Autostunde südwestlich von Brüssel. Oberstleutnant Günter Schellmann informierte über Auftrag, Struktur und Arbeits-

**Wachsamkeit
ist der Preis der Freiheit**
www.shape.nato.int

weise des „operativen Kopfes“ der NATO-Truppen, genannt „Supreme Head Allied Powers Europa“ (SHAPE).

Nur einen Steinwurf südlich von Brüssel liegt Waterloo. 1815 standen sich dort die Truppen des französischen Kaisers Napoleon Bonaparte und die Allianz der Soldaten des Duke of Wellington und des preußischen Befehlshabers von Blücher gegenüber. Auf dem Aussichtshügel am Ende des Schlachtfelds, dem „Champ de Bataille de Waterloo“, ließ Dr. Rudolf Pfeifenrath die historische Schlacht aus dem 19. Jahrhundert kurzzeitig wieder aufleben. Im Museum informierte ein Film über Hintergründe, Ablauf und Auswirkungen der für Napoleon Bonaparte verhängnisvollen Schlacht.

Verhältnis übers Eck

Wer Brüssel auf dem Landweg besucht, ist immer ganz nah an Frankreich. So lag es nahe, dass Seminarleiter Pfeifenrath auf der Rückfahrt über das „deutsch-französische Verhältnis im geschichtlichen Ablauf“ referierte. Höhepunkt der Fahrt war jedoch der Besuch des Deutschen Ecks in Koblenz. Bei strahlendem Sonnenschein und unter den wehenden Fahnen der deutschen Länder bot sich den Teilnehmern ein sagenhafter Ausblick vom Denkmal Kaiser Wilhelms I. über die Mündung der Mosel in den Rhein.

Judith Angerer/Markus Schmid/vg

Imposante Baukunst im 17. Jahrhundert

Besuch der Münchner Stipendiatengruppen I und XIII im Schloss Nymphenburg

Von George Kalmutchi

Schloss Nymphenburg war das Ziel der Stipendiatengruppen München I und XIII Anfang Juni 2013. Das Sommerschloss der Wittelsbacher wurde ab 1664 erbaut. Damals stand auf dem Areal nur ein Bauernhof namens Chemnatin, der mehrere Kilometer außerhalb der Stadt lag. Chemnatin war als Bezeichnung für ein Schloss nicht besonders ansprechend, sodass das Schloss den Namen Nymphenburg erhielt.

Kunsthistorikerin Dr. Elisabeth Schmidmaier-Kathke von der Bayerischen Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen empfing die Stipendiaten für eine kurze Vorstellung über die Geschichte des Gebäudes vor dem Schloss. Im Eingangsbereich sind zwei Treppenhäuser: Durch die kleinen inneren Treppen der Diener gelangte man in den Festsaal, den Steinernen Saal. Die fürstlichen Treppen sind die breiten äußerlichen Treppen am Schlosseingang und dienten Repräsentationszwecken. Die Malerei im Steinernen Saal ist sehr interessant, da sie vom Maler Johann Baptist Zimmermann mit der „alfresco“-Technik auf feuchtem Putz realisiert wurde. Der Prozess hat insgesamt zwei Jahre gedauert. Diese Technik erfordert bestimmte Außentemperaturen, so dass nur in der wärmeren Jahreszeit auf frischem Putz gearbeitet werden konnte. Als Vorbereitung schuf Zimmermann ein Ölgemälde (heute in Augsburg) als Vorlage der Szenerie auf dem Deckengemälde. Dieses Bild, welches sozusagen als Entwurf diente, musste vom Herrscher abgesegnet werden und seine Zustimmung erhalten. Der Maler starb mit 74 (ein würdevolles Alter damals), zwei Monate nachdem er für sein Werk im Schloss Nymphenburg bezahlt worden war.

Rechts vom Festsaal liegt das Vorzimmer des Fürsten, wo Gäste auf den Empfang stehend warteten. Dort fällt der Blick direkt auf ein großes Bild vom Kurfürst Max-Emanuel. Nach entsprechender Wartezeit durften damals die Gäste – und nun die Stipendiaten – den Audienzraum betreten. Zu sehen sind dort unter anderem neun Damenbilder aus Paris, auf deren Bedeutung die Kunsthistorikerin im Nachhinein einging, sowie eine Geheimtür für die Diener.

Links des Steinernen Saals gelangt man ins Vorzimmer der Fürstin, wo ein Bild des Sohnes Karl-Albrecht (1742 zum Kaiser des Heiligen römischen Reiches in Frankfurt gekrönt) zu sehen ist. Bedingt durch die symmetrische Raumaufteilung des Schlosses gab es auch im linken Flügel ein Audienzzimmer mit Geheimtür für die Dienerinnen und Hofangestellten. Die Kunsthistorikerin verwies auf die außergewöhnlich umfassende Schönheitsgalerie. Diese umfasst zahlreiche Portraits von jungen Damen, die der Prinz besonders reizend und hübsch fand. Einigen von ihnen hat er aus diesem Grund den Lebensunterhalt durch Geschenke oder Heirat mit Hofbediensteten gesichert.

Schmidmaier-Kathke ging daraufhin auf das Jahr 1806 ein, in dem Bayern Königreich wurde und die Fürstin im Zuge dessen zur Königin. Wenige Jahre später, im Jahr 1810, heiratete der bayerische Kronprinz Ludwig, der spätere König Ludwig I. von Bayern, Therese von Sachsen-Hildburghausen. An die Hochzeit schlossen sich mehrtägige Feiern an, in deren Rahmen am 17. Oktober 1810 vor den Toren der Residenzstadt München ein Pferderennen stattfand. Dieses Pferderennen, das fortan jährlich wiederholt wurde, ist der Ursprung des heutigen Oktoberfests.

Im Schlosspark widmete sich die Führung dem Fürsten, der als frankophil galt, so dass er beispielsweise – inspiriert von den Wasseranlagen des Schloss Versailles – einen

Nymphenburg & Co

1662 war ein fruchtbares Jahr für Bayern. Kurfürstin Henriette Adelaide schenkte nach zehn Jahren Ehe dem Kurfürst Ferdinand-Maria einen Thronfolger, den Erbprinzen Max-Emanuel. Aus Freude und Dankbarkeit schenkte der Kurfürst seiner Frau ein Sommerschloss – Nymphenburg –, ließ die Theatinerkirche erbauen und auf dem Starnberger See ein Prunkschiff für die höfischen Feste (protzige Partys der Neuzeit sind da eher Armeleute-Meetings) auf Kiel legen. Für diesen „Bucentaur“ (der mit Ruderern, Seeleute, Personal und den höchsten höfischen Gästen auf drei Ebenen etwa Platz für 500 Leute bot!) wurde auch eine Bootshalle in Starnberg errichtet.

Kanal von der Würm (im Münchner Westen) bauen ließ, um ähnliche Wasseranlagen zu installieren. Darüber hinaus stellte er Gärtner aus Versailles an und ließ Gondolieri aus Venedig kommen. Für die sensiblen Pflanzen im Garten ließ er Orangerien für den Winter bauen. Darüber hinaus wurde im Schlosspark eine weitere Innovation zum Betrieb der Wasserfontänen eingeführt: Pumpen statt Wassertürme. Der kleine Spaziergang im Garten endete an der Amalienburg, gestaltet von François Cuvilliés dem Älteren, einem Ort, an dem die Fürstin ihre Gäste bewirten konnte, abseits des Protokolls im Schloss. Hier konnte sich die Fürstin aber auch ausruhen – oder vom Dach aus Fasane schießen.

Derzeit lebt im südlichen Flügel S.K.H. Franz Herzog von Bayern, Chef des Hauses Wittelsbach seit 1996. Nur einige Tage im Jahr kann er die Räumlichkeiten des Schlosses allein für sich in Anspruch nehmen.

Schloss Nymphenburg vom Park aus gesehen.



Trauer um Professor Franz Knöpfle

Stipendiaten in Augsburg gedenken ihrem langjährigen Vertrauensdozenten

Von Bernd Rochna

Am 2. September 2013 verstarb Prof. Dr. Franz Knöpfle im Alter von 87 Jahren in seiner Heimat Stadtbergen bei Augsburg. Mit ihm verliert nicht nur die Universität Augsburg ihren ersten Präsidenten, sondern auch die Hochschulgruppe Augsburg der HSS ihren früheren, langjährigen Vertrauensdozenten.

Franz Knöpfle wurde am 27. August 1926 in Lindau im Bodensee geboren. Nach seinem Abitur im Jahre 1946 studierte er Rechts- und Wirtschaftswissenschaften an den Hochschulen in München und Freiburg im Breisgau. Nach seiner anschließenden Promotion und verschiedenen beruflichen Stationen wurde er 1958 als Oberregierungsrat in die bayerische Staatskanzlei berufen, in welcher er im Dienstgrad eines Regierungsdirektors als persönlicher Referent von Hans Ehard, Alfons Goppel und dem Namensgeber der Stiftung, Hanns Seidel, tätig war.

Zu Beginn der 70er Jahre übernahm er an der neu gegründeten Universität Augsburg den Lehrstuhl für öffentliches Recht, welchen er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1996 inne



Prof. Dr. Franz Knöpfle

hatte. 1973 wurde er zum ersten Präsidenten der Hochschule in Augsburg gewählt und übte dieses Amt sechs Jahre lang aus.

Mit dem Lehrstuhl an der Juristischen Fakultät in Augsburg übernahm Franz Knöpfle auch die Leitung der Hochschule für Politik in München, welcher er bis zum Jahre 2002 als Rektor vorstand. Im Jahre 2004 wurde ihm von Seiten der Katholischen Universität in Eichstätt aufgrund seines jahrelangen Engagements als Vorsitzender der universitäts-eigenen Stiftung der Titel des Ehrensenators verliehen. Auch auf Bundesebene war Knöpfle tätig und so war er von 1988 bis 2004 Mitglied im wissenschaftlichen Beirat der Bundesakademie für Öffentliche Verwaltung im Bundesministerium des Inneren.

Franz Knöpfle erhielt zahlreiche Auszeichnungen und Ehrungen. So ist er unter anderem Träger des großen Bundesverdienstkreuzes und des Bayerischen Verdienstordens. Zudem erhielt er die Bayerische Verfassungsmedaille in Silber, das große silberne Ehrenzeichen für Verdienste um die Republik Österreich sowie den goldenen Ehrenring des Landkreises Augsburg.

2008 feierte Prof. Dr. Franz Knöpfle im Kreise seiner Stipendiatengruppe der Hochschule Augsburg sein silbernes Jubiläum als Vertrauensdozent der Stiftung. Die Zahl der Stipendiaten, die von ihm mit hohem Engagement betreut und beraten wurden, kann nur erahnt werden. Die Hochschulgruppe Augsburg und der CdAS-Schwaben bedanken sich bei ihrem langjährigen „Chef“ und werden ihn in ehrendem Gedenken halten.

Frauen und das Militär

Das Wechselspiel von Militär und Frauen hat Lubna Azzam untersucht. In der HSS-Publikation „Argumente und Materialien zum Zeitgeschehen“ (AMZ Nr. 90, „Ohne Frauen ist kein Staat zu machen“, Dezember 2013) hat die Auslandsstipendiatin der Stiftung dazu einen Beitrag unter dem Titel „Transformation in Ägypten“ veröffentlicht. „Frauen profitieren von der Militärregierung“, sagt Azzam. Auch wenn es widersprüchlich erscheine, so sollen in der neuen Verfassung, die die ägyptische Militärregierung dem Volk zur Abstimmung vorgelegt hat, die Rechte der Frauen gestärkt werden. „Männer und Frauen

sind gleichgestellt“, fasst Lubna Azzam zusammen. Auch das Recht auf gleiche Entlohnung werde darin verankert.

Die HSS-Publikation kann im Internet (www.hss.de/mediathek/publikationen.html) heruntergeladen oder bestellt werden. Zu diesem Thema diskutierte die Stipendiatin auch kurz zuvor mit Maybritt Illner im ZDF.

Lubna Azzam ist in Berlin geboren – als Tochter eines Ägypters und einer Irin. Aufgewachsen ist sie in Irland. An der FU Berlin studierte sie Politikwissenschaften. Ihre Dissertation bearbeitet sie gerade an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main. vg

JFS-Termine/Fachforen 2014

JFS-Projektseminare 2012

Projektseminar (PS) Printreportage 10.-12.1. WBK
 PS Sprechtraining 17.-19.1. KB
 PS Juristische Herausforderungen für Journalisten, 7.-9.2. WBK
 Kooperationsseminar mit dem IPB: Zwischen Heimatfilm und Lokaljournalismus – Medien und Heimat, 21.-23.2. KB
 PS Moderation, 14.-16.3. KB
 PS Erfolgreich als freier Journalist 21.-23.3. WBK
 PS Datenjournalismus 28.-30.3. KB
 PS Crossmediales Storytelling 1.-4.5. KB
 JFS-Grundlagenseminar 16.-18.5. WBK
 JFS-Printakademie 29.5.-1.6. WBK
 JFS-Hörfunkakademie 5.-8.6. KB
 PS Videojournalismus 19.-22.6. KB
 PS Digitale Fotografie 25.-27.7. WBK
 JFS-Hörfunkakademie 16.-19.10. KB
 PS Online-Journalismus 31.10.-2.11. WBK
 PS Interview 14.-16.11. KB
 JFS-Fernsehakademie 20.-23.11. KB
 PS Presse- und Öffentlichkeitsarbeit 12.-14.12. WBK

Fachforen 2014

Praxisseminar für Fachforumssprecher Rhetorik 17.-19.1. KB
 Jura: Recht und Religion 4.-6.4.2014 KB
 Physik/Ing.: Zukunft der Mobilität 11.-13.4.2014 KB
 ABC: Heimische Fauna 20.-22.6.2014 KB
 Geisteswissenschaften: Feindbilder 20.-22.6.2014 WBK
 Fachforumssprecherkonferenz 25.7.2014 MUC
 Medien: Entern oder Kentern – Journalismus zwischen den Wogen der Datenflut 1.-3.9.2014 Hamburg
 Medizin: Medizintechnik 3.-5.10.2014 WBK
 Wirtschaftswissenschaften: Börsenspekulation und Rohstoffmärkte 17.-19.10.2014 KB
 Team- und Führungsfähigkeiten für Fachforumssprecher: 31.10.-2.11. WBK

Abkürzungen: KB: Kloster Banz
 WBK: Wildbad Kreuth
 MUC: Konferenzzentrum München

Kulissengeflüster

Namen und Neuigkeiten aus der Welt der Stipendiaten und Altstipendiaten

Auszeichnungen in Schweinfurt

Die besten Absolventen des Wintersemesters an der Hochschule Schweinfurt wurden Ende Februar im Rathaus der Stadt Schweinfurt vom Hochschulpräsidenten Grebner, Oberbürgermeister Remelé sowie von Unternehmensvertretern ausgezeichnet. Unter den 20 eingeladenen besten Absolventen befanden sich vier Stipendiaten der Hanns-Seidel-Stiftung: [André Bühling](#), [Karin Ebert](#), [Fabian Schober](#) und [Michael Stumpf](#). Das ist eine hervorragende Quote, wenn man bedenkt, wie wenige Stipendiaten es gesehen auf die Studierendenzahl gibt. [Fabian Schober](#)

Neuer Vertrauensdozent in Leipzig

Seit dem 20. März 2013 hat die in der Diaspora lebende Stipendiatengruppe Halle/Leipzig mit [Prof. Dr. Achim Aigner](#) einen neuen Vertrauensdozenten. An diesem Tag wurde [Prof. Dr. Dieter Schneider](#), der seit über 22 Jahren dieses Amt ausübte, im Rahmen einer Feierstunde verabschiedet. Dazu kamen [Prof. Hans-Peter Niedermeier](#) und [Dr. Gabriele-Maria Ehrlich](#) extra aus München nach Leipzig, um ihm ihre Dankbarkeit für sein langjähriges, ehrenamtliches Engagement für die Stiftung auszudrücken. Schneider war sichtlich gerührt vom großen Zuspruch und der regen Anteilnahme an seiner Verabschiedung. Er sprach von der Arbeit als Vertrauensdozent als eine der schönsten Aufgaben, die er in seinem Leben übernehmen durfte. Besonders mit Gabriele Ehrlich, die ihn Anfang der 90er Jahre hinsichtlich seiner „Vertrauenswürdigkeit“ als Vertrauensdozent auf Herz und Nieren geprüft hatte, verbindet ihn bis heute eine persönliche Freundschaft. Schneider will auch zukünftig der Stiftung und natürlich der lokalen Stipendiatengruppe treu bleiben.

Mit Achim Aigner hat die Exilantengruppe in Leipzig nun einen neuen Vertrauensdozenten, der weiß wie es ist, außerhalb Bayerns ein HSSler zu sein. Er war Promotionsstipendiat der Stiftung in Darmstadt, habilitierte sich im Anschluss an seinen dreijährigen USA-Aufenthalt in Frankfurt/M. und ist seit Anfang 2012 Professor für Klinische Pharmakologie und Toxikologie an der Universität Leipzig. [Michael Schramm](#)

Stanglmeier-Preis für Svenja Wagner

Mit dem Josef-Stanglmeier-Preis 2013 wurde [Svenja Wagner](#) von der Hochschule Regensburg ausgezeichnet. Der nach einem niederbayerischen Bauunternehmer benannte Preis wird seit 1995 jährlich an drei Studierende mit hervorragenden Leistungen vergeben und dient der finanziellen Unterstützung (er ist mit jeweils 2.500 Euro dotiert) bei einem praktischen Semester im Ausland. Stipendiatin Svenja Wagner (Fachrichtung Musik und bewegungsorientierte Soziale Arbeit) war im entwicklungspolitischen Einsatz in Ecuador.

Planspielpreis für Annemarie Baumeister

Mit dem Deutschen Planspielpreis 2013 wurde im September [Annemarie Baumeister](#), Studentin für International Relations and Management (IRM) an der Hochschule Regensburg, ausgezeichnet. Die von Politikprofessor Dr. Markus Bresinsky und der Agentur Valentium Kommunikation betreute Bachelor-Arbeit befasste sich mit einer Simulation zum Thema „Wirtschafts- und Finanzkrise in der EU“. Unter anderem wird dabei die Komplexität der politischen Entscheidungsfindung in Europa deutlich.



Annemarie Baumeister
F.: DHBW Stuttgart

Annemarie Baumeister kam bei dem u.a. vom Planspiel-Fachverband SAGSAGA vergebenen Auszeichnung auf den 3. Platz.

Marketing für Sparkasse

Eine Marketingstrategie für Sparkassenkunden zwischen 18 und 27 Jahren, die sowohl traditionelle als auch neue Medien berücksichtigt, entwickelten vier Studentinnen aus dem Studiengang Marketing der Hochschule Pforzheim, darunter [Julia Hagel](#). Grundlage für das Konzept der vier Marketingexpertinnen war eine breit angelegte Umfrage. Sie wurden im März 2013 mit einem Förderpreis ausgezeichnet, den die Stadtwerke Pforzheim gestiftet hatten.

Nordamerikanische Auto-Kommunikation

Altstipendiat [Alexander Bilgeri](#), Leiter der Wirtschafts-, Finanz- und Nachhaltigkeitskommunikation der BMW Group, geht zum Jahresbeginn 2014 als „Vice President Corporate Communications“ in die USA. Dort verantwortet er künftig die Nordamerikakommunikation – neben den USA auch Mexiko und Kanada – des Automobilherstellers.

„Die Zukunft hat viele Namen. Für die Schwachen ist sie das Unerreichbare. Für die Furchtsamen ist sie das Unbekannte. Für die Mutigen ist sie die Chance.“

Victor Hugo

Öffentliches Kontrollwesen

„Public Controlling“ ist ein neuer Modulstudiengang an der Uni der Bundeswehr in Neubiberg im Rahmen des weiterbildenden MBA-Studiengangs Public Management, den CdAS-Mitglied [Prof. Dr. Bernhard Hirsch](#) leitet. Das Modulstudium vermittelt auf wissenschaftlicher Basis nutzbare Managementkompetenzen für öffentliche Institutionen.

Mir san mir – im Parlament

Sechs ehemalige Stipendiaten der HSS wurden im September 2013 in den Bundestag gewählt: die vier CdAS-Mitglieder [Katrin Albsteiger](#), [Dorothee Bär](#), [Dr. Reinhard Brandl](#) und [Stephan Stracke](#) (alle CSU) sowie die CDU-Vertreter [Dr. Stefan Heck](#) und [Dr. Peter Tauber](#) (der neue Generalsekretär der CDU).

Als Mitglieder im Landtag mischen die CdAS-Mitglieder [Markus Blume](#), [Georg Eisenreich](#), [Dr. Gerhard Hopp](#), [Dr. Hans Reichhart](#), [Kerstin Schreyer-Stäblein](#), [Dr. Ludwig Spanenle](#) (Kultusminister) und [Dr. Harald Schwartz](#) mit. Ebenfalls auf ein Stipendium der HSS verweisen können Innenminister [Joachim Hermann](#) (alle CSU) und FW-Chef [Hubsi Aiwanger](#).

Namensregister

Daniel Abbou	68	Crister Garrett	69	Mathias Mahr	60	Helmut Scherer	51
Achim Aigner	80	Michael Garkisch	51	Christine Mair	12	Martin Scherer	57
Hubert Aiwanger	80	Rolf Gebert	11	Peter Mair	44	Thomas Schiffl	25
Katrin Albsteiger	80	Irene Gerlach	58	Danny Malaka	11	Arnulf Schlüter	38
Carmen Albrecht	74	Thomas Gerlach	39	Peter Marcinkowski	66	Birgit Schmeitzner	77
Emmanuel Ametepéh	67	Gabriele Goderbauer-Marchner	53	Peter Markus	48	Josef Schmid	64
Lubna Azzam	79	Volker Göbner	65	Peter Marte	21	Elisabeth Schmidmaier-Kathke	78
Bernard Bäker	51	Robert Göss	37	Anne Martin	31	Susanne Schmidt	21
Dorothee Bär	80	Ralf Goldstein	12	Sebastian Martin	51	Johannes Schmitt	50
Stephan Balzer	44	Hans Christoph Grigoleit	9	Reinhard Marx	5	Dieter Schneider	80
Annenmarie Baumeister	80	Andreas Gruber	44	Steffen Mayer	73	Fabian Schober	80
Monika Beltinger	75	Gudrun Hackenberg-Treutlein	58	Jörg Maywald	58	Helena P. Schrader	69
Dietmar Beulke	22	Julia Hagel	80	Reinhard Meier-Walser	17	Gabriele Schreyer-Brummer	4
Lothar Bienst	34	Frank Halbritter	65	Martha Mertens	47	Kerstin Schreyer-Stäblein	80
Carsten Biesok	60	Yvonne Hamm-Düppe	9	Reinhold Messner	19	Johannes Schroeter	58
Alexander Bilgeri	80	Andreas Hammer	68	Michael Meyer	45	Alexander Schubert	33
Markus Blume	72, 80	Tobias Hartmann	62	Predrag Milosevic	26	Richard Schubert	59
Karin Blumer	47	Gerhard Haumann	48	Christine und Alfred Milz	46	Uwe Schürmann	42
Thomas Bohrer	45	Viktoria Hausmann	43	Susanna Misgajski	28	Stefan Schwab	37
Daniel Bolder	77	Stefan Heck	80	Sabine Möckl	21	Harald Schwartz	80
Christof Botzenhart	33	Jan Helmchen	60	Michael Nadler	69	Steffen Seibert	59
Reinhard Brandl	80	Joachim Hermann	80	Viola Neu	6	Thomas Seifert	67
Gerald Brettner-Messler	25	Reinhard Heydenreuther	8	Armin Neudert	65	Angela Siegel	43
André Bühling	80	Daniela Hilpert	44	Ulli Neuhoff	11	Julian Siegel	22
Winfried Bürzle	42	Erik Hilse	42	Gareth Newham	12	Ludwig Spaenle	80
Jan Philipp Burgard	17	Bernhard Hirsch	80	Franz Niedermaier	33, 59	Björn Stiegler	36, 60
Peter Burger	22	Philipp Hirsch	44	Hans-Peter Niedermeier 3, 4, 9, 30, 80	21	Josef Stitzl	22
Hanno Burmester	44	Gerhard Hirscher	6	Gabriele Nußbaumer	21	Kai Markus Stobbe	24
Daniel Burtsche	75	Gerhard Hörath	37	Jiri Pacourek	37	Stephan Stracke	80
Andreas Burtscheidt	4	Johannes Hölzl	51	Carl-Ludwig Paeschke	47	Maximilian Straßer	59
Christine Burtscheidt	35	Irmtraud Hollitzer	31, 61	Christina Paukner	24	Ingo Strehl	56
Andreas Butz	49	Tobias Hollitzer	61	Josef Pemmerl	45	Carmen Streit	43
Ines Claassen	32	Philipp Holzheid	77	Ilka Petermann	60	Rudolf Streinz	52
Stephan von Cramon-Taubadel	48	Gerhard Hopp	80	Lars Petersen	28	Josephine Strodel	21
Michael Czapella	17	Birgit Horn	44	Horst Pfadenhauer	7	Gerd Strohmeier	17
Andreas Dangelmayer	67	Erwin Huber	72	Thomas Pfannkuch	67	Michael Stumpf	80
Stephan Dehn	69	Karin Hutflötz	49	Rudolf Pfeifenrath 21, 24, 36, 38, 52, 56, 57, 60	21	Peter Tauber	80
Rainer Deppe	48	Uwe Husemann	29	Stefan Pickel	51	Christina Tenkhoff	51
Jürgen Dietrich	73	Eckhard Jesse	52	Kerstin Plehwe	69	Malte Tepe	44
Martin Diesbach	9	Heidi Jörend	42	Victoria Pöllmann	44	Toni Thalmeier	65
Franziska Dirr	46	Gerhard Juli	74	Frank Pörner	61	Peter Tirtay	57
Luis Durnwalder	19	Brigitte Kaiser	38	Johannes Pottthast	48	Michael Uhl	37
Friederike Ebeling	44	Armin Kiener	66	Wolfgang Pühs	73	Lars Ukerwitz	57
Hubert Eberle	67	Clemens Kippes	75	Daniel Quinger	51	Detlef Unger	29
Karin Ebert	80	Alexander Kissler	44	Frank-Olaf Radtke	35	Maximilian Vogel	24
Hilmar Eckert	68	Rainer Klämbt	67	Jörg Räuber	30	Regine Vogel	21
Markus Ehm	14	Valentin Klämbt	67	Gerhard Rauwolf	66	Johannes Vogl	44
Gabriele-Maria Ehrlich	80	Birgit Kleinhappl	72	Lutz Rathenow	31	Michael Wagner	44
Georg Eisenreich	80	Jürgen Kluge	35	Elisabeth Rees-Dessauer	70	Svenja Wagner	80
Kathrin Engelmeyer	55	Arthur König	29	Lukas Regner	67	Thomas Weiler	46
Jörg Ernesti	20	Patrick Kölbl	45	Hans Reichhart	80	Ulrich Wilhelm	59
Michael Ertl	45	Charlotte Knobloch	4	Axel Renner	21	Axel Wilke	32
Heiner Fangerau	46	Franz Knöpfle	79	Heiko Richter	4	Frank Wilzok	45
Klaus-Dieter Fascher	47	Josef Kraus	34	Tanja Rieger	36	Peter Witterauf	3
Hubertus Fehring	48	Jürgen P. Kropp	53	Klaus Rinkel	73	Eckhard Wolf	47
Markus Ferber	77	Andreas Künne	11	Bernd Udo Rochna	65	Jürgen Wurst	38
Michael Fernau	30	Karl Kuppelwieser	12	Klaus Rotter	9	Hans Zehetmair	3, 4
Aline Fiedler	60	Wolf Krug	12	Johannes Rudolf	55	Manuel Zeiler	55
Josch Fink	63	Yvonne Krumbiegel	30	İngö Rust	68	Janusz Zmurkiewicz	28
Ulrich Fistill	20	Matthias J. Lange	39, 50	Thomas Schärtl	50, 53	Wolfgang Zöllner	46
Maximilian Förster	67	Kerstin Lanje	48	Ernö Jenö Schaller	57	Guilhem Zumbaum-Tomasi	32
Christian Forster	77	Judith Ledermann	9	Peter Schappert	32		
Yorck Fratzky	73	Christoph Leifer	35	Klaus Scharioth	15		
Horst Freitag	10	Herbert Löffler	22	Günter Schellmann	77		
Peter Fuß	55, 56	Dominik Loy	65				

Autoren/Fotografen in dieser Ausgabe:

Marie Agethen, Markus Aichele, Judith Angerer, Freya Amann, Johann Ascherl, Alina Bacher, Ella Baun, Anna Bischoff, Carmen Bolkart, Birgit Botzenhart, Isabelle Brähler-Koerner, Felix Braun, Lena Buchmeier, Sandra Busch-Janser, Friederike Ebeling, Kathrin Engelmeyer, Felix Francke, Prolet Decheva, Marie-Isabelle Diekötter, Benedikt Dittmann, Sarah Dörner, Andrea Fronhöfer, Sebastian Fuchs, Samuel Gail, Tabea Gerstmann, Volker Göbner, Maximilian Golder, Cornelia Guju, Andreas Hämmerle, Claudia Häpp, Christian Hargasser, Tobias Hartmann, Tanja Hausner, Franziska Hötzingler, Alina u. Lennart Hügel, George Kalmutchi, André Kannenberg, Eva Keiter, Andreas Kick, Marion Kick, Frieder Krafft, Cornelia Krause, Brigitte Kröker, Isabel Küfer, Matthias J. Lange, Christian Langenbach, Georg Mayer, Steffen Mayer, Annika Menke, Predrag Milosevic, Alice Neuhäuser, Markus Neuhäuser, Franz Niedermaier, Kirsten Niehoff/Tapetenwerk, Thomas Pfannkuch, Gerd Pfeiffer, Carolin Pirk, Victoria Pöllmann, Marco Oelschlegel, Christopher Reichelt, Heiko Richter, Bernd Rochna, Sandra Roth, Maximilian Rückert, Christian Sander, Helmut Scherer, Fabian Schober, Markus Schmid, Michael Schramm, Rainer Sontheimer, Susann Städter/Mediathek Dresden, Florian Steffen, Kathrin Steinbeißer, Michaela Stocker, Wahid Tabatabai, Martin Unglert, Martin Urschel, Benedikt Vogler, Elisabeth Wittmann, Manuel Zeiler

Immer aktuell – die Hanns-Seidel-Stiftung im Internet:

www.hss.de

Club der Altstipendiaten der Hanns-Seidel-Stiftung (CdAS):

www.cdas.org

www.facebook.com/cdas.org

www.twitter.com/cdas_org

Intranet des CdAS:

intern.cdas.org

Alle Links aus dieser Ausgabe im CdAS-Intranet:



Neuer Förderbereich: MINT!

Nein, MINT ist keine neue Hausfarbe der Hanns-Seidel-Stiftung. MINT sind die Fächer Mathematik, Informatik, Naturwissenschaften und Technik. Für diesen Schwerpunkt wurde ein neuer Förderbereich beim Institut für Begabtenförderung (IBF) der Hanns-Seidel-Stiftung eingerichtet, da Studierende der MINT-Fächer bislang bei den Begabtenförderungswerken eine zu geringe Rolle spielen. Die Anforderungen an fachliche Eignung und gesellschaftliches Engagement sind identisch mit den Anforderungen in anderen Förderbereichen.

Information: www.hss.de/stipendium/foerderung.html

Leitung und Kontakt:
IBF, Prof. Hans-Peter Niedermeier, Roswitha Weiß
niederm@hss.de bzw. weiss-r@hss.de